Zeitbilder in Erzählungen

aus der

Geschichte der christlichen Kirche.

IX.

Wilderich von Ravenhorst

und

die deutschen Vaticanstürmer.

Nach

Albert de Labadye.

Autorisirte Uebersetzung.

Köln, 1868.

Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Zeitbilder

in

Erzählungen

aus der

Geschichte der christlichen Kirche.

Neunter Band.

Köln, 1868.
Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Wilderich von Ravenhorst

und

die deutschen Vaticanstürmer.

Nach

Albert de Labadye.

Autorisirte Uebersetzung.

Köln, 1868.

Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Zeitbilder in Erzählungen

aus der

Geschichte der christlichen Kirche.

Die Reihe von Erzählungen, deren neunten Band wir hiermit dem christlichen Volke übergeben, schildert demselben die Hauptepochen aus der Gründungs- und Entwickelungsgeschichte der Kirche in Bildern, welche Zeit und Zustände charakterisiren. Es ist dabei der Gedanke leitend gewesen, daß es nur einer richtigen Kenntniß von dem Wirken und den Geschicken der gottgestifteten Heilsanstalt bedarf, um ihr den Menschenverstand und das Menschengemüth gleichmäßig zuzuwenden. Unsere „Zeitbilder" sollen diese Kenntnißnahme bei Solchen befördern, bei denen rein wissenschaftliche Darstellungen nicht angebracht sind; sie bieten, wie man dies heutzutage will, ihren ernstern Kern in nicht zu harter Schale.

Das Werden und Wachsthum, das Leiden und Streiten der Kirche in Erzählungen darzustellen, ist keine neue Idee. Sie ist, wie aus der Vorrede zur Fabiola zu ersehen, von Cardinal Wiseman angeregt worden, als man den nunmehr Verewigten von der beabsichtigten Herausgabe einer „Katholischen Volksbibliothek" in Kenntniß setzte. Der gelehrte Kirchenfürst verstand sich sogar dazu, selbst den Anfang zu machen, und beschenkte so die katholische Literatur mit der genannten, jetzt weltbekannten Erzählung. Der Plan blieb leider unausgeführt. Jetzt ist er von einem Kreise französischer Schriftsteller wieder aufgegriffen worden.

Bei der Verpflanzung dieser Erzählungen auf deutschen Boden, wozu der Verleger die Berechtigung erworben hat, wollte man sich nicht auf eine einfache Uebersetzung beschränken, sondern es wurden auch die in unserm Vaterlande auf dem kirchengeschichtlichen Gebiete gewonnenen Resultate verwerthet. In dieser Gestalt dürfte nun die deutsche Ausgabe ihre Rechtfertigung in sich tragen. Nur wenige Worte zur Begründung des Unternehmens im Allgemeinen wolle man uns noch gestatten.

Die Jahrzehnte sind so lange noch nicht vorbei, wo man mit einer Art von siegesgewisser Eleganz die Zeit als in nächster Nähe bevorstehend erklärte, in welcher die sogenannte Bildung und das

naturhistorische Wissen für die Leute aus dem Volke, Politik und Aesthetik für die Gebildeten, die Stelle der Religion einnehmen würden. Die Aufklärungs-Propheten sahen Christenthum und Kirche bereits hinschwinden, um neuen, zeitgemäßern Institutionen Platz zu machen. Die einzige Rücksicht, die man noch zu nehmen der Mühe werth hielt, beschränkte sich darauf, die vermeintlichen Ueberbleibsel aus überwundener Zeit in ihrem langsamen Absterben nicht zu belästigen.

Diese Prophezeiung von dem Untergange der Kirche war das traurige Resultat der je länger je mehr von dem wirklichen geschichtlichen Boden des Völkerlebens sich loslösenden abstracten Philosophie. Man vergaß, daß die gesellschaftliche Gesittung, deren wir uns im Gegensatze zu den nichtchristlichen Völkern erfreuen, keine Errungenschaft bloßer menschlicher Speculation ist, sondern daß wir sie einer frohen Botschaft von Oben verdanken. Die menschliche Ueberhebung vergißt leicht, weil sie gern vergißt, was ihr geschenkt wird. Zugleich meinte man, diese Gesittung auch dann festhalten zu können, wenn man ihren Ursprung, den lebendigen historischen Christus, leugne, oder sie von Ihm trenne. Man gerieth in diesen Irrthum — als solchen erweist ihn die Erfahrung —, weil das in dem Evangelium uns zu Theil Gewordene die Gesellschaft nach und nach gleichsam durchsäuert hat; weil die Moral des Christenthums der Weltordnung und der Menschennatur so sehr entspricht, daß sie gleichsam die Luft bildet, in der unsere Geister athmen. Man mag es verkennen und leugnen, es ist so: die Ehrlichkeit des Alltagsmenschen hat, ohne daß dieser es eingesteht oder auch nur weiß, ein christliches Gepräge; sie ist eine Frucht der Offenbarung; so manchfaltig die individuellen Vorstellungen von Gott sowie von dem Wesen und den Gesetzen des Weltalls auch sein mögen, sie ruhen alle auf dem Unterboden des Christenthums, mit alleiniger Ausnahme des Materialismus, welcher den Geist und jede sittliche Ordnung in einem Athemzuge leugnet.

Die Bücher der Weltgeschichte wie die Blätter unseres eigenen Herzens — wir lassen uns nur zu gern das etwas peinliche Auseinanderschlagen dieser letztern verdrießen — zeigen uns auf jeder Seite, daß, seit das Christenthum als That Gottes in die Welt getreten ist, die Völker wie die Einzelnen tüchtiger oder untüchtiger, glücklicher oder unglücklicher — dies alles im rechten Sinne verstanden — in dem Grade geworden sind, als sie die frohe Botschaft männlich und freudig und thatkräftig aufgenommen oder von sich gestoßen und unbefolgt gelassen haben. Aber die Prophezeiung, von der wir oben gesprochen haben, ist unerfüllt geblieben: die Religion löste sich nicht auf; die Kirche starb nicht ab. Im Gegentheil: es zeigte sich ein mächtiger Rückschlag gegen die absolute Negation, und jenes Wort erwies sich als wahr, das dem unglücklichen Lenau in den Mund gelegt wird und dahin lautet, daß trotz

aller „Verhegelung", trotz aller Weltvergötterung seitens einer verkehrten Philosophie, „das Herz doch nach Gott schmachte". Ernste Geister haben gerade in der letzten Zeit die Nothwendigkeit und Wirklichkeit der Religion tiefer als je erkannt; niemals hat man sich lebhafter mit der Kirche beschäftigt, als eben in unsern Tagen.

Wir hoffen, auch das Verständniß wird sich mehr und mehr einstellen, und dann die Bethätigung des Erkannten im rechten Geiste nicht fehlen. Daß auch unsere „Zeitbilder" etwas zur Erkenntniß der weltgeschichtlichen Mission der Kirche beitragen, dazu gebe Gott Seinen Segen!

Die Herausgeber.

Bis jetzt sind folgende Bände erschienen:

I. Band: **Hanani** oder die letzten Tage Jerusalem's.
224 Seiten 8⁰. 1865. Preis in elegantem Umschlag br. 20 Sgr.

II. Band: **Sabinianus** oder die ersten Apostel Gallien's.
240 Seiten 8⁰. 1865. Preis in elegantem Umschlag br. 20 Sgr.

III. Band: **Antonia** oder die Martyrer von Lyon.
264 Seiten 8⁰. 1866. Preis in elegantem Umschlag br. 20 Sgr.

IV. Band: **Kaiser Julian**, der Abtrünnige und des Schatzmeisters Töchterlein.
320 Seiten 8⁰. 1866. Preis in elegantem Umschlag br. 22½ Sgr.

V. Band: **Severinus**, der Apostel der Donauländer.
344 Seiten 8⁰. 1866. Preis in elegantem Umschlag br. 24 Sgr.

VI. Band: **Chluodewig**, der Sieger über die arianischen Westgothen und Begründer des katholischen Frankenreichs.
256 Seiten 8⁰. 1866. Preis in elegantem Umschlag br. 20 Sgr.

VII. Band: **Rodoald**, der letzte Sprößling der Langobardenkönige.
238 Seiten 8⁰. Preis in elegantem Umschlag br. 20 Sgr.

VIII. Band: **Robert von Saverny** oder das christliche Abendland vor Damascus.
336 Seiten 8⁰. 1867. Preis in elegantem Umschlag br. 24 Sgr.

IX. Band: **Wilderich von Ravenhorst** und die deutschen Vaticanstürmer.
408 Seiten 8⁰. 1868. Preis in elegantem Umschlag br. 27 Sgr.

Vorbemerkung zum neunten Bande.

„Mehr noch als bei den vorhergehenden Bänden unserer »Zeitbilder« sahen wir uns bei dem vorliegenden veranlaßt, von dem französischen Original abzuweichen. Besonders konnten wir uns mit dem gar zu dürftigen historischen Hintergrunde nicht zufrieden geben.“ Wir wiederholen hier diese Sätze, welche wir bereits an die Spitze des fünften Bandes stellten, weil sie in noch viel höherm Grade von den nun folgenden gelten. Von dem vorliegenden Bande z. B. ist kaum ein Drittel nach dem Französischen bearbeitet; alles Uebrige ist neu hinzugekommen. Wer sich die Mühe nehmen will, den Urtext mit dem Deutschen zu vergleichen, wird uns nicht bestreiten, daß unser Vorgehen ein berechtigtes und der Sache förderliches ist.

Aber wir müssen noch ein Wort zufügen. Wir treten mit den folgenden Bänden culturgeschichtlich ein in die Zeit, welche alle die Gegenwart bewegenden Gedanken und Widergedanken im Keime enthält. Aus diesem Grunde und weil wir eben im großen Ganzen mehr Originalarbeit geben, als Uebertragung, wollen wir ausdrücklich und ein für alle Mal bemerken, daß wir die einzelnen Züge und die Farben zu unsern Bildern der wirklichen Geschichte, entlehnt haben. Was darum etwa dem Einen „grell“, was dem Andern selbst „unglaublich“ erscheint, ist somit doch wahr. Wir haben das Thatsächliche in der Darstellung eher gemildert, als übertrieben.

Die Herausgeber.

I.

Ein Ritter gibt's — ein Ritter nimmt's.

Die Herren von Kraneburg stammten aus einem der ältesten und ruhmreichsten westfälischen Geschlechter. Auf einer mäßigen Anhöhe im Sauerlande lag ihr Edelsitz, umgeben von einem mächtigen Eichen- und Buchenwalde, welcher an der Nordwestseite der Anhöhe sich aus der Ebene dicht und schattig hinaufzog. Nur die hohe Warte der Kraneburg ragte mit ihren Zinnen über die Waldung hervor; sonst war zur Zeit, wo es draußen grün ist, von dem Schlosse auf einige Entfernung nichts zu sehen, weder in der Ebene unten, noch auch vollends oben im Walde. Am Fuße des Kraneberges, so nannte man jene Anhöhe, ging die Heerstraße vorbei. Diese war in ihrer Art etwas Besonderes: im Winter sank der Bedauernswerthe, welcher sie passiren mußte, bis an die Kniee in den Schlamm, und in der heißen Jahreszeit hatte er sich mühsam durch den fußhohen Mahlsand hindurch zu arbeiten.

An einem heißen Augusttage des Jahres 1521 kam ein Ritter in voller, schwerer Rüstung dieses Pfades. Weg und Sonnengluth beugten dem starken Rosse, welches ihn trug, den stolzen Nacken; die Nüstern stoben, dichter weißer Schaum quoll aus dem Maule zu beiden Seiten hervor und bezeichnete im Sande den Weg von Roß und Reiter. Letzterer, ein stattlicher Herr mit geschlossenem Visir, richtete sein Auge schon lange unverwandt auf den Wartthurm der Kraneburg. Nichts war ihm augenblicklich erwünschter, als ein alter, gebückt an einem Stabe einherschreitender Mann, welcher jetzt eben aus einem schattigen Seitenwege heraus auf die Heerstraße kam. „Grüß' Euch Gott, Alter!" rief der Ritter ihm zu. Als der Gruß erwidert war, erkundigte der Geharnischte sich nach dem Edelhofe.

„Das ist die Kraneburg, Herr Ritter," antwortete der Alte. „Eigenthümer und Besitzer des Schlosses ist Herr Hugo Ewald Augustin von Kraneburg, ein edeler Herr und mein früherer Scholar." Der Geharnischte warf einen überraschten Seitenblick auf das kleine, gekrümmte Männchen, welches die letzten drei Worte äußerst kräftig betont und sich zugleich würdevoll in die Höhe zu richten versucht hatte. Durch diesen Versuch entstand eine Pause von einigen Secunden, worauf der Alte folgendergestalt fortfuhr: „Ihr müßt nämlich wissen, Herr Ritter, daß ich Antonius Ströhing heiße und Magister liberalium artium bin, auch zeitlebens auf der Kraneburg gewohnt habe bis vor Kurzem, worüber ich Euch Näheres vermelden will. Der jetzt regierende Herr von Kraneburg, Herr Hugo Ewald Augustin, ist der Letzte seines Stammes . . ."

„Ist er verheirathet?" warf der Ritter ein.

„Wohl," versetzte Magister Antonius Ströhing. „Seine Gemahlin ist eine Edelfrau von Ramberg, mit Vornamen Wilhelmine. Der Herr von Kraneburg ist ihr jetzt sieben Jahre lang vermählt, hat aber keinen Leibeserben von ihr erhalten."

„Wie alt ist Herr von Kraneburg?" fragte der Herr zu Roß.

„Er steht in seinem dreißigsten Jahr," antwortete der Magister. „Laßt mich," fügte er in etwas gereiztem Tone hinzu, „nur gemächlich weiter erzählen, Ihr werdet dann, während wir fürbaß ziehen, alles haarklein erfahren. Also der Herr von Kraneburg ist, was den Geist und das Denken anbelangt, ganz mein Gebilde, und darauf bin ich stolz. Bei mir hat er lesen und schreiben gelernt, auch das Pater noster, Ave Maria, Benedicite, Gratias, Donati grammaticam, Alexandri Evangelia und Sequentias, sowie Cantum choralem. Das war die erste oder Elementar-, auch vorbereitende Periode ad Parnassum. Hugo's Vater — Gott habe ihn selig! — war ein gestrenger, aber gerechter Herr, der von den Schulen keinen hohen Begriff hatte. Er pflegte von den öffentlichen Lehrern an denselben zu sagen: »Von den sieben freien Künsten haben die magistri artium den Namen, sollen darin erfahren sein; aber der Regens sammt den Meistern sehen mehr auf den Nutzen, den sie und die Bursen davon haben, als auf die Geschicklichkeit. Wenn es schließlich zur Prüfung und Promotion in magistrum kommt, so lassen sie gemeiniglich Jeden zu, er sei geschickt oder ungeschickt, wenn er nur brav jura und Gold spendirt. Wenige gibt es, welche die Künste alle, ja auch nur einige verstehen.« Der alte Herr von Kraneburg war

ein Feind jeglicher Halbheit: »nichts halb, lieber gar nicht!« lautete sein Spruch. Da er mich nun von Jugend auf kannte — wir beide hatten zusammen studirt — so ordnete er mich zum Erzieher seines Hugo an und wollte diesen nicht auf die Universität schicken, bevor ich ihn gründlich vorgebildet. So lernte Hugo denn bei mir die sieben freien Künste, die Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie. Als ich ihm von dieser Wissenschaft alles beigebracht hatte, was ich selbst davon wußte, und wir nun darauf sannen, zur Universität zu ziehen, traf die Nachricht ein, daß Hugo's Vater in Italien, wohin er mit Kaiser Maximilian in den Krieg gezogen war, auf dem Schlachtfelde gefallen sei. Das war für Hugo's Mutter eine bittere Post. Denn obwohl die Frau bisheran mir an der Erziehung Hugo's mehr geholfen hatte als der Vater, welcher für seine Person Jagd, Rauferei und Krieg liebte, so war doch gerade jetzt der Zeitpunkt da, wo die Einwirkung des Vaters auf den Junker zu beginnen hatte. Das war's. Herr Hugo ist eine gebieterische und gewaltthätige Natur, hitzig, leidenschaftlich, nach Unabhängigkeit von jedem Zwange strebend. Was die gnädige Frau als Mutter thun konnte, um durch eine umsichtige und sorgfältige Erziehung den wilden Charakter ihres Kindes zu bändigen, — sie hatte nichts unterlassen. Ihre Bemühungen schienen auch in erwünschter Weise mit Erfolg gekrönt zu werden; denn Hugo gehorchte jedem ihrer Winke, und seine tiefe Liebe zu ihr trat bei allen Anlässen auf's deutlichste hervor. Der Tod seines Vaters im Streite wider die Wälschen entfachte in dem achtzehnjährigen Junker Hugo die ihm angeborene Rauf- und Ritterlust, welche bis jetzt vor der

Beschäftigung mit den Musen hatte schweigen müssen. Anstatt ihn daher auf die Universität zu schicken, ließ die Mutter ihm einen Fechtmeister aus Augsburg kommen. Die nächsten zwei Jahre vergingen dem Junker fast ausschließlich unter dergleichen Waffen-Uebungen; an die freien Künste wurde nicht mehr gedacht. Während der darauf folgenden zwei Jahre machte Hugo eine Fahrt durch's Reich, »um unter Leute zu kommen und Städte zu sehen,« sagte er. Als er von dieser Reise auf die Kraneburg zurückgekehrt war, dachte seine Mutter allmälig daran, ihn zu verheirathen. Sie hatte das Edelfräulein Wilhelmine von Ramberg für ihn auserseshen, und ihre Wahl fand Hugo's Zustimmung. Auch Wilhelminens Eltern selbst erhoben keine Einsprache. Anno 1514 fand unter großen Festlichkeiten die Vermählung statt. Etwa vier Jahre lang lebten die herrschaftlichen Schloßinsassen, so weit ich beurtheilen konnte, glücklich und zufrieden mit einander. Hugo's heftige Gemüthsart, die der alten Freifrau so viel Besorgniß gemacht hatte, schien durch Zucht und Zeit und Wilhelminens sanftes Wesen mehr beruhigt. Aber der Leu schlief nur. Ritter Hugo hatte sich zwar nach seiner Vermählung wieder eifriger mit den Wissenschaften beschäftigt, und nicht, wie früher, mit den freien Künsten, sondern mit den wirklichen, den hohen Wissenschaften, der Welt- und Staatskunde, der Religion und Philosophie. Dabei gebrauchte er mich als seinen Dolmetsch für die Lateiner. Ich merkte bald, daß dieser Herr Ritter Hugo ein ganz anderer Mensch war als der frühere Junker, den ich die artes gelehrt hatte. Seine Fahrt durch's Reich hatte ihn umgestaltet und die ihm von mir eingeflößten Anschauungen und Gedanken

zur Entwickelung gebracht. Die Fremde schärft den Blick. Herr Hugo hatte viel gesehen und viel gehört, sich aber wenig erbaut an den Zuständen im deutschen Volk und Reich bei Weltlich und Geistlich. Jubelnd begrüßte er daher das Auftreten des Augustinermönchs Dr. Martin Luther auf dem Reichstage zu Augsburg, Anno 1518. Damit begann der Unfriede in der Familie, und es dauerte nicht lange, so konnte Hugo's Mutter sich überzeugen, daß ihr Sohn mit dem ganzen Ungestüm seines Charakters, welches von nun an wieder häufiger zum Ausbruch kam, ein Anhänger Dr. Luther's war. Wie Ihr über diese Sache denkt, Herr Ritter, weiß ich nicht; ich selbst aber ziehe mit dem Herrn Hugo an Einem Karren; er ist, wie schon gesagt, mein Schüler und geistig mein Gebilde. Darum warf die alte Freifrau denn auch einen grimmigen Haß auf mich, wie Ihr später genauer erfahren sollt. Nicht unerwähnt will ich hier lassen, daß zu Herrn Hugo's verbitterter Stimmung seiner Mutter und seiner Gemahlin gegenüber, welche sich in den letzten Jahren bei jeder Gelegenheit kund gab, auch der Umstand beigetragen haben mag, daß die Ehe bisher ohne Kinder blieb. Herr Hugo ist dem Familienkreise ganz entfremdet und lebt nur für sich und für die großen Dinge, welche die Welt bewegen. Schade für ihn, daß er dabei düster, mürrisch, reizbar geworden, was bei mir gar nicht der Fall ist, obwohl in meinem Kopfe beständig dieselben Gedanken umgehen, wie in dem seinen, und noch höhere."

„Ihr seid älter an Jahren, also auch älter an Verstand als der Ritter von Kraneburg," bemerkte ironisch der Geharnischte.

„Hm, hm, das ist so was!“ schmunzelte der Magister; „das ließe sich hören. Ja, glaubt nur, Herr Ritter, in diesem Hirnkasten“ (er schlug sich vor die Stirn) „hat schon manch' eine Sach' geherbergt, so der tausendste Mann nicht versteht.“

„Könnt Ihr mir sagen, ob der Herr von Kraneburg jetzund daheim sitzt?“ unterbrach der Ritter etwas unhöflich den Alten in seinem anhebenden Selbstlob.

„Ach ja, wir sind ganz von der Sache abgekommen,“ entgegnete der Magister, der die Frage nicht verstanden hatte, und nachdem er sich mit der flachen Hand den Schweiß von der runzeligen Stirn getrocknet, fuhr er fort: „Also die alte Freifrau, Hugo's Mutter, hatte es schon längst ungern gesehen, daß der Herr Ritter und ich stets hinter den Büchern hockten. Nun traf ich vor einigen Wochen hier auf diesem selben Wege einen Hausirer, welcher einen ganzen Pack neuer Schriften von Dr. Martinus Luther und andern des Wortes gleich mächtigen Autoren bei sich führte. Ich glaubte Herrn Hugo keinen bessern Dienst leisten zu können, als wenn ich den Mann mit auf's Schloß brächte, wo wir uns dann die Libelle genauer ansehen und das Passende auswählen könnten. Unglücklicher Weise hatte Herr Hugo kurz vorher wieder einen heftigen Auftritt mit der gnädigen Frau und seiner Mutter über Religionssachen gehabt. Er stand an der Fallbrücke, als ich mit dem Hausirer oben anlangte und ihm zurief: »Victoria, Herr Ritter! Neue Fascikel vom Wittenberger Doctor!« Kaum hatte ich das Wort gerufen, so stürzten Hugo's Mutter und Frau Wilhelmine aus der Halle auf den Hof, gefolgt von zweien ihrer Dienstleute. Denen befahl die Erstere, den Hausirer und mich — »den Ver-

führer« — ohne alles Weitere vor das Thor zu setzen, falls wir uns nicht sofort entfernten. Herr Hugo, welcher bis jetzt unbeweglich an der Fallbrücke gestanden, wandte sich langsam um gegen die Frauen. Seine Züge verkündeten Unheil; aber das Wort erstarb ihm auf der Zunge; er nahm die Frauen schweigend bei der Hand und ging mit ihnen in's Schloß. Jetzt bekamen wir's mit den beiden Reisigen zu thun, welche uns, dem erhaltenen Befehle gemäß, flugs hinausschafften. Wir mußten fort; das Thor wurde uns vor der Nase verriegelt. Im Weggehen rief ich den Klötzen zu, man solle mir meine Sachen nach dem Rauhingkotten schicken. Ihr seht ihn dort liegen, Herr Ritter, dort zwischen den Eichenstämmen hindurch." Er deutete auf ein elendes Häuschen mit einem Strohdach, welches anmuthig in einem Wiesengrunde am Fuße des Kraneberges lag. „Dorthin nahm ich auch den Hausirer mit und ließ ihn seine Hefte auskramen, die ich dann mit großem Gleichmuthe durchstöberte, indem ich sicher darauf rechnete, daß Herr Hugo schon alles wieder in Ordnung bringen werde. Darin hatte ich mich jedoch geirrt. Zwar war der Herr von Kraneburg eine halbe Stunde später bei mir; aber er theilte mir mit, seine Frau Mutter bestehe fest auf meiner Entfernung aus dem Schlosse, und ihm sei es unmöglich, gegen ihren Willen sich aufzulehnen. Indessen möchte ich ganz unbesorgt sein; denn es solle mir auch künftig an nichts fehlen. Seine Mutter habe sich damit einverstanden erklärt, daß er mich mit allem Nöthigen versehe. Nachdem Hugo hierauf vom Hausirer mehrere Fascikel gekauft hatte, begab er sich in's Schloß zurück und schickte mir meine Habseligkeiten herunter. Er besucht mich — Euch darf ich's wohl anvertrauen, Herr

Ritter — auch jetzt noch häufig, ohne Vorwissen seiner Frau Mutter und seiner Gemahlin, und dann sprechen wir über die Zeit und über gelehrte Sachen... Also Ihr wollt bei dem Herrn von Kraneburg vorsprechen, edeler Herr?"

„Das möcht' ich allerdings," lautete die Antwort.

So reitet nur hier hinauf. Ihr trefft ihn jetzt sicher zu Hause. Der Weg schlängelt sich rings um den Berg, und wenn Ihr Euch vor den Seitenpfaden hütet, so seid Ihr in einer Viertelstunde oben."

„Ich dank' Euch, Alter! Bevor wir auseinander gehen, möchte ich Euch noch bemerken, daß es mir sehr aufgefallen ist, wie Ihr Euch selbst und den Herrn von Kraneburg ohne Weiteres einem Fremden gegenüber als Anhänger Luther's bezeichnetet, ehe Ihr noch wußtet, ob ich nicht ein Freund des Kaisers und Papstes sei. Ihr werdet doch gehört haben, daß gegen Luther und gegen Alle, welche ihm anhangen oder ihn schützen, auf dem vor mehr als drei Monaten in Worms abgehaltenen Reichstage vom Kaiser die Reichsacht verhängt worden ist?"

„Was, der Wittenberger Doctor wäre im Bann, sagt Ihr? Davon war mir nichts bekannt, und mein edeler Herr weiß eben wenig darum. Wir haben überhaupt seit langem keine Nachricht mehr über die Vorgänge im Reich, da sich in unsere abgelegene Gegend selten eine Neuigkeit verirrt. Aber weshalb hat man den Doctor Martinus geächtet?"

„Weil er sich geweigert hat, zu widerrufen, so lange er nicht überzeugt sei, daß seine Meinung der Bibel widerspreche."

„Und wo ist er jetzt?" fragte der Magister.

„Das weiß Niemand," antwortete der Ritter. „Merkt Euch meine gut gemeinte Warnung. Nun, geh's Euch gut! Nehmt das als Andenken an mich!" Mit diesen Worten reichte der Geharnischte dem Magister drei schwere Rabenducaten.

Der Alte empfing mit vor Rührung zitternder Hand die „goldenen Vögel" — wie das Volk sie nannte. Er lüftete seinen Hut und rief dem hinaufreitenden Ritter noch mehrmals sein: „Gott lohn's Euch!" zu, bis Jener hinter der nächsten Wegkrümmung verschwand. Dann betrachtete der Magister sich die Ducaten von allen Seiten, ehe er sie schmunzelnd einsackte und den Weg zum Rauhingkotten einschlug.

Er hatte erst einige Schritte gemacht, als aus dem dichten Erlengebüsch ein Mann mit gezogenem Schwerte hervorkam und ihm den Weg vertrat. Allem Anschein nach war derselbe ein verkommener Ritter, ein „gartender" Junker, oder „Placker", wie man diese Gesellen, welche damals gar nicht selten waren, zu nennen pflegte. „Euer Geld oder Euer Fell!" sprach der Junker, den Magister derb beim Kragen fassend.

„Ich bin ein armer Mann; laßt mich und fahrt schön, Herr Junker!" flehte Antonius Ströhing.

„Nichts da, keine Flausen!" entgegnete der Andere und verzog dabei die Haut seiner niedern Stirn, der aufgeworfenen Stülpnase und des gewaltigen Maules zu einer Fratze, die jedes unbetheiligten Beobachters Lachmuskeln unwillkürlich in Bewegung gesetzt haben würde, dem armen Magister aber einen jämmerlichen Hülferuf auspreßte. „Wollt Ihr wohl schweigen?" knirschte nun der grimmige Junker und verstopfte seinem Opfer zugleich den Mund

vermittels eines Lappens, den er mit geübter Hand rasch aus seinem Wamms gezogen hatte. Dann faßte er die dürren Handgelenke des Schulmeisters mit seiner Linken zusammen und sprach, drohend das Schwert emporschwingend, mit krächzender Stimme: „Holla, du Allerweltsſatansbalg, du alter Schelm! Hurtig mit den Ducaten heraus, die der Ritter dir gegeben hat, oder — —“

Der Magister glaubte nun, daß es doch nicht mehr geheuer sei, und suchte durch Kopfnicken kund zu thun, er wolle auf das gestellte Verlangen gutwillig eingehen. Nachdem der Junker hierauf die rechte Hand des Alten frei gelassen hatte, zog der Magister die drei Goldstücke hervor und überreichte sie weinend dem Räuber. Unter höhnischem Lachen steckte dieser sie zu sich, und mit den Worten: „Du hast die Ehre gehabt, dem Ritter Hilchen von Aufseß deinen Tribut zu zahlen,“ verschwand er in dem Buschwerk. Einen Augenblick später sah der Magister ihn mit einem alten, magern Gaule wieder daraus hervorkommen. Der Junker schwang sich hinauf und trabte davon, um am nächsten besten gelegenen Ort wieder auf neue Beute zu lauern.

„Gott soll dich strafen, du vermaledeiter Schnapphahn!“ fluchte der Magister ihm nach, während er auf den Rauhingkotten zuging.

Die Wegelagerei verkommener Adeligen, die sogenannte „Plackerei“, kam im Laufe der ersten Jahrzehnte des Reformations-Zeitalters allenthalben im deutschen Reiche so sehr in Schwung, daß sie einen Vergleich mit den blühendsten Zeiten des Raubritterthums, wie es unmittelbar vor der Thronbesteigung Rudolf's von Habsburg die Gauen unsicher machte, nicht zu scheuen brauchte. Der Grund

dieser Erscheinung liegt nahe; er ist vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich, in der umgestalteten Kriegsführung zu suchen. Bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts hatte der Adel, schwer geharnischt, auf gleichfalls schwer geharnischtem Rosse, die Schlachten allerdings nicht allein geschlagen, wohl aber dieselben stets endgültig entschieden. Die ganze Kriegsführung empfing ihren Charakter von den adeligen Reitern, den Rittern, über deren heldenhafte Einzelkämpfe die Geschichte des Mittelalters auf fast jeder Seite ihrer Rollen Wunderdinge zu erzählen weiß. Mit der Erfindung des Pulvers und der allmäligen Ausbildung der Schießkunst vollzog sich nach und nach ein völliger Umschwung in der Art, Krieg zu führen und Schlachten zu gewinnen. An die Stelle der frühern Einzelkämpfe mit Speer und Schwert trat die Massenwirkung mit den Feuerbüchsen, an die Stelle der adeligen Cavalerie die dichtgeschlossene Phalanx des bürgerlichen Fußvolks, welches namentlich zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Gestalt der Landsknechte zu hoher Geltung gelangte. Auf diese Weise wurden die kostspieligen Ritter den raufenden Fürsten entbehrlich. Letztere mietheten statt ihrer Söldnertruppen, welche durch geschickte Leitung und kluges Verfahren hinsichtlich der Auszahlung des Soldes ein eben so werthvolles Kampfmittel zu werden versprachen. Die niedere Ritterschaft wurde somit durch die neue Zeitströmung selbst auf ihre Burgen und Schlösser verbannt. Was sollte sie dort beginnen? Dazu kam, daß die Territorialherren sich immer größere Uebergriffe in die alten Freiheiten und verbrieften Rechte des niedern Adels erlaubten und nur das eigene Gebiet möglichst zu erweitern trachteten. Selbstverständlich wehrte der niedere Adel sich,

so viel es anging, seiner Haut und ergriff jeden Anlaß, um zu zeigen, daß auch er noch da sei und sein Wort mitzusprechen habe. Die Wahl der Mittel, sich geltend zu machen, verursachte ihm keine Gewissensbisse; wo es sich jedoch traf, daß er den Fürsten unter dem Scheine einer guten That eins anhängen konnte, da verschmähte er auch die Heiligenglorìole nicht. So zeigte er sich gern als Hort der Unterdrückten und Rächer begangener Ungerechtigkeiten. Wenn Beispiels halber Jemand mit einem Andern einen Span hatte oder bei den Gerichten nicht zu seinem Rechte kommen konnte — und der Weg der Justiz war weit, kostbar und obendrein unsicher —, so „verherrte" er sich einem der „Reiterei" kundigen Junker, welcher seinerseits die Verpflichtung übernahm, dem Andern vermittels Gewalt zu seinem Rechte zu verhelfen. Der Junker lauerte dann dem Gegner oder den Angehörigen desselben auf, schleppte sie auf seine Burg und quälte sie dort so lange mit hartem Gefängniß oder Torturen, bis sie sich bereit erklärten, das vom Junker geforderte Lösegeld zu zahlen. Man nannte das „sich schatzen". Erst wenn die Summe bis zum letzten Heller in den Händen des Junkers war, wurde der Gefangene wieder frei gegeben. Noch ein dritter Grund bestimmte die Junker zur Wegelagerei. In demselben Maße, wie ihre Mittel abgenommen hatten, waren ihre Bedürfnisse gestiegen. Der ausgebreitete deutsche Handel hatte seit langer Zeit eine Menge von Bequemlichkeiten und Ueppigkeiten eingeführt, und der Adel wollte im Lebensgenuß hinter den reichen Städtern nicht zurück bleiben. Nun gab es wohl manche Ritter, welche einen Theil ihrer Einkünfte oder gar ihrer Privilegien um goldene Ketten, seidene Wämmser, goldene

Ringe, feine Trinkgeschirre, Edelsteine und Perlen, prächtiges Hausgeräthe und dergleichen Dinge mehr, welche der gute Ton erforderte und der Stand mit sich brachte, an die geldprotzigen Kaufleute der reichen Städte abstanden. Aber nicht Alle konnten oder wollten das. Zogen die Kaufleute von Nürnberg auf die Messen nach Frankfurt, Leipzig, Breslau, Nördlingen, Genf, Lyon 2c., so waren sie alsbald bei den adeligen Plackern „verkundschaftet" und wurden, wenn sie nicht unter starker reisiger Bedeckung ihre Pfade gingen, stracks niedergeworfen, geplündert und dazu noch gefangen gehalten, bis sie sich „schatzten". Nicht wenige Junker „plackten" auch aus reiner Eifersucht die Städter. In diese Klasse scheint z. B. Hanns Thomas von Absberg zu gehören, welcher allen Nürnbergern, deren er habhaft werden konnte, die rechte Hand abschlug und diese dann dem Rath zum Geschenk übersandte, damit „der Rath daraus ersehe, daß Hanns Thomas von Absberg noch ein Schwert führe, an welchem der Rath sich die Zähne ausbeißen muß". Es war eben die Zeit, wo der Kampf zwischen der ausgelebten Junkerwirthschaft und dem frisch aufblühenden, selbstbewußten Bürgerthum um so hitziger zu werden begann, je mehr die freien Reichsstädte und ein ansehnlicher Theil der nicht freien Landstädte, stark und mächtig durch Bündnisse mit den erstern, zu Besitz und Ansehen gelangten, was sie geehrt, gefürchtet und beneidet machte im Auslande sowohl wie im eigenen Vaterland.

Mit Verachtung aber auch mit Neid sah der Ritter auf den Städter; die edele Geburt, welche dem Bürgersmanne fehlte, das eingezwängte häusliche Leben, die fleißige Betriebsamkeit hielt der Junker für entehrend, und

es war eine Freude für ihn, — die Pfahlbürger zu necken, zu schrecken, zu placken.

So war das gegenseitige Verhältniß des ritterlichen und bürgerlichen Standes, der beiden vorzugsweisen Träger der gesellschaftlichen Gährung jener Zeit.

II.

Ein falscher „Ulrich von Hutten“.

Zu derselben Zeit, wo der Geharnischte unten in der Ebene die Geschichte des Burgherrn Hugo und die Ansichten des Magisters Antonius Ströhing von diesem Letztern mit großer Geduld sich erzählen ließ, saßen oben in einem hohen und geräumigen Saale der Kraneburg zwei Männer bei einer Kanne Rheinwein in lebhafter Unterhaltung begriffen. Der eine von ihnen war eine martialische Gestalt in der Blüthe der Vollkraft, mit mächtiger Stirn und einem nicht minder mächtigen Kinn, feuerigen Augen und aristokratisch gebogener Nase, — offenbar ein Mann des Schwertes und des Gebietens, wenngleich die beiden Denker-Falten über den Augenbrauen auf Uebung in geistiger Arbeit hinzudeuten schienen. Auch saß er jetzt nicht als Kriegsmann, sondern in der Kleidung des friedlichen Edelmannes da. Sein voller, kurzgeschorener Bart ließ die sauber gefältelte Hemdkrause sehen. Das Wamms von dunkelrothem Damast war vorn weit ausgeschnitten und hatte bauschige Aermel, die jedoch unten am Handgelenk knapp anschlossen. Darüber trug er eine Schaube von braunem großgeblümtem Damast, mit weißem Pelz schmal verbrämt und roth ausgeschlagen und mit Armschlitzen

an beiden Seiten. Die eng anliegenden Beinkleider waren gelb, die Schuhe stumpf und von schwarzer Farbe. Seine Kopfbedeckung, ein Barett, lag neben ihm auf dem Tische. Der Mann paßte ganz in diesen Rittersaal mit den gothischen Fenstern und mit dem schweren schwarz-roth-golden angemalten Gebälk; — es war Herr Hugo Ewald Augustin von Kraneburg.

Einen nicht so günstigen Eindruck machte sein Kumpan, ebenfalls — wie es schien — ein Edelmann, aber in abgetragener, schmutziger und überall vernachlässigter Kleidung. Seine abgelebten Züge, welche deutlich die Spuren böser Leidenschaften trugen, waren keineswegs häßlich oder unedel und mochten nach Umständen auch Respect einflößen; ein ironischer Zug um die Mundwinkel jedoch und das unheimliche Feuer der Augen ließen kein Vertrauen zu dem Manne erwachen. Wir treffen ihn eben in heftiger Rede. Er ist daran, dem Ritter zu erzählen, was sein Freund Edgar von Bruch, der jetzt schon anderthalb Jahr in Rom sei, ihm über „das dortige Sündenleben“ geschrieben habe. „Sollen wir,“ schloß er, „diesen Leuten den Gefallen thun, uns von ihnen hansen zu lassen?“

„Ihr treibt die Sachen wohl etwas zu weit, Herr von Hutten,“ bemerkte Hugo von Kraneburg, das von Aufregung verzerrte Gesicht des Andern scharf betrachtend. „Wenigstens sehe ich diese Sache von einem andern Gesichtspunkte aus an. Sanct Peter's Dom, den Papst Julius II. begonnen hat und Leo X. gern vollenden möchte — das Mäcenat der Künste und Wissenschaften ist ja der Mediceer Stolz —, Sanct Peters Dom ist nicht bloß, so will mich bedünken, der Römer Dom, sondern ein Sammel- und Prachtbau gemeiner Christenheit.“

„O nicht doch,“ lautete die Widerrede. „Mögen die römischen Klotzanbeter sich ihren Götzentempel bauen mit ihrem eigenen Gelde, nicht mit dem des deutschen Volkes! Wir wollen los von diesem Rom, dieser verderbten Kirche, welche dem Volke die Schrift vorenthält. O, es ist wahrhaftig eine Schmach, daß die Kurfürsten den König Karl bei seiner Kaiserkrönung in Aachen Anno 1521 post Christum natum noch zu dem Pact der drei und dreißig Artikel verpflichtet haben, darin es heißt, der deutsche Kaiser habe den Stuhl zu Rom, den Papst und die Kirche als Advocatus derselben zu schützen! Kurfürsten und Reichsfürsten, die solche Artikel aufsetzen und die — das soll ihnen wahrlich gleichfalls unvergessen bleiben — einen neunzehnjährigen Spanier zum deutschen Könige wählen können, das sind auch Feinde der Freiheit und des lautern Evangeliums, sind Feinde der Größe des deutschen Reichs, das eine eigene Kirche haben muß und haben soll!“

Jetzt hielt auch der Herr von Kraneburg nicht mehr an sich. Der vermeintliche Hutten zuckte zusammen, als er den gewaltigen Ritter vom Stuhle auffahren, und sich in seiner ganzen Länge vor ihn hinstellen sah. Mit Donnerstimme, flammenden Auges, begann Kraneburg zu reden: „Das heilige römische Reich deutscher Nation ist groß nur durch die Einheit der gemeinsamen Kirche. Zerreißt die Bande der Einigung, richtet zwei Kirchen neben einander auf, bei Gott, ich will ein schlechter Prophet sein, wenn das Reich nicht zerfällt. Darum geht meine Ansicht dahin, daß man aus dem unruhig gewordenen Bienenkorb allerdings die Drohnen, die den Honig auffressen, ohne zu arbeiten, ausbrennen und vernichten soll, aber

Deutschland von Rom losreißen, weil der Eine und der Andere entartet ist, nein, niemals werde ich dazu die Hand bieten! Jeder, der darauf ausgeht, ist in meinen Augen ein Feind des Reichs. Und so komme ich abermals auf meine Behauptung zurück: Sanct Peter's Dom in Rom ist der gesammten Christenheit Bau und Tempel. Daß hier und da ein Mönch mit Ablässen schachert, erachte auch ich niedrig, und nicht minder empörend ist es, wenn mancher Seelenhirt den Gläubigen Lasten auflegen will, die er selber mit keinem Finger berührt. Aber Ihr dürft die Personen nicht mit der Sache verwechseln, noch das Kind mit dem Bade ausschütten."

„Aber ich bitt' Euch, Herr Hugo!" warf Hutten hitzig ein. „Aus Personen besteht doch die Kirche, wie denn anders ist sie verkörpert? Nun aber schließ' ich, weil die Erscheinung schlecht ist, so ist's auch die Sache und der Inhalt."

„Oho, oho!" rief Hugo aus; „sagt das der berühmte Dialektiker und Humanist Herr Ulrich von Hutten?!" Der Ritter holte von einem Büchergestell in der gegenüberliegenden Ecke des Saales einen Schweinslederband, schlug denselben auf und hielt Hutten das Titelblatt entgegen. Es lautete »Epistolae obscurorum virorum« &c.; das Buch war die bekannte, von dem echten Hutten und dessen Freunden verfaßte Spott- und Schmähschrift.

„Seht hier, Herr Ulrich, Euer Buch über die Dunkelmänner, dessen Inhalt Euch, als dem Verfasser, doch wohl als gold'ne Wahrheit gilt. Oder ist dem nicht so?"

„Freilich, Herr von Kraneburg. Was soll's?"

Druck und Papier des Buches waren nicht sonderlich fein. Darauf spielte der Herr von Kraneburg an, als er

sagte: „Betrachtet Euch die »Erscheinung« dieses Eueres Dogma's: den unsaubern Druck, das nichtsnutzige Papier. Nach Euerer Weise zu schließen, würde nun offenbar das Buch nichts taugen, weil seine Erscheinung nichts taugt!"

Hutten sah seinen dialektischen Gegner einen Athemzug lang verblüfft an; dann aber begann er eine wortreiche Vertheidigungsrede, welche auf's klarste bewies, daß er seine Niederlage wohl fühlte, dieselbe aber nicht zugestehen wollte, und die deshalb darauf hinauslief, den streitigen Punkt zu verschieben und zu verdecken.

Hugo hörte die Rede geduldig an und stimmte Hutten aus ganzem Herzen bei, als dieser nach seinem langen Verdammungsurtheil über »das Regiment in der Kirche« ausrief: „Und das wollen die Männer sein, berufen, die Kirche Gottes zu regieren? Da ist der Albrecht von Brandenburg, der schon im Alter von kaum 24 Jahren die Erzbisthümer Mainz und Magdeburg und das Bisthum Halberstadt obendrein besaß und — —"

Der Sprecher wandte sein Gesicht nach der Thüre, welche von einem Diener geöffnet wurde. Dieser meldete: „Ein fremder Ritter ist so eben angekommen und verlangt mit dem Burgherrn zu reden."

Hugo befahl, den Fremden hereinzuführen.

Nicht sobald gewahrte der Eintretende — wir erkennen in ihm den Geharnischten wieder — den Gast Kraneburg's, als er im Tone höchsten Staunens ausrief: „Ei, Herr Ulrich, Ihr hier? Ich dächte, Ihr wäret mit dem Sickinger noch in Wälschland?"

„In Wälschland?" fragte der Angeredete in etwas verlegenem Tone zurück; — der Wein begann ohnehin allmälig auf die Gelenkheit seiner Zunge zu wirken.

„Ei, Teufel ja, in Wälschland!“ schallte es unter dem Visir hervor. „Ihr seid denn doch mit dem kaiserlichen Feldhauptmann Franciscus von Sickingen vor einigen Monaten zusammen ausgezogen, da er, als des Kaisers Dienstmann, mit seinen zweitausend vierhundert Rittern und Reisigen und vierzehntausend Söldnern zu Fuß gen Frankreich aufbrach. Man hat Euch mir gezeigt, an des Sickingers Seite reitend. Oder — was Teufel! Ihr seid doch der Hutten?“

Der angebliche Hutten hatte dem Geharnischten mit steigender Verlegenheit zugehört; jetzt aber faßte er sich rasch. „Aber was soll denn das?“ fragte er, mit Mühe die schwere Zunge bewegend. „Warum soll ich denn jetzt nicht in Deutschland sein? — den Span gegen die Wälschen wird der Franz allein schon ausfechten, ohne mich. Wer seid Ihr denn, wenn die Frage gestattet ist?“

Der Ritter schlug nun sein Visir zurück und sprach: „Verzeihung, liebwerther Herr von Kraneburg, für die Unhöflichkeit des Gastes, der dem Burgherrn nicht die erste Begrüßung zollte. Das unverhoffte Zusammentreffen mit meinem Landsmanne da ließ mich der Sitte vergessen. Mein Name ist Dietrich von Frankeneck.“

„Ah — Frankeneck seid Ihr? Hab' schon viel von Euch gehört,“ rief Ulrich von Hutten stotternd, während er sich mühsam erhob und dem Andern entgegenwankte, um ihm die Hand zu schütteln.

„Herr Dietrich von Frankeneck, willkommen auf dieser Burg!“ sprach Hugo, seinem neuen Gaste ebenfalls die Hand reichend.

„Ja, willkommen, alte Stoßlanz'!“ lallte Ulrich von Hutten; „das heißt, — — aber“ — — Die

weinschweren Beine versagten schmählich den Dienst; der Mann, welchen sie tragen sollten, schlug, so lang er war, in den Saal hin.

„Er ist berühmt, daß er immer über den Durst trinkt!“ bemerkte Frankeneck lächelnd zu Hugo, während beide sich anschickten, den Gefallenen wieder aufzurichten und ihn auf seinen Sessel zurückzuführen.

Hutten lehnte es ab, sich in's Bett zu legen, schlief aber nicht lange nachher auf seinem Stuhle ein.

Inzwischen hatte Hugo mit seinem neuen Gaste ein Gespräch angeknüpft, um Neuigkeiten aus dem Reich zu erfahren. „Daß die Reichsacht über Luther verhängt worden und was in Worms vorgegangen ist, hat Herr Ulrich mir erzählt. Weiteres aber habe ich von ihm noch nicht gehört, da er, eh' ich's merkte, nach seiner Gewohnheit vom Felde der Thatsachen auf das der Polemik übergesprungen und nun nicht mehr zu halten war, weder im Weintrinken noch in der Kritik. Er geht mir in einzelnen Punkten etwas zu weit. Was treibt Doctor Luther gegenwärtig? Wagt der Kurfürst von Sachsen ihn trotz der Reichsacht noch zu schützen?“

„Er schützt ihn, aber insgeheim: er hat ihn verborgen,“ antwortete Frankeneck. „Dr. Martinus lebt auf der Wartburg bei Eisenach unbekannt unter dem Namen »Junker Jörg«. Ringsum im Lande aber wird jetzt fleißig das Gerücht ausgesprengt, der Doctor sei todt, und die Gegner glauben's. Sie jubeln schon, daß der »Wittenberger Brand« gedämpft sei. Als ob nicht Tausende sich fänden, bereit, falls der Doctor stürbe, das begonnene Werk weiter zu führen! Hört, Kraneburg, jetzt muß das Eisen geschmiedet werden, jetzt, wo's noch heiß ist. Wir

Ritter müssen uns in Masse wider die großen Reichsfürsten erheben, die uns plündern und placken. Was ist uns geblieben von all' unsern alten Rechten und Privilegien? Was hat ein Ritter noch zu bedeuten im Reich? Wem haben wir diesen verfluchten Wormser Landfrieden zu verdanken, als den Fürsten? »Reuten und Rauben ist keine Schande, das thun die Besten im Lande«, sagt das Sprüchwort. Und jetzt: wer vom reichsfreien Adel darf noch eine Fehde beginnen, ohne der Reichsacht zu verfallen und zu gewärtigen, daß der nächste beste Reichsfürst ihm Hof und Habe raubt, unter dem Vorwande, dem Gesetz Achtung zu verschaffen? Die eigenen Taschen füllen sie, die Heuchler; uns suchen sie zu knechten und zu knebeln! Kraneburg, das muß anders werden! Der mächtige Sickingen, dessen Name gefürchtet ist im ganzen Reich, stellt sich an die Spitze der Bewegung. Mit den Fürstbischöfen und Fürstäbten fangen wir an, das Weitere gibt sich seiner Zeit. Macht Ihr mit, Herr von Kraneburg? Ich ziehe in Sickingen's Auftrage herum und werbe im Reich für die große Fehde, und Alle, zu denen ich bis jetzt gekommen bin, haben ihren Beistand zugesagt. Ihr werdet in unsern Reihen nicht fehlen, Kraneburg!"

„Des Sickingers Bunde beizutreten, wär' ich nicht abgeneigt", versetzte Hugo, „wofern Aussicht vorhanden ist, daß das Unternehmen gelingt."

„Was sollte dem Sickinger nicht gelingen?" rief Frankeneck. „Seine Fehden gegen Worms, gegen Lothringen, Metz u. s. w. u. s. w., sind sie nicht alle gelungen? Und hat er, als er vor zwei Jahren Frankfurt einschloß, nicht die Kurfürsten insgesammt gezwungen, Karl von Spanien zum deutschen König zu wählen, statt

des wälschen Franz? Ja, Herr von Kraneburg, gegen wen der Sickinger sein Schwert erhebt, der ist verloren. Kaiser in Deutschland ist nicht Carolus Quintus, — Franciscus von Sickingen ist's; vor dem muß selbst der Kaiser sich beugen!"

„Vorausgesetzt, wir nöthigten durch Schwertgewalt den Fürsten alles ab, was wir wünschen; glaubt Ihr, die Sache wäre damit geschlichtet und zu Ende?"

„Ich verstehe Euch nicht, Kraneburg."

„Franz von Sickingen, will mir bedünken, ist ein gewaltthätiger Mann, in dessen Kopfe allerlei Gedanken umgehen. Das Volk erzählt sich hier und da, der Franzosenkönig gebe ihm, dem deutschen Ritter, ein Jahrgehalt von mehren tausend Gulden; dafür habe er sich verpflichtet, dem wälschen Franz nicht entgegen zu arbeiten. Ihr werdet mir durch die Frankfurter Wahlgeschichte diese Volksmär als unbegründet darstellen wollen. Möglich wär's indessen, daß der Sickinger da nur Komödie gespielt hätte, um Kaiser Karl in falsche Sicherheit einzuwiegen."

„Dieses ist ihm auch gelungen," fiel Frankeneck ein. „Ihr werdet doch wissen, daß Karl ihn zum kaiserlichen Rath, Kämmerer und obersten Feldhauptmann mit einem reichen Jahrgehalte erhoben hat. Und gerade dieser jetzige Zug Sickingen's gegen Frankreich wird den Kaiser noch mehr in seinem Zutrauen gegen Sickingen bestärken. Um so besser kann er sein Werk gegen die Fürsten rüsten und betreiben. Welche Bedenken kann Euch das erregen?"

„Und wenn Franz, einmal im Besitz der Macht, statt der vielen kleinen Tyrannen, uns in seiner Person einen

großen auf den Nacken setzen und nach dem Kaiser nicht mehr fragen würde?" mahnte Hugo nachdenklich.

„Wie kommt Ihr zu solchem Verdacht, Herr von Kraneburg?" fuhr Frankeneck auf.

Hugo zuckte die Achseln. „Eins will ich Euch sagen, und das mögt Ihr dem Sickingen berichten: gegen die Fürsten will ich mitstreiten und mein Fähnlein stellen; aber geht's drüber hinaus, so ist mein Platz im Lager des Kaisers. Zu Niemandes Knecht lasse ich mich machen, zu Sickingen's so wenig wie zu Luther's. Uebrigens könnte meinethalben der Augustinermönch jetzt bald abtreten; denn die Gährung ist zum Durchbruch gekommen, und das Weitere wird sich von selber geben. Als Demagoge ist der Wittenberger Doctor ganz an der Stelle; aber selbst etwas Neues aufzubauen aus den Trümmern des Alten versteht er nicht. Er ist ein unbändiger und überleidenschaftlicher Hitz- und Brausekopf, der keine Mäßigung kennt. Wohl war ein solcher Mann nöthig, um das Pestfeuer zur Läuterung der Luft zu entzünden, welches jetzt aller Orten brennt. Das ist sein nicht zu bestreitendes Verdienst. Und es ist allerdings ein großes; gern erkenn' ich's an. Auch sein Verhalten in Worms erscheint mir groß und eines Reformators würdig. Nicht so gefallen mir alle Ansichten unseres Freundes Ulrich dort; ich habe ihm das auch vorhin erklärt. Wie ganz anders steht neben ihm, und auch neben Luther selbst, Erasmus da! Luther sollte vor allem heute nicht schon vergessen, was er gestern schrieb. Erasmus hingegen ist erhaben über alles kleinliche, unwürdige Gezänk und verstrickt sich in keine Widersprüche. Doch, Herr von Frankeneck, für's erste genug der Disputation. Dort kommt Kurd

und ladet Euch zum Imbiß ein. He, Meister Ulrich, nach dem Trunk eine neue feste Unterlage für die nächsten Pocale!" Er erfaßte und rüttelte die Hand des Schlafenden; es dauerte einige Minuten, ehe dieser zum Bewußtsein kam, sich erhob und sagte: „Der Kraneburger hat einen Wein, darin gar viele hitzige Geister sich tummeln und poltern. Da mag Einer ruhig bleiben!"

„Aber andere Leute können's doch!" scherzte Herr von Frankeneck. „Aber freilich — ich vergaß — das sind auch andere Leute!"

Im Speisesaale wurden die Eintretenden von Herrn Hugo's Gattin und Mutter empfangen. Frau Wilhelmine, geborene von Ramberg, war, nach ihrem Aeußern zu schließen, und das Innere stimmte damit überein, das Abbild voller Weiblichkeit. Die Gestalt ging über Mittelgröße nicht hinaus und war, trotz den runden Formen, zart gebaut. Der schlanke Hals trug einen von goldenen Locken umwallten Kopf. Die Gesichtszüge waren edel; taubensanft leuchtete es aus dem schwarzen Augenpaar, um so ergreifender gerade jetzt, wo ein Gepräge unsäglicher Schwermuth dem ganzen Antlitz aufgedrückt war. In dem Herzen, das aus ihnen sprach, konnte kein Arg sein! Die Kleidung der Frau Wilhelmine zeigte die gediegene Pracht, wie jene Zeit sie liebte. Ein Unterkleid von weißem Atlas, ein dunkelgraues Oberkleid aus Halbsammet mit gepufften Aermeln, welche hier und da mit Diamantrosetten auf Bandschleifen von Granatroth besetzt waren; ein eng anschließendes, oben mäßig weit und im Viereck ausgeschnittenes, durch Goldbänder zusammengehaltenes Mieder; darunter ein feines Faltenhemdchen aus schneeweißem Linnen, welches in einer Halskrause endigte,

— dies waren die Bestandtheile derselben. Um den Hals trug Frau Wilhelmine eine Perlenschnur und eine goldene Kette mit einem Kreuz, welches auf die Brust herabhing.

In gewissem Sinne den vollkommenen Gegensatz zu Frau Wilhelmine bildete die Freifrau Emmelina, Hugo's Mutter. Sie hatte die Mitte der fünfziger Jahre längst überschritten. Die Zeit hatte diesem stattlichen Körper jene Fülle genommen, welche den Reiz der Jugend bildet. Wohl hatte der Tage Wechsel in das hocharistokratische Antlitz mehr als eine Furche gegraben, aber stärker als die Zeit war der Geist, welcher dieses Frauengebilde beseelte, sich durch die ernsten blauen Augen verklärend über das stolze Angesicht ergoß und, wann dies nöthig schien, herrschend — nicht weiblich unterwürfig — und heischend — nicht bittend — über die Lippen trat. Das war Hugo's Mutter. Dieses Weib hatte nur Einen Sohn geboren, aber einen — Löwen, und wahrlich! ein Hasenherz konnte ihrem Geblüte nicht entsprossen. Hugo's Züge glichen auch ganz unverkennbar den ihrigen. Frau Emmelina trug ein dunkeles Kleid mit langem, glattem Leibchen und engen Aermeln; dasselbe reichte bis zum Halse. Ein goldenes Kreuz an ebenfalls goldener Kette hing auch bei ihr vom Halse auf die Brust herab. Eine sogenannte Calotte, ein Netz von feinen Goldfäden, wie sie damals gebräuchlich waren, hielt das graue, aber noch volle Haar auf dem Kopfe zusammen.

Nachdem Herr Hugo seine Gäste vorgestellt hatte, schritten die drei Eingetretenen auf der dicken Schilfmatte, welche den Fußboden bedeckte, an den Tisch, auf welchem in zinnernen Gefäßen der Imbiß hergerichtet war: eine Schüssel in Wein gekochter Fische, ein in Teig ge-

backenes Spanferkel und Fleischschnitten verschiedener Art. Die gesundeste Eßlust zeigte bei dieser Gelegenheit Herr Ulrich von Hutten. Herr von Frankeneck machte sich mit ritterlicher Höflichkeit um die Unterhaltung verdient und entwickelte dabei viel Geschick und feinen Geschmack. Große Schwierigkeiten konnte das dem schlauen Ritter nicht machen, da er durch die vorhergehende Unterhaltung mit dem Magister Antonius Ströhing wußte, welche Punkte er berühren durfte, welche nicht, und da die Frauen ihrem Gaste auf jede Weise entgegenkamen. Wilhelminen kostete das viel Ueberwindung, aber sie war an solche gewöhnt.

Der Pseudo-Hutten nahm, da er zu sehr beschäftigt war, anfangs an der Unterhaltung nicht Theil. Desto größere Aufmerksamkeit aber schenkte er der jungen Burgherrin, als seine Eßlust befriedigt war. „Von dem gefeierten Humanisten hätte man Ansprechenderes und Geschickteres im Gespräch mit Frauen erwarten sollen, als hier zu Tage tritt," dachte Hugo öfter. Es waren nichtssagende Plattheiten, salzlose Witze, oft ganz unpassende Bemerkungen und abgeschmackte Redensarten, hie und da mit Mönchslatein und Grobheiten versetzt. Die Unterhaltung mit den feinfühlenden Frauen stockte deshalb bald. Nicht nur dem Gastgeber, sondern auch dem Herrn von Frankeneck, der Hutten, wenn auch nur oberflächlich, kannte, erschien das unpassende Benehmen des Junkers räthselhaft.

Endlich befahl Herr Hugo den Dienern, die Speisen abzuheben und die Humpen und Kannen zu bringen. Der Zeitsitte gemäß war dies eine Andeutung für die Frauen, sich in ihre Gemächer zurück zu ziehen vor der ungebundeneren Unterhaltung der Männer.

„Ihr waret also mit dem Sickinger in Wälschland, Herr Ulrich?“ fragte Hugo, welcher Lust bekam, nach all’ diesen Schnacken und Schnurren wieder etwas Zweckdienliches zu hören.

„Ich?“ gab der Befragte in demselben Tone des Staunens zurück, womit er vorhin die erste Anrede Franeneck’s in der Empfangshalle beantwortet hatte. „Aha, ja, ja, mit dem Franz von Sickingen,“ schickte er rasch nach, sich dunkel des Vorfalls aus seinem Rausche erinnernd.

„Wie ging’s euch denn auf dem Zuge?“ fragte Hugo weiter. „Haben die Wälschen brav Hiebe bekommen?“

„Ja, liebwerther Herr von Kraneburg,“ antwortete der Junker, dessen Züge von neuem Verlegenheit zeigten, „davon kann ich Euch mit dem besten Willen keine Kunde geben; denn ich erkrankte schon, ehe wir die Grenze erreichten, und mußte deshalb in der Herberge zurückbleiben.“

„Ueber die ersten Gefechte,“ erbot sich Frankeneck, „kann ich Euch berichten, Herr von Kraneburg, obwohl auch ich nicht weit mit in’s Land hinabgekommen bin.“

„Ich möchte mich verabschieden,“ sagte Hutten. „Dieser Becher soll mein Viaticum und Reisetrunk sein, Herr von Kraneburg. Kommt Ihr ’mal in’s Frankenland — wenn ich wieder daheim bin — so soll’s Euch vergolten werden.“

„Ihr bleibt heute Nacht hier, Herr Ulrich,“ versetzte Hugo, Hutten’s Humpen füllend.

„Nichts da!“ wehrte der Junker. „Quod dixi, dixi.“ Er setzte den Humpen an und leerte ihn in Einem Zuge. „Herr von Kraneburg, es gehe Euch gut! Führ’ Euch Gott, Freund Frankeneck! Auf Wiedersehen!“

Alle Versuche, den Junker zurückzuhalten, scheiterten. Eine Viertelstunde später sah man ihn an dem schattigen Waldweg entlang den Kraneberg hinunter reiten. „Das war ein verfluchtes Meisterstück, Domine Pater!“ murmelte er im Selbstgespräch vor sich hin; „Udalrice ab Hutten, du gefällst mir.“ . . . . . .

III.

Auf grüner Haid'!

Drei Vierteljahre später zog beim Morgengrauen eines Frühlingstages, welcher schön zu werden versprach, längs der Arnsberger Heerstraße ein starker Trupp Kriegsknechte. Die Wämmser und Hosen derselben zeigten, nach Landsknechtssitte, alle Farben des Regenbogens; bunte Gürtel hielten an den Knieen die Hosen und die knapp anliegenden Strümpfe zusammen. An den Füßen trugen die Gesellen niedrige Schuhe mit sehr breiter Spitze, auf dem Kopfe ein geschlitztes Barett mit großen Federn. In dem Gurte stak rechts ein Dolch, links ein breites kurzes Schwert. Schwere Stoßlanzen oder Feuergewehre nebst Pulverflasche und Kugelbeutel waren die übrigen Theile der Kriegsausrüstung. Der Rottmeister folgte dem Trupp in geringer Entfernung zu Pferde.

Die Rotte war guter Dinge. Man plauderte, scherzte, schimpfte und sang, wie es sich eben traf. Zumeist wurde das folgende Lied gesungen:

„Was soll nun sein in dieser Zeit?
Streit!
Bei Trommelklang und Pfeifengetön,
Wie stirbt sich's schön
Auf grüner Haid'!

„Was deutet dort der Pulverdampf?
Kampf!
Ha, wie die Schwerter und Lanzen klirr'n!
Mit kühner Stirn
Den Feind zerstampf'!

„Wie nennt man ihn, der tapfer fällt?
Held!
Wohlauf denn, wohlauf in den lustigen Streit
Auf grüner Haid',
In Wald und Feld!"

Nach einer eigenthümlichen Weise, welche sehr kläglich begann, dagegen lustig endete, ging ein anderes Lied, das ebenfalls wiederholt zum Vortrage kam. Einer sang einen Vers vor, mit einem Refrain fielen dann Alle ein:

Wir Landsknecht' sein doch arme Leut' —
„O Je!"
Wir han kein Geld, Gut, Brod noch Beut', —
„O Weh'!"
Der Ritter zahlt den Sold uns schlecht,
Was ist zu machen, Brüder? Sprecht!

Beim Wirthe muß man blechen ja —
„Oho!"
Wir han kein Geld zum Zechen da,
„Oho!"
Was ist zu machen, Brüder? Sprecht!
„Gespießt den Wirth und dann gezecht!"

Der Tag wurde wirklich klar und schön. Die Nebel wichen von den Wiesen und Rainen in die dichten

Wallhecken und Büsche, wo sie verschwanden. Um elf Uhr hatte die Sonne freies Feld. Die Landsknechte erreichten um diese Zeit eine wenige Schritte vom Wege entfernte Bauernschenke. Der Wirth, welcher die Kriegsknechte schon lange hatte herankommen sehen und sich von ihnen nicht viel Gutes vermuthen mochte, hatte nichts Eiligeres zu thun gehabt, als die Thür zu verriegeln und sich im Keller zu verbergen.

„Schöne Geschichten das!“ rief der Rottmeister. „Heda, Wirth, aufgemacht!“ Er stieß mehrmals heftig mit dem Lanzenschafte wider die Thüre. Drinnen regte sich nichts. „Halloh, Gesellen, helft!“ commandirte nun der Rottmeister.

Sie stürmten nun gegen die Thüre, daß das morsche Holz auseinander zu brechen drohte. Der Wirth stürzte aus seinem Versteck hervor und riegelte los, so rasch er konnte. „Haltet doch ein, ihr guten Leute,“ jammerte er, mit gezwungen freundlicher Miene in den sauren Apfel beißend; „ihr werft mir ja das Haus über dem Kopfe zusammen. Nun also gut. Nämlich so ....“

„Warum hast du die Thüre verriegelt? Bist selbst Schuld, wenn dein Haus über den Haufen gerannt wird,“ versetzte der Rottmeister, grob wie Bohnenstroh. „Wozu hast du deine Herberge, wenn du keine Gäste einlässest?“

„Mein Haus steht Euch ja offen, was das anbelangt, Herr Oberst,“ sagte der Wirth, welcher nach Umständen sich zu dem Grundsatze bekannte, daß man nicht leicht zu höflich gegen Jemand sein könne. „Steigt ab und tretet ein. Was Ihr verlangt und Küche und Keller leisten können — — viel ist's allerdings nicht, bin noch

gestern von gartenden Knechten ausgeplündert worden, was das anbelangt ...“

„Aha!“ lachte der Rottmeister; „muthest uns wohl etwas Aehnliches zu, he? Wir haben gut marschirt“ — er war inzwischen abgestiegen — „und einen kühlen Trunk sammt Imbiß verdient. Wie weit ist's noch bis zur Kraneburg?“

„Bis zur Kraneburg?“ wiederholte der Wirth mit freudiger Ueberraschung. „Keine halbe Viertelstunde mehr. Habt Ihr den Berg nicht vor Euch liegen sehen, oben mit dem Wartthurm darauf? Nun, also gut! das ist die Kraneburg, Herr Oberst. Wenn Ihr dorthin wollt, da wird man Euch trefflich bewirthen. Laßt mein saueres Zeug, was das anbelangt, lieber aus dem Leibe, es verdirbt Euch nur den Appetit; 's ist so bitter wie Galle, könnt's gar nicht schlucken! Im Ernst, es geht nicht, Herr Oberst!“

„So wirst du uns nicht quitt, bester Freund!“ versetzte der Rottmeister lachend und fuhr sich mit der Hand langsam über den wohlgerundeten Bauch. „Nur keine Umstände weiter!“

„Was in meinen geringen Kräften steht, das soll gewiß alles geschehen,“ betheuerte der Wirth mit unterwürfigem Lächeln. „Nur möchte ich, was das anbelangt, Euch im voraus bitten, Herr Oberst, es mir nicht für ungut zu nehmen, falls nicht alles so ist....“

„Schon gut, schon gut!“ unterbrach der Rottmeister den Redseligen. „Schaff' nur her, was du hast! Alles Sträuben hilft dir nichts.“

Der Wirth nahm einen Kienspan und zündete denselben am Herdfeuer an. Bevor er jedoch die schwelende

Flamme in der Hand, den gefürchteten Gang zum Keller antrat, trieb es ihn, noch einen letzten Versuch zur Beschwörung des Drohenden zu machen. „Der edele Herr Hugo von Kraneburg,“ wandte er sich an den Rottmeister, „hat einen Bacharacher im Keller, was das anbelangt, Herr Oberst, ich sag' Euch“ ....

„Zum Teufel, Kerl, nun wird's denn doch zu arg!“ fuhr der Rottmeister auf, riß dem Wirthe den Kienspan aus der Hand und stieg, von den Landsknechten gefolgt, in den Keller hinab.

Als der Appetit der Rotte in Küche und Keller gestillt war, harrte der kläglich dreinschauende Wirth mit Angst und Spannung auf das Bezahlen. Er verlangte für die Zeche vier Rosenobel, nach jetzigem Geldwerthe beiläufig zehn Thaler.

„Ja, bester Mann,“ polterte der Rottmeister, „daß Ihr da über die Hälfte zu viel fordert, wird Euch wohl eben so gut bewußt sein, wie uns ...“ Bei diesen Worten zog er einen hirschledernen Beutel unter dem Wamms hervor, und indem er denselben losknotete, fuhr er fort: „Es fragt sich überhaupt bloß, wie viel wir zu entbehren vermögen; seid Ihr damit nicht zufrieden, so bekommt Ihr gar nichts.... Hier, nehmt!“ — er warf einige Silbermünzen auf den Tisch und erhob sich — „und dankt Gott, daß Ihr das bekommt!“ Damit saß er auch schon im Sattel.

Die gartenden Knechte merkten beim Weiterreiten bald, daß der Wirth gelogen hatte, als er die Entfernung seines Hauses von der Kraneburg auf eine halbe Viertelstunde angab. Es dauerte drei Mal so lange, ehe auch nur der Wartthurm der Burg auf dem Kamm der Anhöhe über dem

frischen Grün der Baumkronen sichtbar wurde. Am Fuße des Kraneberges befahl dann der Rottmeister seinen Leuten auszuruhen, und ritt selbst zur Burg hinauf, um von seiner Ankunft Meldung zu thun.

Herr Hugo saß am selbigen Morgen schon früh in seinem Closet, in Briefe und Schriften vertieft. Er hatte einen Brief von Ulrich von Hutten vor sich liegen, worin dieser dem Ritter, „als einen Beweis, wie Kaiser Karl V. seine Verpflichtungen gegen den Adel erfülle," vermeldete, daß er sich weigere, dem Sickinger zur Entschädigung für seinen Feldzug gegen Frankreich die verlangten 76,500 Goldgulden nebst 150 Centnern Kupfer zu zahlen. Daß Sickingen's Feldzug völlig mißlungen und Sickingen vor Meziers von Bayard — dem „Ritter ohne Furcht und Tadel" — gänzlich besiegt worden sei, schien der Briefsteller als bekannt vorausgesetzt zu haben, wenigstens erwähnte er davon nichts; desto ausführlicher aber erging er sich in Erwägungen darüber, was der Adel von einem Kaiser zu erwarten habe, der so seinen tapfersten Feldherrn behandele. Weiterhin berichtete Hutten, daß die Bewegung unter den Rittern und Stadtjunkern den lebhaftesten Anklang finde, daß man aller Orten rüste, und daß im Augustmonate dieses Jahres, 1522, in der Reichsstadt Landau eine große Tagfahrt sollte abgehalten werden, um den Aufstand zu berathen, denselben einheitlich zu organisiren und mit der Ausführung stracks zu beginnen. Endlich lud Hutten den Ritter in Sickingen's Namen ein, vorher noch einen Besuch auf dessen an der Nahe gelegenen Ebernburg zu machen; dort werde er viele Freunde und Bundes-

genossen finden, die, gleich ihm, um der neuen Freiheits-Ideen willen geächtet und flüchtig seien. Außer diesem Briefe an ihn selbst, den Hugo bereits vor mehrern Wochen erhalten und wiederholt gelesen hatte, lagen vor ihm desselben Ulrich von Hutten offene Briefe an Kaiser Karl V., an Moritz von Sachsen, an den deutschen Adel, an das deutsche Volk und an die deutschen Fürsten, — Schriften, welche der schließlich nirgends mehr seines Lebens und seiner Freiheit sichere Humanist von der „Herberge der Gerechtigkeit“ aus — so nannte er die Ebernburg — unter das deutsche Volk geschleudert hatte. Auch Luther's „Sendschreiben an den christlichen Adel deutscher Nation“ fehlte nicht unter dem Haufen.

Hutten's Brief mußte für Hugo eine ganz besondere Wichtigkeit haben, denn der Ritter las ihn mit so großer Aufmerksamkeit, daß er es kaum merkte, als seine Mutter eintrat. In den strengen und stolzen Zügen der alten Freifrau prägte sich tiefer Unwille aus.

„Setzt Euch, Frau Mutter,“ sagte Hugo, indem er sich erhob und einen Stuhl herbeirückte.

Die Mutter folgte zwar der Einladung Hugo's; aber es kostete sie große Ueberwindung, die Unterhaltung anzuknüpfen. Zum letzten Male wollte sie Hugo von seinem Vorsatze abzubringen suchen. Sie begann mit einer bittern Klage über den Magister Ströhing, den sie noch immer als den eigentlichen Unheilstifter und Verführer ihres Sohnes betrachtete. Hugo nahm den Alten, wie er schon früher gethan hatte, wider diese Anschuldigung in Schutz; er suchte weiterhin das Unternehmen der niedern Ritterschaft als gerecht und als eine That der Nothwehr darzustellen, an welcher Jeder sich zu betheiligen verpflichtet

sei, der ein Schwert führen könne. Mit Rathen und Reden, meinte er, komme man zu nichts, sondern es müsse gethatet werden. Daß die ganze Bewegung, welche jetzt das Reich durchlaufe, ursprünglich nicht vom Adel angeregt worden sei, dürfe für die Ritter kein Grund sein, sich zurückzuziehen. Frau Emmelina ließ sich aber auf diese Ansichten nicht ein, sondern steifte sich desto hartnäckiger auf ihre eigenen; sie erklärte die Ritter-Erhebung für Aufruhr und Rebellion, für eine Schmach des Adels, der verblendet genug sei, sich als Werkzeug liederlichen Gesindels gebrauchen zu lassen.

„O nein, Mutter,“ versetzte Hugo auf diese Bemerkung lebhaft. „Ihr verkennet Welt und Zeit! Wohl wimmelt es jetzt aller Orten von Gesindel und bösen Cumpanen, welche die in ihren tiefsten Tiefen aufgerüttelte Gesellschaft aus ihren Abgründen an die Oberfläche gespieen hat, und die auf den Flügeln des Sturmes, welcher die Welttenne fegt, in das Elysium ihrer Leidenschaften emporzuschweben suchen. Aber gerade sie ja sind es — seien sie groß oder klein, Fürsten oder Knechte — die vertilgt werden sollen vom Antlitz der Erde. Damit ist's jedoch nicht genug; sondern der Sumpf, welcher diese Unholde erzeugt hat, soll von Grund aus gereinigt, soll wieder der frische Quell lebendigen Wassers werden, welcher die Welt Jahrhunderte lang getränkt und erfrischt hat. Wohl ist das Gottes Sache, wie Ihr richtig sagt, Frau Mutter; aber Gott hat die Welt den Menschen übergeben, und er schafft sein Werk, soweit es in das Gebiet des Irdischen gehört, durch Menschenhand. Glaubt Ihr denn, die Welt sei ohne sein Zulassen geworden, was sie jetzt ist, dieser Sturm sei nicht von ihm gesandt? Und darum vertrau'

ich; denn er ist der Gott auch der Stürme! Das Reichsregiment in Nürnberg mit dem Erzherzog Ferdinand an der Spitze, ha, was scheeren sich die Reichsfürsten um diesen leeren Popanz? Nein, die Erhebung wider die Fürsten ist für uns Ritter nicht bloß erlaubt, sondern auch geboten, eine Pflicht der Selbsterhaltung, und gerade jetzt, wo der Kaiser abwesend, ist die günstigste Zeit zum Vorgehen. Schon ist die Tagfahrt nach der Reichsstadt Landau ausgeschrieben. Die Stammhalter der edelsten Geschlechter Deutschlands sind zu dem tapfern Franz von Sickingen getreten ... Die Grafen von Fürstenberg, von Solms, von der Mark und von Zollern haben ihren Zuzug versprochen; wahrscheinlich wird selbst der Kurfürst von Brandenburg, Bischof von Mainz, mit uns halten. Graf Emich von Leiningen, Hilchen von Lorsch und Christoffel von Oberstein, die Vasallen desselben, haben schon fest zugesagt. Da sind ferner die Grafen von Eberstein und Löwenstein, sodann Schauenberg, Seckendorf, Gundsberg, Drachenfels, Frankeneck und viele Andere."

„Traurig genug," rief Frau Emmelina im Tone höchster Verachtung und grimmigen Schmerzes aus; „schmachvoll für alle Zeiten, daß Sprößlinge so ruhmreicher Geschlechter von weggelaufenen Mönchen, von Menschen der niedrigsten Abkunft, sich narren und leiten lassen, wie unvernünftige Schafe."

Die Unterredung verlief ohne Ergebniß; unwilliger, als sie gekommen war, verließ Frau Emmelina das Closet. Hugo sah ihr einige Augenblicke stumm nach. Dann ließ er sich in seinen Arbeitsstuhl nieder, stützte die Ellenbogen auf das Pult und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

So saß er wohl eine halbe Stunde lang, in tiefes Nachdenken versunken, unbeweglich. Der Kampf zwischen der Kindesliebe und dem, was er für seine Pflicht hielt, war dem starken Manne noch nie so schwer gefallen, wie dieses Mal. „Gott möge es mir verzeihen!" rief er endlich; „ich kann nicht anders. Sie versteht die neue Zeit nicht. So ist es bei den Frauen; nur das Alltägliche ist ihnen bekannt und darum heilig, und was dawider läuft, gilt ihnen als Verbrechen."

Er erhob sich und wollte das Closet verlassen, um durch einen Spazierritt im Walde seine volle Seelenruhe wieder zu gewinnen.

Da trat ihm in der Thür seine Gemahlin entgegen. Sie war ganz in Schwarz gekleidet, ihr Angesicht war bleich, ihre Augen waren roth geweint.

Was Frau Emmelina hergeführt hatte, war auch der Grund des Besuches Wilhelminens. Nur die Mittel, welche sie zur Erreichung ihres Zweckes in Anwendung brachte, waren von denen der Erstern verschieden. Wilhelmine suchte ihren Gatten vor allem durch den Hinweis auf die unruhigen Zeitläufte, wo die Schwachen so sehr des Schutzes der Männer bedürften, von der Fahrt nach Landau abzuhalten, und ihrem weichen Herzen entströmten die Bitten mit solcher Mächtigkeit, daß Hugo all' seine Kraft aufbieten mußte, um ruhig zu bleiben. „Wilhelmine, laß mich!" rief er endlich. „Wie? Du, eines deutschen Ritters Weib, zagst und zitterst, wo dein Gemahl in den Kampf zieht, in den heiligen Krieg für Wahrheit und für Recht? Wahrlich, auch ich säße wohl lieber daheim und sähe die Dinge sich ruhig entwickeln. Aber die Zeit ist aus den Fugen, sie schreitet mit ehernem Fuß und zerstampft Den,

der nicht gewappnet, das Schwert in der Faust, ihr entgegentritt."

Mit diesen Worten machte er sich aus Wilhelminens Armen los. Seine Gemahlin begab sich auf den sogenannten Ahnengang, eine lange Galerie, welche mit den Bildnissen derer von Kraneburg und ihrer Gesippten geschmückt war. Die junge Burgherrin hatte dort Hugo's Mutter verlassen und wollte diese nun nicht bloß über die bevorstehende Abreise ihres Sohnes zu den Sickingen'schen zu trösten, sondern Hugo's Verfahren auch zu rechtfertigen suchen. Ihre ganze Seele war von Bewunderung ihres ritterlichen Gemahls erfüllt; seine heldenhaften Worte tönten in ihren Ohren, noch sah sie sein funkelndes Auge, seine hoch aufgerichtete Gestalt. Unter dem Eindrucke dieses Bildes trat sie vor Hugo's Mutter hin, welche langsam, mit verschränkten Armen und mit stieren Augen in dem Ahnengange auf und ab schritt, unempfänglich für alle Eindrücke der Außenwelt, wie es schien. Wilhelminens Zurückkunft bemerkte sie nicht eher, als bis jene ihr den Weg vertrat und sie anredete. Auch die beiden Frauen kamen nicht zur Einigung.

Während die alte Burgherrin bei den Bildnissen ihrer Ahnen, Herr Hugo im grünen Walde Kraft suchte für die Wirren des Tages, nahm Frau Wilhelmine zum Gebete ihre Zuflucht; sie begab sich aus dem Ahnengange in die Burgkapelle. Hugo hatte sich am ersten wieder gesammelt; seiner Mutter gelang dies nicht. Wilhelmine ging von der eigenen Sammlung zum Gebete für die Versöhnung der Gegensätze über, auf welche Hugo, für die nächste Zukunft wenigstens, verzichtet hatte. Denn Frau Emmelina wollte sie als neben einander berechtigt gar nicht anerkennen, da

sie Hugo als Empörer gegen sie selbst wie gegen Kaiser und Kirche betrachtete.

Mit ähnlichen Gedanken beschäftigt, ritt Hugo durch den Thorweg in den Burghof ein, wo ein reisiger Knecht den Rappen in Empfang nahm und diesen gerade in den Marstall führen wollte, als der Rottmeister der Landsknechte herangeritten kam.

„Gott zum Gruß, Herr Ritter, und meine schuldige Reverenz und Obedienz zum voraus," redete der beleibte, halbtrunkene Kriegsknecht, unter entsprechender Kopf- und Handbewegung Herrn Hugo an. „Ich stelle mich Euch vor als den Rottmeister Burchard, der von Euerm Jäger vor vier Wochen in Arnsberg den Auftrag erhielt, vierzig Landsknechte für Euch zu werben und hierher zu führen. Die Rotte wartet unten am Berge Euerer weitern Befehle." Wieder machte er eine Bewegung der Reverenz.

„Willkommen, Rottmeister!" sagte Hugo, und schüttelte dem Kriegsgesellen die fleischige Rechte. „Wollt Ihr Euch erst an einer Kanne Wein laben? Wir reiten dann zusammen hinunter, um den Trupp zu besichtigen."

„Ein kühler Trunk könnte nicht schaden," versetzte Burchard, der sich durch das freundliche Betragen Hugo's höchlich geehrt fühlte.

Hugo hieß den Reisigen einen Humpen Wein bringen und bestieg seinen Rappen wieder. Nachdem der Rottmeister sich gestärkt hatte, ritten Beide auf dem duftigen Waldwege die Anhöhe hinab. „Ihr könnt heute mit Euerer Rotte hier rasten," sagte Hugo im Laufe des Gespräches; „morgen brecht Ihr dann gen Landau auf. Kennt Ihr die Reichsstadt?"

„Landau? Wer wäre Rottmeister und kännte Landau nicht? Liegt hinter Speyer, einige Stunden vom Rhein," antwortete Burchard.

„Richtig. Euern Weg nehmt Ihr am besten von hier auf Biedenkopf, dann über Gießen nach Mainz, Worms, Mannheim und endlich Speyer."

Der Rottmeister nickte zustimmend.

„In Landau meldet Ihr Euch beim Stadtregiment und weis't dort zur Beglaubigung ein Schreiben vor, welches ich Euch nachher einhändigen werde. Ihr habt in Landau freies Quartier. Euern Sold bekommt Ihr ausbezahlt während des Feldzugs."

„Und wohin geht's dann?" forschte Burchard.

„Das erfahrt Ihr in Landau," antwortete Kraneburg. „Herr Franz von Sickingen wird Feldhauptmann sein."

„Der Sickinger? Hurrah, da ist uns alles recht!"

„Aber Vorsicht unterwegs, damit man Euch nicht aufhebt!"

„Seid ohne Sorge, Herr Ritter! Mich hat noch kein Mensch aufgehoben." Unten angekommen, stellte der Rottmeister seine Leute, welche sich auf der Wiese gelagert hatten, in der hergebrachten Ordnung auf. Hugo besichtigte dann die einzelnen Reihen, schier Mann für Mann, und erklärte sich im Allgemeinen mit den Leuten zufrieden. Nachdem er dem Rottmeister darauf eine in der Nähe belegene freie Haidestrecke als Lagerplatz angewiesen hatte, ritt er zur Burg zurück, um Speise und Trank für die Landsknechte hinunterzuschicken.

Bis diese anlangten, unterhielt Burchard seine Gesellen mit Lobeserhebungen über den „köstlichen Wein" und die „Leutseligkeit und Vortrefflichkeit des Burgherrn." Die

Kunde, daß es zum Sickinger gen Landau gehe, wurde mit ausgelassenem Jubel begrüßt.

Das regste Leben und Treiben aber entfaltete sich, als die Köchinnen und Knechte von der Burg mit Bier, Wein und dem Material zur Bereitung des Mittagessens unten ankamen. Rasch wurden Löcher ausgeworfen, Kochstangen errichtet, Feuer angezündet, Töpfe aufgehangen, und das Kochen begann. So lustig hatten die Köchinnen — es waren ihrer drei — ihres, Leib und Seel' erhaltenden Amtes lange nicht gewartet, als an diesem Frühlingstage „auf grüner Haid'", von den fröhlichen Kriegsgesellen umgeben, welche es in Schmeichelreden, Neckereien und Liebeserklärungen um die Wette thaten. Am meisten zu thun hatte die Jungfer Christine, die jüngste, schönste — jedoch nicht schöne — und geschwätzigste von Allen. Es machte ihr wegen des Gedränges ordentlich Mühe, den Topf voll siedender Milch vom Feuer zu heben, was sie von keinem Landsknechte geschehen lassen wollte. „Platz da!" commandirte sie, mit dem großen hölzernen Löffel um sich schlagend, und schüttete dann zwei mächtige Schüsseln mit Hirse, welche sie vorher in Wasser hatte quellen und weich werden lassen, in den Milchtopf. Ein feuchter Sack aus grobem Leinen wurde darauf um Topf und Deckel geschlagen; und während nun da drinnen der geheimnißreiche Proceß sich vollzog, der in den Augen der Landsknechte eins der wunderbarsten Gebilde der Kochkunst gestaltete — die „Sackhirse" nämlich —, hängte Jungfer Christine, ungebrochenen Muthes, die Pfanne über das Feuer. Derbe fette Speckstücke nebst Butter schnitt sie hinein, nahm das Menggefäß mit dem Brei aus Buchweizenmehl und schüttete letztern, als der Speck auf beiden Sei-

ten gehörig braun gebraten war, dazu in die Pfanne. Bei dem gut genährten Feuer war der Brei unten bald gahr gebacken; da faßte Jungfer Christine mit beiden Händen das hölzerne Ende des Pfannenstiels, warf das Gebäck kühn einige Fuß hoch in die Luft, wo es sich umdrehte, so daß die untere Seite jetzt oben lag, und fing es, mit einer Geschicklichkeit, auf welche sie sich nicht wenig zu Gute that, wieder in die Pfanne auf, die sodann an ihren frühern Platz über dem Feuer zurückwanderte, bis der „buchweizene Janhinrick" fertig war. So ging's eine gute Weile fort: Kuchen häufte sich auf Kuchen in der Schüssel neben dem Feuer, und manch' eines Landsknechts Auge schielte lüstern nach dem leckern Doppelgericht, dem in der Schüssel und dem im sackumhüllten Topf, und konnte die Zeit schwer abwarten, wo es — nach Landsknechtsart zu reden — zum „Fraße" ging. Endlich erschien der heiß ersehnte Augenblick, wo Jungfer Christine ihre Pfannkuchenbäckerei schloß, den Sack vom Topfe nahm und dessen Deckel abhob. Das Werk war gelungen; die Sackhirse war so steif, daß eine Stoßlanze aufrecht darin stehen geblieben wäre, und sie duftete, mit dem Speckpfannkuchen vereint, in die Nasen der hungerigen Knechte lieblicher als die würzigste Maienrose.

Stolz richtete Jungfer Christine sich in ihrer ganzen Länge (welche vier bis fünftehalb Fuß betragen mochte) empor und schlug mit einem Holzscheit wider die leere Pfanne, deren melodischer Klang die Landsknechte, welche zu dieser Abtheilung gehörten, zur Entgegennahme ihrer Portionen herbeirief. Die Krieger erschienen mit hölzernen Tellern, Näpfen oder Brettern, auf denen sie ihr Mahl empfingen: jeder Mann Sackhirse für zwei Bür-

gersleute gewöhnlichen Schlages und einen ganzen Pfannkuchen. Wie das den Landsknechten schmeckte „auf grüner Haid'“, da Jeder sich lagerte, wo er wollte!

Nachher bildeten sich kleinere Gruppen, und nun ging es an's Würfeln und Kartenspielen. Dabei wurde gesungen, getrunken und geflucht. Das war eine Unterhaltung ganz nach Landsknechtsart. Etwas Abwechselung kam in das Treiben durch das Erscheinen des Magisters Antonius Ströhing. Der Alte hatte von der Ankunft der Kriegsknechte gehört und konnte seine Neugierde, ihr Treiben sich anzusehen, eben so wenig überwinden, als seine Lust, ein Kännchen Bier oder Wein mit ihnen zu trinken, das hier ja umsonst zu haben war. Der Magister wußte Schnurren und schlechte Witze genug, um bald der Mittelpunkt eines Kreises zu werden, welcher ihm der süßen Labe mehr bot, als er bewältigen konnte. Da kam er denn erst recht in seine Rosenlaune und genoß des Guten so viel, daß es nur noch weniger Tropfen bedurfte, um ihn ganz unfähig zu machen. Er nahm dies frühzeitig genug wahr und bat sich daher Begleitung nach dem Rauhingkotten aus. Gern kamen die Landsknechte seinem Wunsche nach; zwei der kräftigsten faßten den Magister zu beiden Seiten in den Arm und schritten mit ihm, sich die Zeit gönnend, den uns bekannten sandigen Heerweg entlang.

Aus dem Seitenpfade, welcher zum Rauhingkotten führte, ritt in demselben Augenblick, wo die Drei ihn betreten wollten, Hilchen von Auffeß heraus. „Faßt euch den Räuber!“ rief der Magister, als er des Junkers ansichtig wurde, den Landsknechten zu; „haltet den Schurken fest, — er hat mich im vorigen Jahre hier all' meiner Habe beraubt.“

Im Nu fielen die Landsknechte dem Reiter in die Zügel; aber im selben Augenblick blitzte Hilchen's Schwert durch die Luft, spaltete dem Einen den Schädel und hieb dem Andern die Hand entzwei. „Das war Hilchen von Auffeß!" höhnte er und sprengte in gestrecktem Galopp von dannen. Ehe der Magister sich von seinem Schrecken erholt hatte, war der Junker im Walde verschwunden.

Jener Landsknecht, dem der Schädel gespalten war, gab nur noch schwache Lebenszeichen von sich. Der Magister und der Andere knieeten, so ziemlich ernüchtert, neben dem Sterbenden. Der abergläubische Landsknecht sprach über seinen Gesellen den Blutsegen der Söldner:

»Sanguis, mane in venis,
Sicut Christus pro te in poenis;
Sanguis, mane fixus,
Sicut Christus crucifixus!«

Vergebens — das Leben war entflohen.

Man begrub die Leiche am Abende „auf grüner Haid'".

Am folgenden Morgen in aller Frühe brach die Rotte nach Biedenkopf auf.

Zum zweiten Mal binnen Jahresfrist hatte Hilchen von Auffeß Hugo's gerechten Zorn gereizt und dessen Rache herausgefordert. Aber Hilchen von Auffeß war überall und nirgends.

IV.

Die Entführung.

Einige Stunden nach dem Abmarsch der Landsknechte hielt eine Rotte Reisiger mit Blechhauben und Hellebarden am Fuße des Kraneberges. Ihr Herr, eine hohe, knochige,

vom Alter schon etwas gekrümmte Gestalt ritt, von einem Theile der Knechte gefolgt, zur Burg empor; unterwegs wurden je auf Steinwurfsweite Posten ausgestellt, die so eine lebendige Verbindungskette bildeten zwischen der unten haltenden Abtheilung und dem Gefolge des alten Ritters, das sich oben im Burghof lagerte.

Nicht ohne große Verwunderung gewahrte Herr von Kraneburg, welcher eben aus seinem Marstall kam, diesen sonderbaren Aufzug seines Schwiegervaters; denn der war der alte, gebückte Ritter mit dem Silberhaar und dem rothen Antlitz — Herr Werner von Ramberg, Frau Wilhelminens leiblicher Vater.

„Seid mit Gott gegrüßt, Vater!“ sagte Hugo, Herrn von Ramberg die Hand reichend, zum Willkomm und um ihm beim Absteigen behülflich zu sein.

„Ich dank' Euch,“ versetzte der alte Herr kalt und förmlich, als er abgestiegen war. Ohne ein weiteres Wort schritt er, dem erstaunten Hugo voran, durch die Halle in den ihm bekannten Sprechsaal, wo seiner Zeit der angebliche Ulrich von Hutten, Herr Dietrich von Frankeneck und Hugo von Kraneburg zusammensaßen.

„Was wollt Ihr zur Erfrischung nehmen, Ramberg?“ fragte Hugo, als sie in dem Saale angelangt waren.

„Nichts, ich mag nichts!“ lautete die Antwort.

„Wollt Ihr Euere Rüstung nicht ablegen?“

„Nein, die soll mir sitzen bleiben ... Vetter, es gehen zu sonderbare Dinge vor auf der Kraneburg, wie Euere Frau Mutter mir dieser Tage hat vermelden lassen. Ihr unterhaltet Verbindungen mit dem von Hutten; Ihr laßt für den Reichsverräther Sickingen auf Euere Kosten Söldner werben, hängt Nächte lang über den Schriften des

ausgelaufenen Augustiners, wollt gar selber mit dem Sikkinger in's Feld gegen die Fürsten. Verantwortet Euch!"

„Mich verantworten?" rief Hugo, dem das Blut siedend durch alle Pulse jagte. „Vor wem soll ich mich verantworten?"

„Vor mir!" donnerte der Alte.

Hugo schwieg einige Secunden, um die Ruhe wieder zu gewinnen. „Ramberg," sagte er sodann, „es ziemt sich wohl nicht, daß wir uns so gegenübertreten. Ein Recht, Verantwortung wegen meiner Privatschritte von mir zu fordern, kann ich Euch nicht zugestehen ..."

„Ich verlange die Verantwortung von dem Gatten meiner Tochter!" rief der Alte.

„Mäßigt Euch, Schwäher; ich bitt' Euch," fuhr Hugo gelassenen Tones fort. „Ich ehre in Euch das Alter, den Freund meines seligen Vaters und den Vater Wilhelminens. Macht mir das nicht unmöglich. Aber nicht die geringste Verpflichtung, mich vor Euch zu verantworten, kann ich anerkennen. Gott und mein Gewissen sind meine Richter!"

„Ha, über dies naseweise junge Geschlecht!" eiferte der alte Ritter. „Wider alle Zucht und Sitte lehnen sie sich auf, untergraben der Ordnung heilig Gesetz, rennen an mit ihren tollen Trotzköpfen gegen die feste Burg der bestehenden Einrichtungen, die Jahrhunderte lang sich bewährt und ihre Träger geehrt haben. Nichts Heiliges ist mehr; Alter, Stand, Auszeichnung, Würde, Weihe, alles gilt ihnen keines Hellers werth. Aber nur zu, ihr Weltstürmer, blind in die blinde Welt hinaus! Stürmen könnt ihr, stürzen nicht: der Balken, den ihr losreißt, macht die Burg nicht wanken, euch aber er-

schlägt er in seinem Falle!“ Er hob den Helm ab und warf ihn auf den Tisch; die Silberlocken schüttelnd, maß er dann den Saal mit wankenden Schritten.

Unterdessen wurde die Thür geöffnet; Hugo's Mutter und Gattin traten ein. „Gott zum Gruß, Vater!“ rief Frau Wilhelmine aus und eilte auf Ramberg zu. „Nun geliebt's Gott, daß ich Euch doch endlich einmal wiedersehe!“ Sie ergriff die Hände des alten Herrn und drückte einen Kuß auf dieselben. „Aber, bester Vater — Hugo, was ist vorgefallen?“ fragte sie ängstlich, als ihr Gruß nicht erwidert, kein Blick von Seiten ihres Vaters ihr zu Theil wurde, und ihre Augen schweiften abwechselnd von Ramberg zu Hugo, von diesem zu Ramberg hinüber ... „Vater,“ schmeichelte sie, dem Alten, welcher stumm blieb, mit der Rechten die Wange streichelnd. „Hugo!“ flehte sie zugleich seitwärts zu diesem. Auch er antwortete nicht.

Frau Emmelina, die sich seither als stille Beobachterin an der Thür gehalten hatte, schritt jetzt auf Ramberg zu. „Willkommen, Schwäher, auf Kraneburg!“ hub sie an und reichte ihm, nach einer Verbeugung, die Hand.

Ramberg verbeugte sich ebenfalls, während er die dargebotene Rechte nahm, und sprach: „Ich grüße Euch bestens, Frau Schwäherin, und danke Euch für Euern freundlichen Willkomm. Leider sehe ich, daß die schlimme Zeitung, die Ihr mir habt zugelangen lassen, noch viel milder klang, als die Wirklichkeit ist. Ich erkläre Euch und dem Ritter Hugo von Kraneburg hiermit, daß meine Tochter Wilhelmine keine Stunde länger in diesen Mauern bleibt.“

„Was sagt Ihr, Schwäher?“ rief Hugo.

Frau Emmelina sah nicht minder erstaunt auf, schwieg aber. In Wilhelminens Antlitz prägte sich die lebhafteste Angst aus.

„Was ich sage, ist kurz und bündig," wiederholte der Alte mit überaus lauter und leidenschaftlicher Stimme. „Ich sage, daß Wilhelmine von Ramberg keine Stunde länger mit einem eidbrüchigen, seines Geschlechts unwürdigen — — "

„Herr von Ramberg!" donnerte Hugo und stürzte mit gezücktem Schwert auf den Greis los. Seine Mutter fiel ihm in den Arm, er warf sie zurück; auch Wilhelmine stieß er fort; er war seiner Sinne nicht mehr mächtig. Erst als er den Stoß mit leidenschaftlich zitternder, unsicherer Hand geführt hatte und dieser an dem Panzer Ramberg's abgeglitten war, kam er wieder zur Besinnung. Erschöpft, aber noch immer in heftiger Leidenschaft, sank er auf einen Stuhl, das entblößte Schwert in der Hand.

Tiefe Stille herrschte in dem Saale. Ramberg stand regungslos da, die Hände in die Seite gestemmt; auch in seinen Zügen glomm noch die helle Leidenschaft. Die Frauen standen im Hintergrunde; sie wagten nicht, dem ergrimmten Löwen sich zu nähern — selbst Hugo's Mutter, dies starke Weib, zitterte an allen Gliedern.

Ramberg war der Erste, welcher wieder Bewegung in die Gruppe brachte. Er wandte sich um, schritt auf Frau Wilhelmine zu und faßte sie bei der Hand mit den Worten: „Komm, Kind, wir gehen. Frau Emmelina, lebt wohl!"

„Aber wohin denn, Schwäher?" fragte Hugo's Mutter.

„Wohin? — Nach Schloß Ramberg."

„Doch nicht so eilig, will ich hoffen. Laßt uns noch erst ein Mal versuchen, den Verblendeten eines Bessern

zu belehren, und will er sich dann durchaus verstocken, wohl, so sei's! Auch ich verlasse alsdann dies Haus der Schmach und gehe, wenn Ihr erlaubt, mit nach Ramberg, um dort den Rest meiner Tage zu vertrauern um den einzigen, verlorenen Sohn!" Sie sprach die letzten Worte mit großem Nachdruck.

„Ihr habt Recht, Frau Schwäherin," versetzte Ramberg und fuhr sich mit der Hand über die runzelige Stirn, als wolle er sich besinnen. „Ich erinnere mich; wir sind eigentlich noch gar nicht zur Sache gekommen, weil Euer Sohn mir das Recht absprach, ihn wegen seines Benehmens zur Rechenschaft zu ziehen."

Hugo blieb taub gegen alles, was um ihn gesprochen wurde. Man wartete deshalb vergebens auf eine Entgegnung seinerseits, und so trat ein peinliches Schweigen ein.

Frau Wilhelmine machte demselben ein Ende. Mit schüchternen Schritten, wie ein scheues Reh, näherte sie sich ihrem Gemahl, der sich ihr noch niemals in so furchtbarer Gestalt gezeigt hatte, wie bei dem vorhergehenden Auftritt. „Hugo," redete sie ihn an, wobei sie ihre Hand auf seinen Schwertknauf legte; „der Vater will jetzt ordentlich mit dir Zwiesprach halten. Komm, Hugo; entzweit euch nicht! Du bist der Jüngere," fuhr sie flüsternd fort, „er meint es gut; bleibe nur ruhig ..." Sie machte sanft seine Hand von dem Schwertgriffe los und schob, als er dieses geschehen ließ, die Waffe in die Scheide zurück. „Jetzt komm, Hugo! Besänftige meinen Vater; scheidet nicht als Unfreunde!" Wilhelmine schlang ihren Arm durch den ihres Gatten und zog ihn sanft empor. An der Seite seiner Gemahlin schritt Hugo seiner Mutter und seinem Schwiegervater entgegen.

Nur wer ähnliche Seelenkämpfe durchgemacht hat, mag begreifen, welche Selbstüberwindung es unsern Freund kostete, die Worte auszusprechen: „Schwäher! Wegen Eueres Alters, und weil so enge Blutsbande uns verknüpfen, fordere ich nicht von Euch, daß Ihr ausdrücklich auf Euer vermeintliches Recht mir gegenüber verzichtet, sondern begnüge mich damit, meinerseits einfach dagegen Verwahrung einzulegen und dann doch, also aus völlig freiem Antriebe und Belieben, Euch Rechenschaft zu geben. Ihr habt Herrn Ulrich von Hutten beschimpft, Franz von Sickingen einen Reichsverräther genannt. Beide sind meine Freunde; nicht Euer Alter, nur der Umstand, daß Ihr ein Gesippter unseres Geschlechts seid, schützt Euch davor, daß ich Euch mit dem Schwerte die Ungerechtigkeit jener Bezichtigungen erweise, gegen die ich hiermit protestire."

„Protestirt und contestirt so viel Ihr wollt, junger Mann! Ihr habt kein Rechtsgefühl mehr!" grollte der Alte.

Schon lag Herrn Hugo eine heftige Entgegnung wider diese schwere Beschuldigung auf der Zunge; doch sah Wilhelmine rechtzeitig, wie seine Stirn sich in Falten zog, und zupfte ihn warnend am Arm. Es half. Hugo erwiderte ruhig, wiewohl gleich Ramberg mit abgewandtem Gesicht: „Um das Recht ist es ein eigen Ding, und es ist oft äußerst schwierig aufzufinden. So viel steht jedoch fest, daß es nicht auf äußern Formen und Bräuchen und Gesetzen beruht, wie wohl manch' Einer gern annehmen möchte. Jemanden ungehört verurtheilen, weil er bestehende Bräuche und Gesetze nicht zu achten scheint, das bedünkt mir nicht Rechtens zu sein."

„Ihr seid Empörer allzumal!" rief Ramberg. Wieder drückte Wilhelmine ihren Gatten am Arm und wie-

derum mit günstigem Erfolg, und so auch fernerhin. Es entspann sich nun zwischen den beiden Rittern ein langer Streit. Hugo war seinem Schwiegervater im Wortkampf überlegen, Ramberg dagegen fühlte sich im Recht, so daß eine Ausgleichung nicht zu Stande kam. Im Gegentheil, je mehr der alte Ramberg sich getroffen und seinem Widerpart nicht gewachsen fühlte, desto hitziger wurde er. Obwohl Frau Emmelina ihm nicht in wirksamer Weise Unterstützung leisten konnte, so hielt sie doch seine Partei, wogegen Wilhelmine noch immer auf eine schließliche Aussöhnung hoffte.

„Jetzt kenne ich Euch gründlich, Vetter," rief der alte Ritter endlich aus. „O Schimpf und Schande, ich wiederhole es, daß der letzte Kraneburg so tief gesunken ist!"

Diese Bemerkung traf Wilhelmine und Hugo am schmerzlichsten, aber auch auf Frau Emmelina und auf Ramberg selbst machte sie einen niederschlagenden Eindruck.

„Laßt ihn in sein sicheres Verderben rennen," murmelte Hugo's Mutter dumpf; „er hat nicht anders gewollt. Wenn diese Junkerfehde mißglückt ist — und zum guten Ende kann sie nicht führen — dann werden die Fürsten ihr Racheschwert furchtbar schwingen wider die Aufrührer. Ueberallhin werden sie ziehen und die Burgen der entarteten Ritter brechen, ohne Schonung. Ihre Güter werden sie ihnen nehmen und für sich behalten, ihre Gesippten mißhandeln oder in die Gefangenschaft schleppen, ihre Wappen zerbrechen..."

„Ich will keine Gemeinschaft haben mit den Empörern," knirschte Ramberg. „Und meine Tochter soll es

auch nicht. Komm, Tochter, wir gehen. Frau Emmelina, Ihr wollt uns begleiten?"

„Schwäher, so verlaßt Ihr, so verläßt Wilhelmine die Kraneburg nicht!" rief Hugo. „Ich schwör's beim allmächtigen Gott und bei Sanct Johannis Evangelium," — er hob bei diesen Worten Mittel- und Zeigefinger der Rechten empor, — „nicht ich trage die Schuld an diesem traurigen Zerwürfniß, sondern Ihr. Ich will und muß vollführen, was meine Pflicht ist. Und erhöbe sich eine Welt gegen mich — ich weiche nicht! Nimmermehr aber werde ich dulden, daß man mich wie einen für vogelfrei erklärten Verbrecher behandelt, daß man widerrechtlich Hand anlegt an mein kostbarstes Eigenthum. Frau Mutter, wollt Ihr die Kraneburg verlassen, ich kann Euch nicht hindern, so wehe Euer Entschluß mir thut. Euch aber, Herr Werner von Ramberg, erinnere ich daran, daß Ihr mir Euere Tochter Wilhelmine zum ehelichen Weibe habt antrauen lassen, und daß sie seit unserm Vermählungstage nächst Gott keinen höhern Herrn, daß sie keinen nähern Blutsverwandten auf Erden hat, als mich, ihren Gatten; denn »sie werden Zwei sein in Einem Fleische«. Herr Werner von Ramberg, ich dulde nicht, daß Ihr meine Gattin — entführt!"

„Ha, thörichter Knabe!" rief Ramberg, „ob du das dulden wirst, danach wirst du gar nicht gefragt. Die da ist meine Tochter, und deine Burg ist von meinen Knechten umlagert, welche Befehl haben, sich jeden Augenblick zum Sturm bereit zu halten."

„So behandelt Ihr Euern nächsten Verwandten, Ramberg?" schrie Hugo. „Pfui! Seid Ihr ein Ritter oder ein Raubgeselle? Wäre ich wie Ihr, so spaltete ich Euch

auf der Stelle den Schädel, ließe die Zugbrücke aufziehen, das Fallgatter nieder und Sturm läuten. Euere Reisigen im Burghof wären meine Gefangenen. Da wird's mit dem Stürmen der Andern noch wohl gute Weile haben!"

Ramberg griff seinen Helm vom Tische und wollte hinaus. Hugo aber stellte sich ihm entgegen. „Ich bin Burgherr," sagte er fest, „und ich wünsche hier keine Gewaltthat... Wilhelmine, entscheide du! Kraneburg oder Ramberg?"

Die Burgherrin wußte vor Angst und Bestürzung nicht, wo ihr der Kopf saß. Sie hatte Mühe, ihre Thränen zu stillen. Endlich ächzte sie: „Ach, Hugo, wenn du fortziehst und deine Mutter die Kraneburg verläßt, so bin ich ganz allein in diesen wüsten, einsamen Räumen, und Niemand ist da, mich zu schützen..."

„Recht so, mein Kind," sprach Ramberg. „Wir gehen nach Hause zurück, wo du glücklichere Tage verlebt hast als hier. Frau Emmelina, folgt uns, wenn es Euch beliebt."

Damit zog er die Frauen zum Saale hinaus. Hugo rief seiner Gattin noch nach: „Und du verläßest mich ohne Abschiedsgruß? Du wartest nicht, bis ich abreise?"

Frau Wilhelmine sah nichts mehr und hörte nichts mehr; es brauste ihr im Kopf, die Sinne schwanden ihr.

Hugo sank in einen Sessel und stierte stumm zu Boden. Auch ihm war die Gegenwart entrückt.

Beim Magister Antonius Ströhing hatte in der letzten Zeit häufig ein Ritter, Namens Benno von Bergen, vorgesprochen, um sich, wie er sagte, mit dem hochgelahrten

Herrn über Religion und Humaniora zu unterhalten. Nebenbei erkundigte der Ritter sich auch jedes Mal, ohne daß es jedoch dem guten eiteln Magister auffiel, nach den etwaigen Neuigkeiten der Kraneburg. Magister Ströhing erfuhr nämlich täglich durch einen vertrauten Diener der Frau Emmelina alles, was auf dem Schlosse geschah. Dieser vertraute Diener hatte auch nach Ramberg den Brief der alten Burgherrin überbracht, welcher Wilhelminens Vater dringend zum baldigen Besuche auf Kraneburg bat, in Folge dessen besagter Ritter Benno von Bergen schon mehrere Tage im voraus um den bevorstehenden Besuch Ramberg's wußte. An diesem Besuche Ramberg's, dessen Zweck der vertraute Diener ebenfalls kannte und mitgetheilt hatte, schien Benno von Bergen großen Antheil zu nehmen. Wenigstens saß er an dem Tage, wo Ramberg ankam, mit größerer Geduld bei dem Magister, als jemals vorher, bis endlich der vertraute Diener seine Post überbrachte: das ganze Schloß sei in Aufruhr, Kraneburg und Ramberg hätten sich bitter gezankt und entzweit; Ramberg nehme seine Tochter sowie die alte Burgherrin, die ja auch vom Ritter Hugo nichts wissen wolle, mit sich nach Hause; schon ständen die Pferde gesattelt und gezäumt.

„Traurig, sehr traurig!“ seufzte Ritter Benno von Bergen; „wollen bessere Zeiten hoffen.“ Damit schwang er sich auf seinen Gaul, den er am Thürpfosten angebunden hatte, und ritt langsam davon. Kaum aber war er den Augen des Magisters entschwunden, so spornte er das Thier seitwärts in den Wald und sprengte mit verhängten Zügeln auf einem einsamen Wildpfade fort, als säße ihm der Teufel im Nacken.

Der alte Romberg war erst einige Stunden mit seiner Tochter und Schwäherin auf seinem Edelhofe angelangt, als der Ritter Benno von Bergen vor dem Fallgatter erschien und den Burgherrn zu sprechen heischte. Seine Zeitung, sagte er, habe sowohl die größte Eile als auch die höchste Wichtigkeit; sie betreffe den Herrn von Kraneburg. Seinen Namen nannte Ritter Benno dem Thorwart nicht; auch erkundigte dieser sich nicht danach, sondern eilte, seinem Herrn die drängende Post zu überbringen.

Frau Wilhelmine, welche den Weg nach Ramberg in einer Sänfte zurückgelegt und nach mehrstündiger Ruhe jetzt eben ihr klares Bewußtsein wieder erlangt hatte, war die Erste, welche am Fallgatter erschien. „Wie?" rief sie erstaunt, als sie des Ritters ansichtig wurde, „Herr Ulrich von Hutten, Ihr seid der Eilbote? Und was macht Hugo?"

„Meine Nachricht ist trauriger Art," antwortete Herr Ulrich von Hutten oder Benno von Bergen oder wie er sonst heißen mochte. „Herr von Kraneburg," fuhr er fort, als jetzt auch der alte Ramberg und Hugo's Mutter zum Vorschein kamen, „Herr von Kraneburg hat verbrecherisch Hand gelegt an sich selbst . . ."

„O Himmel!" rief Frau Wilhelmine entsetzt.

Ramberg befahl dem Thorwart, das Gatter aufzuziehen und die Brücke niederzulassen.

„Etwa eine halbe Stunde von hier," setzte der Bote seine Meldung fort, „liegt Herr Hugo im Walde, schwer verwundet, wenn auch durch meine Fürsorge, so gut es anging, verbunden. Er bereut sein heftiges Auftreten gegen Herrn von Ramberg und namentlich gegen seine Frau Mutter so sehr, daß er in einem Anfalle von Verzweiflung das Schwert gegen die eigene Brust führte, obwohl

auf dem Wege hieher, um die Versöhnung wieder anzubahnen. Er kann das Schütteln auf dem Rosse nicht ertragen, und ich möchte Euch deshalb um ein Pferd mit einer Sänfte bitten. Hoffentlich treffen wir ihn noch lebend an."

Diese Nachricht machte nicht bloß auf die gefühlvolle Wilhelmine, sondern auch auf Hugo's stolze Mutter und auf den alten Herrn von Ramberg einen gewaltigen Eindruck. Die beiden Letztern gaben keinen Laut von sich, empfanden aber desto mehr im Innern ihrer Seele.

Hurtig ließ Ramberg die Pferde satteln, und einige Augenblicke später ritten er selbst, Emmelina, Wilhelmine, Hutten-Bergen und zwei Reisige, deren einer das Pferd mit der Sänfte führte, unter der Leitung des genannten Unglücksboten in düsterm Schweigen durch den Wald. Beinahe hatten sie — statt der angekündigten halben — eine ganze Stunde zurückgelegt, als sie am Rande dichten Unterholzes einen Menschen, halb versteckt durch das überhangende Laubwerk und das Gesicht nach unten gekehrt, auf dem Boden liegen sahen. Ein Roß war neben ihm an einen Baumstamm gebunden.

Ehe man noch zur Stelle war, stiegen Hugo's Gattin und Mutter von ihren Zeltern, eilten auf den Unglücklichen, den sie für Hugo hielten, zu und knieten neben demselben nieder.

Da sprengten plötzlich reisige Knechte, fünfzehn an der Zahl, rings aus dem Unterholze hervor und stürzten theils auf die Frauen, theils auf Ramberg und dessen Reisige.

Ramberg hatte rasch die Lage überschaut, Befreiung der Gefangenen war unmöglich, — er suchte sein Heil in der Flucht, welche ihm auf seinem trefflichen Rosse

auch gelang; Hutten-Bergen's Knechte verfolgten ihn vergebens. Alle Uebrigen aber fielen in ihre Hände. Der angeblich schwer verwundete Herr von Kraneburg entpuppte sich als ein kerngesunder Speerträger.

Die List des falschen Hutten war völlig gelungen, Frau Wilhelmine in seiner Gewalt.

Schon sanken die Schatten der Abenddämmerung schwer wie Nebelmassen auf die Erde, als der Weg, den die Räuber mit ihrer Beute nahmen, nach unzähligen Windungen und Krümmungen, in ein enges grünes Wiesenthal ausmündete, welches von einem hellen Bächlein, das aus dem Waldhang niederrieselte, durchflossen war. An diesem Bache führte nun der Weg unmittelbar vorbei, ohne sich indessen zu erweitern. Frau Wilhelmine, die schon lange in Folge des ungewohnten Rittes heftigen Durst verspürte, frug beim Anblicke des klaren Quellwassers in die Rotte hinein, ob einer von den Reisigen ein Trinkgeschirr bei sich führe; es war dies ihr erstes Wort auf der ganzen Reise.

Herr Hutten-Bergen öffnete sofort eine Ledertasche, die an seinem Sattelknopfe hing, und zog daraus einen fein gearbeiteten, kostbaren goldenen Meßkelch hervor. Unter den Worten: „Einen Augenblick, schönste Wilhelmine," sprang er vom Pferde und kniete an dem Bache nieder, um Wasser zu schöpfen. Mit dem gefüllten Kelche trat er an Wilhelminens Zelter. „So gering die Gabe ist," hub er flüsternd und süß zu lächeln versuchend an, „so heiß schlägt das Herz dessen für Euch, der das Glück hat, selbe zu reichen." Er hielt den Kelch zu Wilhelminen empor.

Diese würdigte ihn keines Blickes, sondern sich umkehrend und mit dem Rücken nach der Seite gewendet, wo er stand, bat sie abermals die Knechte um einen Trunk. Manche von den Gesellen konnten ein schadenfrohes Lächeln über die mißglückte Werbung ihres Herrn, der mit hochgeröthe= ter Wange und zornfunkelnden Auges auf seiner alten Stelle stand, nicht verbergen; doch schien Keiner aus ihnen es zu wagen, den Nebenbuhler seines Herrn zu machen — was den Trunk Wasser anbetraf.

Ohne ein Wort zu sagen, sprang Wilhelmine von ihrem Zelter, kniete an dem Bache nieder, schöpfte mehr= mals mit der hohlen Hand daraus und bestieg, als sie ihren Durst gestillt hatte, des Ritters Hülfe ablehnend, wieder ihr Roß.

Das Thal zog sich, sichelförmig zwischen die Berge gepreßt, etwa eine halbe Stunde lang hin und führte wieder in Waldung. Die Dämmerung wurde zur Nacht, und immer noch ging es weiter auf den holperigen Wegen. Endlich, als der Mond schon hoch am Himmel stand, hielt der Zug vor einer elenden Waldkneipe, in welcher noch flott gezecht und gesungen ward. Dort wurde abge= stiegen und eingekehrt.

Ein tolles Gejubel empfing den Ritter bei seinem Eintritt. „Juchhe, Vivat Klopreis, und seine schönen Gefährtinnen dazu!“ riefen mehrere Burschen, deren sonder= bar zugeschnittene Tracht noch das ehemalige Mönchshabit deutlich erkennen ließ; die Meisten schienen dem Augustiner= orden angehört zu haben, doch waren auch einzelne Fran= ciscanerkutten darunter. „He, Meister Klopreis, so lebt sich's besser als auf der magern Kaplanei zu Büderich?“ sagte ein stämmiger Bursche, dem Ritter seinen Humpen

reichend. „Das habt Ihr den Augustinern von Wesel und Dortrecht zu verdanken," fuhr er fort. „Aber meiner Seel', Ihr macht Euch wirklich stattlich in diesen Junkerlappen, Kaplan Klopreis. Wo habt Ihr den Anzug nur gestohlen?"

„Mach's nicht so rüde, Ginderick," versetzte der als Ritter Hutten-Bergen verkleidete ehemalige Kaplan von Büderich bei Wesel, den wir fortan mit seinem richtigen Namen Klopreis benennen wollen. „Das Toben hört auf, oder ich lasse Euch sammt all Euern Cumpanen durch meines gnädigen Herrn Hunibald von Cleverström reisige Knechte vor die Thür' werfen."

Ginderick — der muthige Mann, welcher in Wesel zuerst für Luther öffentlich aufgetreten war — erklärte unter so bewandten Umständen kleinlaut, er habe bloß „ein Zötlein" machen wollen.

„Zechen mögt ihr," fuhr Klopreis fort, „so lange ihr könnt und wollt. Diese Edeldamen aber sind müde von der Reise und bedürfen der Ruhe."

Wir versuchen nicht, die Gefühle zu beschreiben, unter denen Frau Emmelina und ihre Schwiegertochter in dieser elenden Waldkneipe und in dieser rohen Gesellschaft den Abend zubrachten. Klopreis hatte ihnen zwar eine Kammer mit einem Bette anweisen lassen, — die einzige, welche in der Hütte war — und die Frauen hatten sich auch angekleidet, wie sie waren, auf das Lager geworfen; daß sie jedoch, trotz ihrer großen Müdigkeit, kein Auge schließen konnten, brauchen wir wohl kaum zu erwähnen.

Um Mitternacht wurde zur Weiterreise aufgebrochen. Die ehemaligen Mönche und ihre Cumpane freuten sich, als sie das Reich, wie man sagt, wieder allein hatten,

und zechten und sangen in den hellen Morgen hinein. Ein Theil derselben gehörte zu den aus Dortrecht in Holland vertriebenen Augustinern, die sich von dort zunächst nach Wesel begaben, wo sie in den Häusern herumzogen, und das neue Evangelium ihres frühern Ordensgesellen verkündeten. In Verbindung mit andern abtrünnigen Mitgliedern ihres Ordens, namentlich aus den Klöstern zu Köln, Wesel selbst und Osnabrück, welche die Herde des Lutherthumes wurden — wie allerwärts die Augustinerklöster — verbreiteten sie sich dann von Wesel aus auf die ganze umliegende Gegend.

Hunibald von Cleverström, der Gönner des Prädicanten Klopreis, hauste auf oder vielmehr in einem steilen, unzugänglichen Felsen des Ruhrthals. Ueber seine Herkunft ist das Dunkel nie gelichtet worden, wie sein Name auch anderseits mit seinem Tode spurlos aus der Geschichte verschwindet. Man hat ihn im Volke vielfach für einen natürlichen Sohn des Herzogs von Cleve und Grafen von der Mark, Johann's II., gehalten, welcher 1521 starb. Alles ist seltsam, fast sagenhaft an diesem Hunibald von Cleverström. Eines Tages, so erzählt man sich, waren plötzlich oben in einem Felsen, der in einem der abgelegensten Theile des Ruhrthales schier senkrecht in die Luft steigt, die fensterartigen Löcher sammt der hoch oben kühn emporragenden Warte zu erblicken. Niemand hatte vorher an dem Felsen hauen, meißeln, oder sonstige Arbeiten verrichten sehen. Dies erscheint uns indessen weniger wunderbar, da wohl selten eines Wanderers Fuß sich in das abgelegene Thal verirren mochte und man also inzwischen unbemerkt allerlei Arbeiten darin vollführen konnte. Seltsamer war es schon, daß man nirgends einen

Weg ausfindig zu machen vermochte, der zu dem Geiernest emporgeführt hätte. So dauerte es denn geraume Zeit, bis man den Namen des sonderbaren Siedlers erfuhr. Diesen aber wurde man auch nur aus dem Munde des Ritters Hunibald selbst gewahr, als er eines Abends in der Herberge einen Humpen Wein über den Durst getrunken hatte.

Nach Verlauf von einigen Jahren tritt Hunibald von Cleverström, der bis dahin ein Einsiedlerleben geführt zu haben scheint, uns schon etwas weniger geheimnißvoll entgegen, umgeben von einem Schwarm reisiger Knechte und als der berüchtigtste „Placker" zwischen Ruhr und Rhein. Mit dem Erscheinen der Reisigen in Cleverström's Umgebung wurde auch der Weg zu seiner Burg bekannt; derselbe führte unten durch den Felsen, auf welchem das Raubnest lag. Hunibald wird als ein Menschenhasser und namentlich als Weiberfeind geschildert. Die einzige Leidenschaft, welche er hatte, war ein nicht zu befriedigender Geldgeiz. Dem Trunke war er nicht ergeben, obwohl er von Zeit zu Zeit einen Pocal guten Weines oder kräftigen Bieres nicht verschmähte. Alles ritterliche Wesen, auch die Jagd ließ ihn kalt. Er scheerte sich weder um Kaiser noch Papst, nicht um Kirche noch Reich, nicht um Krieg oder Frieden. Wo es aber eine Gelegenheit zum Rauben und Plündern gab, da war er der Mann, da setzte er selbst sein Leben tollkühn auf's Spiel.

Im Jahre 1518 wurde er mit Klopreis, der damals noch Kaplan zu Büderich war, zufällig bekannt. Es war an einem Sonntage. Hunibald kam von einer Plackerei zurück; sein Weg führte ihn durch Büderich, wo er in die Kirche eintrat, um zu erspähen, ob nicht viel-

leicht einige Bauernweiber mit reichem Halsgeschmeide abzufangen seien. Klopreis stand eben auf der Kanzel und predigte über den großen Propheten Dr. Martinus Luther in Wittenberg, den Gott erweckt habe, die Kirche zu läutern. Der Prediger ließ durchblicken, daß diese Läuterung sich vor allem auf die reichen Klöster zu erstrecken habe, die zu apostolischer Einfachheit zurückgeführt werden müßten. Dieser treffliche Gedanke leuchtete keinem Büdericher Bürger und Bauern so klar ein, wie dem Ritter Hunibald, diesem doch seltenen Kirchengänger. Als die Predigt zu Ende war, suchte er den Kaplan Klopreis auf und besprach sich näher mit ihm über jenen Gegenstand, wie auch über den Wittenberger Propheten, von dessen Auftreten er seither keine Kunde hatte. Zugleich bot er sich an, für die Läuterung der Kirche, in Betreff der reichen Klöster und Abteien, behufs Zurückführung derselben zu apostolischer Einfachheit, nach Kräften beizutragen. Klopreis schloß unverweilt Freundschaft mit dem neuen, wehrhaften Anhänger Luther's und vertröstete diesen, rücksichtlich der Klöster, auf die Zeit, wo die Früchte zum Pflücken reif sein würden.

Einige Jahre später sehen wir Klopreis auf dem Raubnest häufig verkehren und Hunibald von Cleverström als eifrigen Förderer des lautern Evangeliums; nur beklagte Hunibald sich wiederholt darüber, daß es doch ein wenig lange dauere, bis die Früchte reif würden. Klopreis bekam um diese Zeit ein Bildniß des Humanisten Ulrich von Hutten zu Gesicht und fand, daß er mit demselben eine auffallende Aehnlichkeit habe. Da ihm das Prädicantenleben wegen seiner Einförmigkeit wenig mehr behagte, so fiel er auf den Gedanken, sich als Junker zu kleiden und an den Edelhöfen herumzuziehen. Wo es ihm

paßte und ungefährlich erschien, konnte er sich für den berühmten Humanisten ausgeben, um desto herrlicher bewirthet zu werden. Der zungenfertige Prädicant erklärte also dem Ritter Hunibald, er wolle eine Rundreise an den Edelhöfen machen, um den Adel zum baldigen Losschlagen gegen die Klöster aufzustacheln; am wenigsten gefährdet den Papisten gegenüber, könne er das in Rittersgewand, am erfolgreichsten als Ulrich von Hutten. Hunibald rüstete ihn als Junker aus und entließ ihn mit den besten Wünschen und Hoffnungen. Inzwischen setzte er, „um leben zu können," seine eigenen Plackereien ohne Unterlaß fort.

Mit den glänzendsten Versprechungen war Klopreis vor mehrern Tagen zurückgekommen. Diese Verheißungen betrafen nicht bloß die Klöster, sondern auch die Aufhebung des alten Ramberg und der Damen von der Kraneburg, für welche Ritter Hunibald schwere Schatzung werde erheben können. Er selber, Klopreis, beanspruche für sich nur die Huld der jungen Kraneburgerin. Hunibald's kleine blinzelnde Augen leuchteten vor Freude bei dem Gedanken an die Schatzung, welche ihm winkte. Ohne Widerrede gab er Klopreis die verlangten fünfzehn Reisigen mit und verbot, in seinem dankbaren Entzücken, den Letztern unter Androhung der schwersten Züchtigung, Klopreis anders, als „Ritter von Bergen" anzureden.

Halbkrank und bis zu Tode ermattet, sahen Frau Wilhelmine und Hugo's Mutter im Abendsonnenschein des folgenden Tages Hunibald's Raubnest im Ruhrthal vor sich liegen. Ueber Klopreis' Antlitz aber flog ein Lächeln teuflischer Leidenschaft, als er am Ziele seiner heißesten Begierde war.

So vermeinte er.

Als Werner von Ramberg die Verfolger nicht mehr in seinem Rücken sah, hielt er sein Pferd an, stieg ab und ruhte sich eine Weile in dem Waldmoose aus, „Hölle und Pest“ auf Ulrich von Hutten herabfluchend. Was war zu thun? Sein erster Gedanke war, dem Räuber in einiger Entfernung zu folgen. Doch verwarf er diesen Plan wieder, einmal, weil er Gefahr lief, den feindlichen Reisigen in die Hände zu fallen, weiterhin, weil er allein die Geraubten doch nicht befreien konnte, und endlich, weil es für ihn keinem Zweifel unterlag, daß der geächtete und überall verfolgte Hutten diese Gegend so rasch als möglich verlassen und auf eine von Sickingen's Burgen zurückeilen werde. Stand ja doch die Landauer Tagfahrt und damit die Eröffnung der Ritterfehde nahe bevor; und da durfte Hutten nicht fehlen. Das Sicherste war mithin, geradeswegs nach Landau aufzubrechen und dort auf dem Rittertage die Beschwerde gegen Hutten vorzubringen. Ramberg zweifelte nicht, daß auch unter den aufständischen Rittern Hutten's Benehmen allgemeine Mißbilligung finden und er so zu seinem Rechte kommen werde. Vor Antritt seiner Fahrt gen Landau glaubte Ramberg noch erst bei Kraneburg vorsprechen zu müssen, indem er der festen Ueberzeugung war, daß die Erzählung von Hutten's schmählichem Verrathe Hugo von seinem Irrpfade unfehlbar zurückführen werde.

Ramberg ritt zunächst zu seiner Burg und traf dort noch am selbigen Tage alle Vorkehrungen zur Abreise, die er auf den folgenden Morgen ansetzte. Mit zwanzig reisigen Knechten brach er am nächsten Morgen zur Kraneburg auf.

„Ihr kommt leider zu spät, Herr von Ramberg!“ antwortete der alte Kurd auf Ramberg's Frage nach Hugo. „Unser gnädiger Herr ist bereits gestern fort geritten, einige Stunden später, als Ihr von hier Euch entferntet. Ach! es war gar zu jämmerlich, wie der edele Herr aussah! Drei Stunden lang hat er ganz allein im Sprechsaal gesessen und den Fußboden angestiert, wie ein Gespenst. Auf unsere Fragen gab er keine Antwort, sah mit seinem verstörten Blicke bald uns und dann wieder den Boden an. Gegessen hat er auch nichts. Mir ist ordentlich bange geworden, wie er so gespenstisch da saß. Dann ließ er seinen schwarzen Hengst satteln und legte die volle Rüstung an. Endlich gab er dem Castellan Weisung, wie der es während seiner Abwesenheit halten solle, drückte uns Allen stumm die Hand und ritt davon. Gott segne den Junker, führe ihn glücklich wieder heim und lenke alles zum Besten!“ Der alte Diener wischte sich die Thränen aus den Augen.

Ramberg sah etwas verwirrt darein; die Erzählung Kurd's schien ihn an einem wunden Fleck getroffen zu haben. Er benahm sich noch mit dem Castellan und wußte Hugo's Anordnungen, die er sich mittheilen ließ, nur zu loben. Darauf setzte er mit seinen Reisigen die Fahrt gen Landau fort.

V.

Die „Herbergen der Gerechtigkeit“.

Einer der mächtigsten deutschen Fürsten war zu dieser Zeit der Kurfürst und Erzbischof von Trier, Richard von Greiffenklau, dessen Gebiet zugleich dem Herde der Adels-

empörung, dem Waasgau, am nächsten lag und am zugänglichsten war. Obendrein war er ein geistlicher Fürst; eine Fehde gegen ihn mußte daher schon deshalb die Zustimmung aller lutherisch Gesinnten finden. Hatte der Reformator doch erst kürzlich noch eine Streitschrift ausgehen lassen, worin er darauf drang, man solle den geistlichen Stand der alten Kirche bis auf die Wurzel vernichten, und allen denjenigen, die in Papistenblut ihre Hände waschen würden, Gottes Gnade als Lohn verhieß. Diese Gründe bestimmten den Anführer der Bündischen des Adels, Franz von Sickingen, die große Reichsfehde, zu der er entschlossen war, mit einem Angriffe auf die Lande des Kurfürsten Richard von Trier zu beginnen.

Ein Anlaß zum Hader war bald gefunden. Sickingen erfuhr nämlich, daß kurtriersche Kaufleute von Straßburg herabkommen würden, und beauftragte nun alsbald einen seiner Bundesgenossen, den Ritter Stoffel von Oberstein, dieselben aufzuheben. Dies geschah. Jetzt spielte Sickingen den Vermittler zwischen den Gefangenen und Oberstein behufs Freilassung der Trierschen. Oberstein verlangte eine Schatzung von fünftausend Ducaten und ließ sich von den Kaufleuten das Versprechen geben, daß, wenn sie oder ihr Kurfürst diese Summe nicht binnen der festgesetzten Frist zahlen würden, sie wieder in die Gefangenschaft zurückkehren wollten. Franz von Sickingen übernahm die Bürgschaft in dem Handel. Selbstverständlich ließ der Kurfürst von Trier sich auf diese ungerechte Prellerei nicht ein, sondern schickte weder die fünftausend Ducaten noch auch seine Unterthanen zurück. Man hatte dies alles vorausgesehen und auf keinen andern Ausgang gerechnet. Stoffel von Oberstein beschwerte sich nun bei Franz von Sickingen,

als dem Bürgen wegen des Lösegeldes, und dieser erklärte dem Kurfürsten, daß, da man ihm die fünftausend Ducaten nicht willig geben wolle, er sich dieselben mit Gewalt aus dem Trierschen holen müsse.

Einen weitern Anlaß zur Fehde bot dem Sickinger das Schicksal seiner Freunde und Waffenbrüder Hanns und Kaspar von Hochstein. Diese hatten auf dem Hunsrücken zwei Klöster geplündert und ausgehoben. Vor das Reichskammergericht geladen, um sich zu verantworten, erschienen sie nicht und verfielen daher der Acht. Als Vollstrecker derselben zogen die Herren von Greiffenklau gegen den Hochstein, brachen die Burg und führten Hanns von Hochstein gefangen nach Trier ab, weil die ausgebrannten Klöster im Trierschen gelegen waren. Der Kurfürst hatte scharfe Mandate vom Kaiser erhalten und ließ den Klosterbrenner daher nach zweitägiger Haft auf dem Marktplatze zu Trier aufhängen. Diese Schmach war zu rächen und zugleich des Gehängten geächteter Bruder, Caspar von Hochstein, zu retten.

Der Monat Juni des Jahres 1522 war seinem Ende nahe; doch schien es heute, als ob Junius das Regiment nicht an seinen richtigen Nachfolger, den freundlichen Julius, abtreten, sondern, als ob er's dem wetterwendischen April nochmals in die Hände spielen wolle; so stürmisch, regnerisch und düster war der Himmel, der über dem Nahethal drohend hing.

Die sonst so liebliche Nahe war heute gelb vor Aerger wegen des häßlichen, fast winterlichen Tages und eilte mit verdoppelter Hast gen Bingen hinunter, von wo ab sie mit Vater Rhein zusammen eine schönere Fahrt zu machen hoffte.

Gerade den entgegengesetzten Weg verfolgte ein schwer gewappneter Ritter, welcher die Stadt Kreuznach eben verlassen hatte. Wind und Regen kamen ihm hart entgegen; der Sturm heulte wüthend um die Berge und Felsen, schüttelte hundertjährige Bäume wie Birkengerten, entastete oder entwurzelte sie und peitschte die von allen Seiten aus den Bergen niederstürzenden Bäche mit dem gelblehmigen Schmutzwasser in die Nahe hinein. Dem Ritter behagte dieser Aufruhr und Unfriede in der Natur, weil Unfriede und Aufruhr auch in seiner Brust gährten; er hätte ziellos Tag und Nacht fortreiten mögen unter diesem Geächz und Gekrach der Bäume, dem Geheul und Pfeifen der Windsbraut, dem Rauschen und Schäumen der Gewässer; noch lieber aber hätte er sich unter den Tönen dieser wilden Kriegsmusik in's dichteste Kampfgewühl gestürzt, — rasende Wonneschauer durchrieselten sein Mark bei diesem Gedanken.

Ganz anders war drei Männern zu Muthe, welche etwas später als der Geharnischte aus dem Kreuznacher Stadtthor geritten kamen und Jenem in einiger Entfernung folgten. Aufruhr und Unfriede herrschten zwar auch in der Seele dieser „Männer des Friedens" — als solche kennzeichnete sie hinreichend ihr Anzug, der lange schwarze Mantel, die weiße Halskrause und das Gelehrten-Barett — aber nichts desto weniger, vielleicht auch gerade deshalb, da die Menschennatur unendlich manchfaltig gestaltet ist, waren sonnige Tage, duftige Lauben, lieblich kühle Hallen in der Sommerhitze, trautes Kaminfeuer im Winter, zu alledem lustige Weiber und feuerige Weine — dergleichen Dinge waren das Element dieser bibelfesten Herren. Gar kläglich in einander gekauert, mit mürrischen Gesichtern und nur selten ein Wort hervorstoßend — es war in der

Regel ein Fluch — ritten sie bald neben, bald hinter einander her, je nachdem der Weg breiter oder enger war. Auch ihre Gäule waren Kopfhänger. Dieser letztere Umstand oder die Ungeschicklichkeit der Prädicanten im Reiten war wohl der Grund, weshalb sie nicht in Trab gesetzt wurden.

„Etwas flinker, Bucer!“ murrte jetzt der Mittlere von den Dreien, als sie auf eine längere Strecke Gänsemarsch gemacht hatten.

„Scheer' dich zum Henker, Agricola,“ versetzte der Erste, dem jene Mahnung galt; „reit' du vor, wenn dir's nicht rasch genug geht. Mag der Satanas auf diesen holperigen Wegen von Statten kommen!“

„Es geht uns just wie den Papisten bei der Echternacher Springprocession,“ kreischte der letzte Reiter lachend; „haben wir drei Schritte vorwärts gemacht, so rutschen wir wieder zwei zurück, hahahaha!“ Im selben Augenblicke glitt sein Gaul aus; der würdige Mann verlor nicht bloß das Gleichgewicht, sondern auch Bügel und Sattel und purzelte in die Nahe hinab.

„Holla, Bruder Schwöbel, was beginnst du?“ rief Agricola.

„Hülfe, Hülfe!“ schrie der Angerufene, der, nachdem er sich mit Mühe wieder auf die Füße gebracht hatte, bis unter die Arme im Wasser stand, jeden Augenblick gewärtig, von den schäumenden Wellen niedergerissen und verschlungen zu werden.

„Kannst du nicht schwimmen, Agricola?“ fuhr der Reformator seinen Standesgenossen an.

„Nein! Aber du, reite doch rasch zu dem Ritter da vorn, daß er uns helfe!“

„Mag der Henker auf diesem engen Kollerweg im Galopp reiten," versetzte Bucer. „Hab' keine Lust, dem Schwöbel dort unten Gesellschaft zu leisten."

„Beim lebendigen Satanas, dann laß mich vorbei!" rief Agricola.

„Aber, Liebster, es geht ja nicht! Wo willst du denn vorbei kommen?"

„Hülfe, Hülfe!" klang Schwöbel's dünne Stimme in Todesangst.

Agricola ergriff seine Reitpeitsche und hieb damit so derb auf Bucer's Rappen ein, daß der Gaul plötzlich, wie von Hornissen gestochen, einen Satz machte und im Galopp durchging. Bucer war beim ersten Aufsprung des Pferdes seines Baretts ledig geworden und flog nun, unter Flüchen auf Agricola, und oft fußhoch im Sattel emporschnellend, in Todesnöthen den steinigen Pfad entlang, der sich an der Stelle, wo der Geharnischte ritt, wieder erweiterte.

„Gnad' und Friede in Christo, edeler, hochgeborener Ritter, gnädiger Herr!" redete Bucer unter tiefer Verbeugung den Geharnischten an.

„Was wollt Ihr?" klang es, wenig einladend, aus dem Visir zurück.

„Verzeihung, gnädiger Herr!" antwortete der Reformator, sich wiederum tief verneigend. „Euer Gnaden und meiner armen Mitbrüder in Christo Einer ist ab und in die Nahe geworfen, da drüben, wo mein Collège hält. Wir können beide nicht schwimmen und . . ."

Der Geharnischte hörte weiter nichts, sondern wandte sein Roß und sprengte mit verhängten Zügeln der Unglücksstelle zu. Bei Agricola angekommen, sprang er vom

Pferde, dessen Zügel er dem Reformator zuwarf, ohne auf die ehrfürchtigen Verbeugungen dieses Mannes zu achten. Rasch entledigte er sich der Armschienen und des Brustharnisches, setzte den Helm ab und watete, auf seine Lanze sich stützend, so tief als möglich in's Wasser, um dem Ertrinkenden nahe zu kommen. Dann reichte er ihm den Schaft und rief ihm zu, denselben fest zu fassen.

Der Gefährdete fand kaum noch die Kraft, seines Retters Weisung zu befolgen. Die Wellen gingen immer wilder und höher, der Sturm schien seine Freude zu finden an der Todesangst des zitternden Predigers. Doch gelang es Hugo — denn er war es — halb ziehend, halb tragend ihn an's Ufer zu schaffen.

Inzwischen war auch Bucer wieder zur Stelle gekommen.

„Gott lohn' Euch, edeler Ritter, diese hochherzige That," wandte er sich, unter den bei ihm unvermeidlichen Ehrfurchtsbezeugungen, an Hugo. „Von allen christlichen Tugenden steht die Nächstenliebe, die reine uneigennützige caritas proximi obenan; sie ist der Ursprung, die Wurzel, die Quelle, der Same und die Mutter alles Heils...."

„Der Glaube ist es, der selig macht; die Werke nützen nichts," fiel der Luther-eiferige Agricola heftig ein. „Dabei bleibt jedoch bestehen," fügte er mit einem Blick auf Hugo rasch hinzu, „daß eine edele That allen Ruhmes würdig ist."

„Ich sterbe," ächzte Schwöbel, mühsam Athem schöpfend. „Ist kein Priester in der Nähe? Ich möchte beichten und die letzte Oelung empfangen...."

„Wie, was?" rief Agricola, „du wirst abtrünnig? kehrst zurück in die Babylonische Gefangenschaft des Rö-

mischen Papstesels? verleugnest das lautere Evangelium? O du Mottenfraß!"

„Gott sei mir Sünder gnädig!" seufzte Schwöbel. Dann begann er das apostolische Glaubensbekenntniß herzusagen.

Bucer hatte mittlerweile eine Feldflasche aus der Tasche hervorgeholt und flößte seinem abtrünnigen Collegen daraus Wein in den Mund. Das that bessere Dienste. Es dauerte nicht lange, so faltete Schwöbel seine Hände aus einander und nahm die Feldflasche dazwischen, deren Inhalt ihm so wohl that, daß auch kein Tröpflein darin blieb. „Gott soll mich strafen, Martin," kreischte er nach einer Pause Bucer an, „da hast du ein wahres Lebens-Elixir, einen Talisman wider Tod, Türk, Teufels- und Papisten-Tücke!"

„Aha, Schwöbelein, so hör' ich dich lieber reden," sagte Agricola, mit vollem Gesicht lachend. „Wie konntest du dich eben vom Satanas in die Falle locken lassen? Weißt du nicht, daß Doctor Martinus sagt, man müsse in solchen Anfechtungen ein Herz und Trutz fassen gegen sich selbst und mit Zorn zu sich sprechen: »Hebt euch, ihr Teufelsgedanken, in den Abgrund der Hölle; hier habt ihr nichts zu schaffen!« Und nur die Zähne fest zusammen gebissen gegen solche Gedanken und in Gottes Willen solchen harten Kopf aufgesetzt und halsstarriger und eigensinniger sich gemacht, denn kein böser Bauer oder Weib, ja härter, denn kein Amboß oder Eisen ist. Wirst du dich so angreifen und wider dich selbst kämpfen, so wird Gott dir gewißlich helfen. Wenn du dich nicht sperrst noch wehrst, sondern lässest die Gedanken frei mit aller Muße dich plagen, so hast du bald verloren. Aber der allerbeste

über allen Rath ist, wenn ihr überall nichts mit ihnen kämpfen möchtet, sondern könnt sie verachten und thun, als fühltet ihr sie nicht und gedächtet immer an etwas Anderes und sprächet also zu ihnen: Wohlan, Teufel! laß mich ungeheyet, ich kann jetzt nicht deiner Gedanken warten, ich muß reiten, fahren, essen, trinken, dies oder das thun. Item: ich muß jetzt fröhlich sein, komm morgen wieder u. s. w. Und was ihr sonst noch könntet vornehmen, spielen u. s. w., damit ihr solche Gedanken nur frei und wohl verachtet und von euch weiset, auch mit groben, unhöflichen Worten. So sagt Doctor Luther[1]) und der muß es wissen; denn er kennt den leidigen Satan."

„Er bemeistert ihn allerdings auf eine ihm eigenthümliche Manier!" warf der gelehrte, glattzüngige Bucer, der in manchen Punkten von Luther's Lehrweise abwich und überhaupt eine Musterkarte von Reformationen parat hatte (er soll sechs Mal sein Bekenntniß gewechselt haben), nicht ohne leichten Spott hin.

Agricola ließ nichts auf dem Meister sitzen, auf dessen Worte er schwur. „Wohl bemeistert er ihn auf seine eigene Manier," so nahm er den Fehdehandschuh auf; „aber, Bucer oder Butzer, oder Putzer[2]) oder wie man dich sonst nennt, Doctor Martinus ist auch der Mann

[1]) Aehnliche Kraftstellen wider „Teufelsanfechtungen" — so bezeichnet Luther die Gewissensbisse wegen Bruchs der Gelübde ꝛc. — finden sich bei dem Reformator vielfach; obige Stelle steht Witt. Ausg. I. Th. S. 477.

[2]) Bucer gab unter dem Pseudonym „Aretius (d. i. Martin gräcisirt) Felinus" (d. i. Kätzlein, Putzer) verschiedene Streitschriften heraus und schrieb überhaupt unter allerlei Namen.

dazu. »Ich bin,« sagt er einmal, indem er sich mit Philipp Melanchthon zusammenstellt, »ich bin dazu geboren, daß ich mit den Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum viel meiner Bücher stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Steine ausrotten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen, und bin der grobe Waldrichter, der Bahn machen und zurichten muß. Aber Magister Philipp fährt säuberlich stille daher, baut und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem ihm Gott gegeben hat Seine Gaben reichlich."

„Und was sagt der Prophet über den schriftkundigen Grickel?" [1]) frug Bucer spitz, die Sticheleien auf seinen Namen erwidernd.

„Dich nennt er einen »losen Schelm«," versetzte Agricola.

Während die beiden Reformatoren diese spitzigen Reden mit einander wechselten, hatte Schwöbel sich, so gut es ging, die nassen Kleider ausgewrungen, Hugo seinem eigenen Schicksal überlassend bei dem Anlegen und dem noch schwierigern Zuschnallen der Rüstung; er hatte dem Ritter nicht einmal für seine Rettung gedankt.

Hugo scheerte sich wenig darum; er wurde auch allein fertig und fand einstweilen seine Freude an dem lustigen Gezänk der Prädicanten, welches ihm eine willkommene Abwechselung zu seinen vorhinnigen düstern Gedanken bot, ohne daß er sich dessen bewußt wurde. Da es ihm vor der Hand Kurzweil machte, so fragte er, als er wieder zu Rosse saß: „Wohin geht der Weg der tiefgelehrten Herren? Vielleicht können wir zusammen reiten?"

[1]) So kürzte Luther Agricola's Namen ab.

„Die Ebernburg des Herrn Franciscus von Sickingen ist unser Ziel, edeler, hochgeborener Herr Ritter!" antwortete Bucer mit der uns bekannten Körperbewegung.

„Dorthin steht auch mein Sinn," bemerkte Hugo.

Die Reformatoren schauten freudig überrascht den Ritter an.

„Tetragrammaton?" fragte Schwöbel bedeutungsvoll.

„Hier ist es," entgegnete Kraneburg und griff unter seinen Harnisch. Er suchte vergebens. Hugo erblaßte. „Ich habe das Bundesband verloren!" stieß er mit Verdruß hervor.

„Wahrscheinlich im Flusse, gnädiger Herr," vermuthete Bucer.

„Was schadet's?" beruhigte Agricola. „Es wird schon keinem Unrechten in die Hände gerathen, und wenn auch, — nur die Eingeweihten kennen des Wortes und Bandes Bedeutung."

„Mich dünkt auch, daß wir zur Ebernburg fortmachen," sagte Schwöbel, vor Kälte mit den Zähnen klappernd; „mich friert entsetzlich."

Hugo ließ sich hierzu endlich bereit finden. Die mit Sickingen verbündeten Ritter und Herren trugen als geheimes Erkennungszeichen ein Band mit dem obigen griechischen Worte.

Eben sollte der Weiterritt beginnen, als die neigende Bewegung, worin Bucer's leiblicher Theil gerieth, von dieser Seite eine Anrede an den Ritter in Aussicht stellte. Und es traf so ein. Hugo hatte inzwischen sein Visir heruntergelassen, um hinter demselben des höflichen Reformators unbemerkt lachen zu können.

„Edeler hochgeborener Herr Ritter, gnädiger Herr," hub Bucer, andauernd in seiner neigenden Bewegung begriffen, an. „Da wir die hohe Ehre haben, mit einem Freunde und Waffengenossen unseres hochherzigen Beschützers, des edeln Herrn Franciscus von Sickingen, in Gesellschaft zu reiten, so wollet verstatten, daß ich Euch kundthue, wer wir sind. Verkündiger des reinen Wortes sind wir alle drei. Hier unser Collega Schwöbel ist Hauskaplan auf des Sickingers Hohenburg, dort Freund Agricola weilt seit Kurzem auf der Ebernburg; und ich selber, Martinus Bucer mit Namen, bin Pastor in Landstuhl, Sickingens Sitz bei Kaiserslautern. Diese drei Schlösser, Ebernburg, Hohenburg und Landstuhl, sind geheißen die »Herbergen der Gerechtigkeit« ..."

„Durch Herrn Ulrich von Hutten," fügte Agricola hinzu.

„Von dem Ihr vielleicht schon gehört habt," kreischte Schwöbel sein Theil Ergänzung. Dabei klapperten ihm die Zähne, daß es eine Art hatte.

„Da es in einigen Wochen gen Landau geht und von dort gen Trier," fuhr Bucer fort, „so hat Herr von Sickingen uns allesammt zur Ebernburg beschieden, um nochmals unser Gutachten abzugeben in dieser wichtigen Sache und dann das Heer zu begleiten auf dem Feldzuge gegen die Papisten."

„Die christlichen Kanaaniter und Amalekiter," warf Schwöbel zähneknirschend ein.

„Das Gezücht der großen Babylonischen H—, wie Doctor Martinus sagt," bemerkte Agricola seinerseits.

„Ihr habt vielleicht von dem schmählichen Handel noch nicht gehört, Herr Ritter?" hub Bucer wieder an, als der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte. „An Herrn Stoffel

von Oberstein schulden mehrere kurtriersche Krämer schon seit einer Reihe von Jahren praeter propter zehntausend Ducaten, ohne die Zinsen. Alle Bemühungen des Ritters, zu seinem Gelde zu kommen, waren vergebens. Da traf es sich unlängst, daß die Krämer nach Straßburg zogen. Oberstein griff zu dem letzten Mittel: er lauerte den bösen Schuldnern auf und warf sie in den Stock. Sobald jedoch unser edeler Herr und Beschützer, Franciscus von Sickingen, dies erfuhr, verwandte er sich beim Obersteiner für die armen Schelme und übernahm sogar die Bürgschaft für sie, daß sie ihre Schulden allmälig abbezahlen würden. Daraufhin ließ Oberstein sie wieder los und gen Trier ziehen. Zugleich schickte Herr von Sickingen an den Kurfürsten Richard Kunde über die von ihm übernommene Bürgschaft, wobei er die Hoffnung aussprach, daß Seine Herrlichkeit alles aufbieten würde, um ihn, Sickingen, nicht in unangenehme Weiterungen zu bringen, und um die seitherige gute Nachbarschaft aufrecht zu erhalten.. Jawohl, mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen! Unser edeler Herr bekam nicht einmal eine Antwort zurück auf seinen freundlichen Brief, und dem Oberstein wurde höhnend gesagt: Mit Strauchdieben und Plackjunkern seines Schlages wechsele ein ordentlicher Mann kein Wort; wenn er was wolle, so möge er sich das Seinige aus dem Kurfürstenthume holen; der Galgen solle schleunigst und nach der neuesten Mode für ihn aufgeschlagen werden."

„Und damit gab Oberstein sich zufrieden?" rief Hugo empört.

Bucer zuckte die Achseln. „Was sollt' er machen?" fuhr der Reformator fort. „Er klagte Herrn von Sickingen seine Noth und die schmähliche Behandlung, die ihm zu

Theil geworden, und bat ihn zugleich um einen kleinen Vorschuß, da er kaum noch standesgemäß leben kann. Herr Franciscus gab, wie immer, mit milder Hand.[1]) Da er aber die Bürgschaft übernommen hatte, so entsandte er einen zweiten Boten an den Kurfürsten und stellte diesem die schärfsten Maßnahmen in Aussicht, weil der Kurfürst doch rechtlicher Weise nicht verlangen könne, daß er, Sickingen, für die Schulden der kurtrierschen Unterthanen mit seinem eigenen Gelde aufkomme. Der Kurfürst gab hierauf den Bescheid: der Sickinger möge sich nicht unterstehen, die Güter der Kirche anzutasten; er möge sich erinnern, daß noch kein Kirchenräuber natürlichen Todes gestorben sei."

„Der Pharisäer!" rief Hugo noch mehr entrüstet.

„Das ist aber lange noch nicht alles!" setzte Bucer seinen Bericht fort. „Um dem Herrn von Sickingen einen rechten Streich zu spielen, zog der Kurfürst mit seinen Gesippten, denen von Greiffenklau, gegen die Herren von Hochstein aus, Sickingen's Freunde, nachdem er sie vorher beim Reichskammergericht hatte anschwärzen lassen und ächten, brach deren Burgen, nahm den Einen gefangen und ließ ihn auf dem öffentlichen Markt in Trier aufhängen."

„Und Sickingen wartet noch mit der Züchtigung? Das ist ja himmelschreiendes Unrecht! Ein solches Ungeheuer trägt Bischofsstab und Kurhut?!" Im Tone grimmigsten Unmuthes sprach Hugo diese Worte. Er war von jetzt ab taub gegen die Unterhaltung der Prädicanten, obwohl diese alles aufboten, seine Aufmerksamkeit zu fesseln.

[1]) Sickingen wird u. a. der schmutzigste Geiz zur Last gelegt.

Erst als sie nach einem etwa halbstündigen Ritt das Oertchen Münster am Stein vor sich liegen sahen, wurde er durch einen hitzigen Zank zwischen Bucer und Agricola aus seinen wilden Gedanken gegen die Fürsten aufgeweckt.

„Nur in leiblichen und weltlichen Dingen, wie man Vieh ziehen und regieren, Häuser bauen und Aecker besäen soll, nur da hat die Vernunft mitzusprechen," eiferte Agricola; „in höhern und geistlichen Dingen dagegen ist sie ohne alle Erkenntniß Gottes und von Gottes Willen gar abgekehrt und abgewandt. Darum lehrt auch Gott in der Schrift nicht, wie man Häuser bauen, Kleider machen, heirathen, kriegen, schiffen oder dergleichen Dinge thuen soll, daß sie geschehen; denn da ist das natürliche Licht genugsam zu. Aber in göttlichen Dingen, das ist in denen, die Gott befiehlt, daß man also thue, damit man dem Herrn angenehm sei und selig werde, da ist die Natur doch stock-, starr- und gar blind, daß sie nicht mag ein Haar breit anzeigen, welches dieselben Dinge sind. Vermessen ist sie genug, daß sie darauf fällt und plumpet einhin, wie ein blind Pferd; aber alles, was sie erörtert und schleußt, das ist so gewißlich falsch und irrig, als Gott lebt. Daher ist die Vernunft des Teufels Braut und Erzfeindin des Glaubens, die Quelle aller Abgötterei und Ketzerei, die Mutter des Unglaubens. Das ist Doctor Luther's Lehre, und so ermahnt er: »Trete die Vernunft sammt ihrer Weisheit mit Füßen.«"[1])

Bucer machte eine abwehrende Handbewegung. „Daß

[1]) Die Ausdrücke finden sich in obiger Reihenfolge in Luther's Werken, Walch'sche Ausg., Th. I., S. 262—63, Th. XII., S. 399—923, Th. XXII., S. 694, Th. III., S. 2818, Th. XII., S. 1534.

Luther also spricht und schreibt," entgegnete er ärgerlich, „weiß ich sehr gut und habe das nicht bestritten. Luther erklärt auch die Sorbonne für die Mutter aller Irrthümer und Ketzereien, weil sie mit dem fünften Lateranischen Concil von anno 1513 die Behauptung aufgestellt hat, daß dasjenige, was in der Theologie wahr ist, auch in der Philosophie wahr sei, und er kann nicht Worte genug finden, darüber zu klagen, daß die Sophisten und andere grobe Papstesel die Philosophie und Theologie vermengen [1]). Ich aber," fuhr Bucer mit Nachdruck fort, „ich behaupte, daß Luther, da er die Suprematie des Römischen Stuhles verwirft, an deren Stelle die Vernunft als höchste Schiedsrichterin in Glaubenssachen hinstellen muß. Anstatt die Autorität der Römischen Kirche anzuerkennen, soll nach Luther Jeder sich selbst Autorität sein in Auslegung der Schrift. Wie aber soll man die Schrift auslegen, ohne seine Vernunft zu Rathe zu ziehen? Denn die Traditionen der Kirchenväter haben ja keinen Werth, man müßte anders eine Lehr-Autorität wieder anerkennen. Wie will man die Schrift verstehen ohne Nachdenken mit der Vernunft?"

„Wie Doctor Luther sie auslegt, so ist es richtig!" antwortete Agricola.

„Wie aber, wenn Luther nun nicht ewig lebt?"

„Wir haben ja seine Schriften!"

„Erstens findet sich darin kein Commentar zu der ganzen Schrift, und zweitens wird Luther doch keinem seiner Anhänger zumuthen, ihn als Autorität in Glaubenssachen anzuerkennen, da er selbst alle und jede Autorität, folglich auch seine eigene, verwirft. Ich wenigstens

[1]) Th. VIII, S. 2121.

erkenne den Doctor Martinus nimmermehr als Autorität an!“

„Du bist ein halsstarriger Sophist und Sectirer!“ eiferte Agricola. „Nicht Allen ist es gegeben, die Schrift zu erklären, sondern Jenen, die der Geist erleuchtet...“

„Nein, nichts da! Allen, sagt Luther, Allen ohne Ausnahme...“

„Dabei ist zu ergänzen, die erleuchtet sind.“

Bucer lachte hell auf, und auch Hugo konnte sich des Kopfschüttelns nicht erwehren. „Angenommen, so wärest du der Sophisten Oberster,“ fuhr Bucer fort. „Wie aber soll man diese Auserwählten erkennen, diese Erleuchteten? Welches ist das Merkmal ihrer prophetischen Sendung: wo haben sie's sitzen?“

„Der Herr kennzeichnet seine Propheten,“ versetzte Agricola salbungsvoll.

„Worte, Worte, Worte!“ lachte Bucer. „Wie sieht das Kennzeichen aus?“

„Der Geist ist es, der lebendig macht, das Fleisch nützt nichts,“ sprach Agricola in demselben salbungsvollen Tone.

Die Reiter waren mittlerweile bei Münster am Stein angelangt. Der Wirth dieses Ortes hatte einen trefflichen Wein im Keller. Danach lüstete es den Prädicanten Schwöbel. „Ich halt's nicht länger aus,“ kreischte er und schüttelte sich vor Frost; „laßt uns einkehren und einen Trunk nehmen. Friert Ihr denn gar nicht, Herr Ritter?“

„Wie weit haben wir noch zur Ebernburg?“ frug Hugo.

„Dort oben liegt sie ja, gnädiger Herr, hier grad gegenüber, am andern Ufer der Nahe,“ beeilte Bucer sich zu antworten. Dies Mal vergaß er die üblichen Bücklinge.

Seine Bemerkung hatte die gerade entgegengesetzte Wirkung, als welche beabsichtigt war. „Fahrt mit Gott, ihr Herren, und laßt Euch den Wein munden!“ sagte Hugo, zur Ebernburg emporsehend, und gab seinem Pferde die Sporen.

„Jetzt rasch gemacht!“ flüsterte Bucer. „Es würde kein gutes Licht auf uns werfen, wenn der Ritter dem Sickinger von uns erzählte, daß wir ihn hier fürbaß ziehen ließen und uns in der Tabern festgesetzt hätten.“

„Darin hast du Recht,“ stimmte Agricola bei.

Schwöbel war vorausgeritten und hielt bereits vor der Herberge; die Andern waren in einem Augenblick an seiner Seite.

„Wollen die ehrwürdigen Herren nit absteigen?“ frug der behäbige Wirth, der an der Thür erschien. „Das ist ja ein Sacker-Malefiz-Wetter! man sollt' keinen Hund auf die Gasse 'naus jagen!“

„Wir han Eil', Matthes!“ versetzte Agricola: „bringt rasch drei Kännlein Vorjährigen!“

„Bringt nur gleich vier, ich trink' ihrer zwei!“ rief Schwöbel dem Wirthe nach.

„Dann auch nur gleich fünf!“ fügte Agricola hinzu, eben so viele Finger in die Höhe streckend.

„Bringt sechs!“ rief Bucer.

Der Wirth kam mit dreien zurück, seine Frau folgte mit weitern drei. Eines Paternosters Länge währte es, und sämmtliche Kännlein waren leer.

„Eins können wir noch vertragen,“ meinte Schwöbel.

Da Niemand widersprach, verfuhr der dicke Matthes nach dem Sprüchlein: „Qui tacet, consentire videtur,“ und hieß seine Hausehre noch drei Kännlein herbeiholen.

„Hochwürden haben einen harten Tag gehabt," sprach der Wirth prüfend; Schwöbel's lehmiger Anzug hatte von Anfang an seine Neugierde erregt.

„Wahres Höllenwetter!" erwiderte Agricola.

Die Wirthin kam zurück. Eins, zwei, drei, und wieder waren die Kännlein leer.

„Vergelt's Gott!" sagte Schwöbel, indem er Kehrt machte.

Der dicke Matthes sah verdutzt darein.

„Alles auf des Sickingers Rechnung!" verordnete Agricola.

„Bis nächstens!" verabschiedete sich Bucer.

„Die Münze geht hier zu Land nit," murmelte der Wirth, den Prädicanten einen langen Blick nachwerfend; „aber das Pack hält zusammen, wie die Kletten. Beißt man den Einen, gleich hat man die ganze Meute hinter sich her." Mißmuthig ging er in's Haus zurück.

Die Prädicanten ritten unterdeß durch den Ort, ließen sich über die Nahe setzen und zogen wohlgemuth den Bergvorsprung hinauf, der die Ebernburg trug. Sie holten Hugo noch ein, da dieser an der Fähre hatte warten müssen.

Franz von Sickingen empfing seinen Gast aus Westfalen mit offenen Armen. „Willkommen, Herr von Kraneburg, willkommen!" sagte er mit strahlendem Gesichte, Hugo wiederholt die Hand schüttelnd. „Das Land der knorrigen Eichen und der eichenen Menschen sendet mir zwar bisheran nur Einen aus den Reihen seiner blitztrotzenden Stämme, aber es ist ein Kraneburg. Schmeichelei soll's nicht sein, edeler Freund und Bundesgenosse; doch will ich's Euch nicht vorenthalten: mit einem Dutzend solcher Gesellen, wie Ihr und ich, nehm' ich's gegen die halbe Reichsarmee auf."

Es waren in der That zwei prächtige Gestalten.

„Ich danke Euch, Herr von Sickingen, für Euern freundlichen Empfang und Willkomm," antwortete Hugo.

„Ihr hättet sehen sollen, gnädiger Herr, wie dieser tapfere Ritter unsern Collegen Schwöbel vom Wassertode gerettet hat!" So mischte sich Agricola in's Gespräch.

Sickingen, der erst jetzt die Prädicanten gewahrte, bewillkommnete nun auch mit höflichen, aber kalten Ausdrücken diese würdigen Herren, die ihm für seine Zwecke zu wichtig waren, als daß er sie hätte vernachlässigen dürfen. Er ließ sich dann Schwöbel's Unglück und dessen Rettung von Agricola erzählen. Nun hatte er aber keine Zeit mehr für die Prädicanten, sondern entfernte sich stracks mit Hugo, um demselben vorerst trockene Kleider reichen und zugleich einen warmen Imbiß für ihn herrichten zu lassen. Hugo sträubte sich natürlich weder gegen das Eine noch das Andere. Zu dem Imbiß wurden auch die Prädicanten eingeladen.

Die Herren waren bereits im Speisesaal versammelt, als Hugo eintrat, erfrischt durch ein Bad und mit einem Anzuge Sickingen's angethan, der ihm so gut paßte, daß er eigens für ihn gemacht schien. Außer dem Gastgeber und den drei Prädicanten war noch ein Fünfter anwesend, in welchem Hugo sofort *seinen* Gast aus den Augusttagen des vorigen Jahres wieder zu erkennen glaubte. Dieser wahre und echte Junker Ulrich von Hutten war dem Prädicanten Klopreis wirklich zum Verwechseln ähnlich, auch was den Klang der Stimme und die Betonung anging; nur war er einige Zoll kleiner und trugen seine Züge den Stempel größerer Abgelebtheit und Verweichlichung; außerdem wich die Aussprache sehr von der des Prädi-

canten ab, indem Hutten wirkliches, Klopreis dagegen ein mühsam nachgeäfftes Oberdeutsch redete.

„Seid mir gegrüßt, edeler Herr von Kraneburg, in dieser Herberge der Gerechtigkeit," sagte Ulrich von Hutten, während er dem Ritter entgegenging und ihm die Hand darbot. „Brieflich hatte ich freilich schon das Glück, mit Euch zu verkehren; nun aber freut es mich tausend Mal mehr, auch persönlich Euch kennen zu lernen!"

„Ei, ei, Herr von Hutten, ist das Euer Ernst, oder scherzt Ihr?" fragte Hugo lächelnd; er fühlte sich recht unbehaglich in dieser Lage.

„Wie denn sollte ich scherzen, liebwerther Herr von Kraneburg?" entgegnete der Humanist.

Hugo blieb einen Augenblick stumm vor Verwunderung. „Ihr werdet Euch doch erinnern," sagte er sodann, „daß Ihr im Monat Augustus des letztverflossenen Jahres bei mir auf Kraneburg vorspracht?"

Jetzt war die Reihe, zu staunen, an Hutten. Auch Sickingen schaute höchlich verwundert bald den Humanisten, bald Hugo an. „Ich bei Euch auf Kraneburg?" versetzte Hutten.

„Ei nun, natürlich!" rief Hugo, halb ärgerlich, halb lustig.

„Hier waltet auf jeden Fall ein Irrthum ob, Herr von Kraneburg," nahm jetzt Sickingen das Wort. „Freund Ulrich war im vorigen Jahre um diese Zeit mit mir in Wälschland, auch noch im Monat Augustus."

„Aber," wandte Hugo sich an Hutten, „als ich Euch vor etwa einem halben Jahre an Euern Besuch brieflich erinnerte, da habt Ihr doch in Euerer Antwort nicht widersprochen. Entsinnt Ihr Euch dessen?"

„Du lieber Himmel, bester Herr von Kraneburg, wie sollt' ich dem denn widersprechen? Ihr erinnertet mich an meinen Besuch bei Euch mit Herrn von Frankeneck, nicht wahr? Ich habe die Redensart bildlich verstanden und dahin gedeutet, daß zugleich mit Herrn von Frankeneck oder auch durch ihn eine meiner neuern Schriften zu Euch gekommen sei. Zum Widerspruch meinerseits war also kein Grund vorhanden. Aber dies Räthsel ..."

Im selben Augenblick erschien Herr von Frankeneck mit noch einigen andern bündischen Rittern in der Saalthür.

„Willkommen, ihr Herren, willkommen auf der Ebernburg," rief Sickingen ihnen entgegen. „Ihr, Herr von Frankeneck, kommt wie gerufen ..."

„Ei, sieh' da, Kraneburg," fiel Frankeneck dem Sickinger in's Wort und schüttelte, auf Hugo zueilend, diesem herzlich die Hand.

Hugo erwiderte beides, Handdruck und Gruß.

„Ihr müsset schon gleich einen Streit schlichten," fuhr Sickingen fort, „und zwar einen Streit gar eigenthümlicher Art. Ihr wißt doch, daß Freund Ulrich voriges Jahr den Ritt mit uns nach Wälschland machte; auch als Ihr uns verließet und an den Niederrhein sowie nach Westfalen zogt, um dort für den Adelsbund zu werben, war Freund Ulrich noch bei uns. Nicht wahr?"

„Allerdings," antwortete Frankeneck; „um so höchlicher wunderte ich mich, Herrn Ulrich von Hutten als Herrn von Kraneburg's Gast anzutreffen, als ich auf der Kraneburg ankam."

„Wie? Ihr sahet Ulrich von Hutten im Augustus 1521 auf der Kraneburg in Westfalen?" frug Sickingen, einen Schritt vortretend.

Der Humanist reckte den Hals weit vor und stützte die Fingerspitzen beider Hände auf die Brust, als wollt' er fragen: „Meint Ihr auch wirklich mich?"

„Nun ja, wen sonst? Einen andern Ulrich von Hutten kenn' ich nicht," versetzte Frankeneck. „Er erzählte uns damals auf Kraneburg, er sei unterwegs siech geworden, und habe deshalb Euer Heer verlassen..."

„Ei was, geht, ihr Herren!" lachte Sickingen auf. „Ihr habt euere Komödie gut gespielt, das Zeugniß soll euch nicht vorenthalten bleiben. Aber nun auch genug dieses Scherzes!"

„Komödie? Scherz?" riefen Hugo und Frankeneck zugleich. „Ich glaube eher — ja, dem Poeten da ist nicht zu trauen! — ich glaube nun gar, Ihr wollt uns narren," fügte Kraneburg hinzu.

„Nun wird's denn doch zu arg!" rief Ulrich von Hutten. „Ich schwöre Euch auf Ehre und Gewissen, daß ich Freund Sickingen auf seinem Zuge nach Wälschland unausgesetzt und bis zur Heimkehr begleitet habe, daß ich so zu sagen, stets an seiner Seite gewesen bin."

„Und ich bezeuge das nochmals," betheuerte Sickingen, dessen Züge plötzlich sehr ernst wurden.

Auch die übrigen Herren, mit Ausnahme Hutten's, sahen sich verdutzt an, und es folgte eine lange Pause.

„Sind — solche — Behexungen möglich?" wandte der sehr abergläubische Sickingen sich mit bebender Stimme an Agricola.

„Nach des theuern Gottesmannes Doctor Martini Worten allerdings," antwortete der Prädicant. „So erzählt er in seinen Schriften, daß er selbst zu Dessau einen

Kielkropf gesehen, der zwölf Jahr alt war, und nichts that, als daß er fraß, so viel als vier Bauern, und sich und Andere mit seinem Unrath beschmiß. Damals sagte der fromme Mann zu dem Fürsten: »So ich Herr wäre in diesem Lande, wollte ich den Gauch in die Mulde werfen lassen und das Homicidium wohl daran wagen.«" [1])

„Denkt doch nur," bemerkte Schwöbel, „was dem Doctor erst kürzlich auf der Wartburg widerfuhr, wo ihm der leidige Satanas in eigener Person erschien, und er mit dem Dintenfaß nach ihm warf."

„Ihr Herren," rief Hutten lachend, „glaubt doch nicht an solches Schalksnarrenzeug! Wahrscheinlich — anders kann ich mir die Sache nicht erklären — hat ein Schelm, der mein Bildniß gesehen und vielleicht nicht wußte, wo er mit seinem Geld, Muthwillen und seiner Zeit bleiben solle, sich das Haar ähnlich dem meinigen zustutzen lassen und ist damit über Land gezogen. Soll mich nicht wundern, wenn noch ganz andere Stückchen über mich in Umlauf kommen. Aber wehe dem Schalk, wenn er mir in die Finger geräth und ein Papist ist! Der soll's noch ganz anders schmecken, als die vermaledeiten Karthäuser von Schlettstadt. [2]) Das Schönste wär' übrigens, wenn von des Reichskammergerichts Häschern einer diesen Doppelgänger von mir beim Kragen kriegte. Juchhei! das wär' ein Hauptspaß! Kann der Satan aber solche Streiche vollführen? eja, wohlan, ihr Herren Exorcisten" — er richtete

[1]) Aus Luther's Tischreden.

[2]) Die Karthäuser von Schlettstadt im Elsaß hatten Hutten's Bildniß beschimpft. Hutten stachelte seinen Freund Sickingen deshalb so gegen sie auf, daß dieser auf dem Rückmarsch aus Frankreich das ganze Kloster ausbrannte.

sich höhnisch gegen die Prädicanten — „so schließt einen Pact mit ihm ab, daß er jeglichen Bündischen nachbildet, der in die Gewalt der Fürsten kommt, und daß er sich in Figura für diesen hängen läßt. Wer will uns dann etwas anhaben? Und nun, ihr Herren, sprechen wir nicht weiter darüber: nichts ist so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen!“

Mit diesen Worten setzte er sich an die Tafel. Die Prädicanten folgten seinem Beispiele zuerst, dann auch die Uebrigen. Aber sowohl Sickingen als Kraneburg blieben sehr schweigsam. Doch wußte der geriebene Hutten sie bald in die allgemeine Unterhaltung hineinzuziehen dadurch, daß er das Gespräch auf die bevorstehende Fehde lenkte. Von allen Seiten lief aus dem Munde der mit Franken-eck angekommenen Ritter freudige Zeitung ein, und so vergaßen Sickingen und Hugo allmälig des vermeintlichen Teufelsspuks.

„Kurfürst Albrecht von Mainz zieht bessere Saiten auf,“ verkündete Sickingen in siegesbewußtem Tone. „Er verspricht dreihundert wohlausgerüstete Reiter nebst Besoldung und will sechshundert Gulden in die Kriegskasse zahlen. Die Hauptsache aber ist, daß er den Rhein sperren und dem Trierer alle Zufuhr abschneiden kann.“

„Euer Wohl, Herr von Kraneburg, und auf's Waffenglück!“ rief Hutten, seinen Becher erhebend.

„Ja, Freunde, auf's Waffenglück und auf das Verderben aller ungerechten Vielfraße!“ erwiderte Hugo.

Hell erklangen die goldenen Gefäße. In den Herbergen der Gerechtigkeit prunkte kostbarer Hausrath, welchen dem Sickinger seine endlosen Fehden eingetragen hatten. Er war wohl der reichste Ritter im deutschen Reich.

„Meinerseits muß ich leider Unglück zum Beginn unserer Reichsfahrt verkünden,“ begann Kraneburg wieder. „Ich habe auf dem Wege hierher mein Tetragrammaton verloren.“

„Böse Geschichten!“ murmelte Sickingen mit düsterm Gesicht. „Ich habe Grund, anzunehmen, daß man in Nürnberg beim Reichsregiment um unsere geheimen Zeichen weiß und bereits nach allen Seiten Späher ausgesandt hat. Findet nun so ein Gesell Euer Band, so könnt' er's zum Spioniren mißbrauchen, da es ihm ja überall bei den Bündischen freien Eintritt gestattet. Hätten wir unsere Hauptleute alle beisammen, so könnten wir eine Abänderung treffen. So aber ist das nicht möglich...“ Er sann nach.

Nunmehr erhob Bucer seine Stimme. „Gnädiger Herr!“ sagte er, „meines Erachtens könnt Ihr wegen des Bandes ganz außer Sorge sein. Der edele Ritter, Herr von Kraneburg, hat es ohne Zweifel in der Nahe verloren, als er unsern Mitbruder Dominum Schwöbel aus den Fluthen holte.“

„Möglich wäre das wohl,“ bemerkte Hugo hierzu; „allein es ist nicht sicher, wohl kaum wahrscheinlich. Nach jenem Abenteuer habe ich allerdings den Verlust zuerst bemerkt.“

„Ich denke, wir machen es folgendermaßen,“ sprach Sickingen. „Das Band allein ist fortan nicht mehr gültig, sondern es sichert nur Denjenigen freien Ein- und Durchlaß, welche auf die Frage, woher sie kommen, erst antworten: »Aldeboran (es ist dies der Name eines Gestirns), Tetragrammaton« und danach das Band mit Daumen und Zeigefinger der linken Hand vorweisen.

Nehmt das also vorläufig als Regel, und zwar schon von heut' an; in Landau soll es den übrigen Bündischen kundgethan werden. So haben wir uns doch mindestens in etwa gesichert."

„Wann erfolgt der Aufbruch nach Landau?" frug nach einer Weile Herr von Franckeneck.

„In den nächsten Wochen," antwortete Sickingen; „den Tag habe ich noch nicht festgesetzt. Ich erwarte erst Nachrichten aus verschiedenen Städten, namentlich aus Speyer."

„Unsere nähern Freunde," fügte Hutten hinzu, „sammeln sich einstweilen in den Herbergen der Gerechtigkeit. Und auf die Herbergen der Gerechtigkeit, auf den tapfern Franz diesen Pocal!"

Das Gewölbe des Rittersaals hallte die donnernden Hochrufe zurück.

Sickingen sprang von seinem Sitze auf. „Dann auch gleich ein Hoch und einen gefüllten Pocal auf die neu angekommenen Gäste, vor allen aber auf den echten Sohn Teut's aus dem Norden, auf diese westfälische Eiche, die allen Gesippten zum Trutz zu uns steht. Einen vollen Pocal auf Herrn von Kraneburg!"

Von dem Hoch klirrten die Fenster. Als es verklungen war, erhob sich Hugo und dankte für die ihm erwiesene Ehre. Sein Trinkspruch galt dem Recht und der Wahrheit und dem von Heuchlern, Lügengezücht und Tyrannen zu säubernden deutschen Reich. Auch dieses Hoch rollte mächtig an dem Getäfel entlang. Einer aber lachte höhnisch, während er den Pocal erhob.

Dieser Mann war der Humanist Ulrich von Hutten.

VI.

Tetragrammaton.

Den alten Herrn von Ramberg traf Unglück über Unglück. Etwa eine halbe Wegstunde vor der reichsunmittelbaren Stadt Wetzlar wurde sein Zug von einer Abtheilung Reichstruppen angehalten, deren Hauptmann einen schriftlichen Befehl vom Reichsregiment in Nürnberg vorwies, auf alle fahrenden Rotten zu fahnden und dieselben einer strengen Untersuchung zu unterziehen, „dieweil es ruchbar geworden, daß unter niederm Adel und gemeinem Volk eine Bewegung gegen Kaiser und Reich im Werke sei,“ — fügte der Hauptmann hinzu. Ramberg's Versicherungen, er habe mit irgend welchen Aufrührern keine Gemeinschaft, sondern werde, wo es gelte, für Kaiser und Reich einstehen, konnten den Hauptmann seiner Pflicht nicht entbinden, und so ging die Untersuchung denn vor sich. Schon waren Ramberg's Reisige, er selbst nicht ausgenommen, bis auf zwei Mann durchsucht, ohne daß sich irgend etwas Verdächtiges vorgefunden hätte. Der Hauptmann betheuerte dem alten Herrn in den artigsten Ausdrücken, daß er nur seine Pflicht gethan habe, weshalb er bitte, ihm sein Verfahren nicht zu verübeln.

„Aha, hier ist's!“ rief da Einer von den Reichssoldaten, der mit der Untersuchung beauftragt war. „Man soll den Tag nit vor dem Abend loben; just der Letzte von Allen, den ich beinah' hätt' laufen lassen, ohne zuzusehen, führt das Zeichen der Verschwörung bei sich.“

Triumphirend hielt er ein Band in die Höhe, welches die verhängnißvollen Zeichen: »Tetragrammaton« trug.

Der Hauptmann besah sich das Band genau, indessen der Reisige versicherte, dasselbe auf dem Heerwege gefunden zu haben. „Und damit denkt Ihr Euch loszulügen, he?" rief jetzt der Hauptmann. „So wär's leicht, wahrhaftig! Herr Ritter, wir legen Euch und Euere Leute in Haft als Reichsverräther. Dieses Band kennen wir in Nürnberg" — er sprach diese Worte im vollen Bewußtsein seiner Würde — „eben so genau wie Ihr und Herr Franciscus von Sickingen oder Ulrich von Hutten. Folgt uns nach Wetzlar!"

Ramberg war für den Augenblick sprachlos vor Verwunderung. Der Hauptmann erblickte in diesem Schweigen des Alten ein Geständniß seiner Schuld und gab den Befehl zum Aufbruch.

„Nein, nein, nichts da!" nahm jetzt Ramberg das Wort. „Wie? wir Euere Gefangenen? Daraus wird nichts!" Ramberg war verlegen, während er dies sprach; er fühlte selbst, daß solche Machtsprüche eben gar nichts darthun, und den Beweis seiner Unschuld konnte er ja hier nicht erbringen.

„Widersetzt Ihr Euch, Herr Ritter," entgegnete der Hauptmann auf Ramberg's Einwendungen, „so habt Ihr das Schlimmste zu gewärtigen. Spiel und Scherz wird hier nicht getrieben..."

„Aber beim Henker und seinen Schergen," eiferte Ramberg, alle Selbstbeherrschung verlierend, „die Sache ist doch gar närrisch! Ich stehe mit Euch im selben Feldlager, und deß zum Dank läßt das Reichsregiment mich an den Galgen hängen?!.... Heda, Bursch, wie

bist du zu dem Bande gekommen?" rief er dem Reisigen zu, in dessen Besitz das Tetragrammaton gefunden worden war.

Der arme Schelm wiederholte in kläglichen Ausdrücken seine Aussage, daß er es von der Heerstraße aufgehoben habe.

„Herr Ritter," hub der Hauptmann wieder an; „alles Reden und Rechten fruchtet hier nicht. Ich werde über den Vorgang ein Protokoll aufnehmen und dieses an das Reichsregiment in Nürnberg überbringen lassen. Bis Rückbescheid von dort eintrifft, seid Ihr sammt Euern Leuten mein Gefangener. Ihr bleibt einstweilen in Wetzlar."

Ramberg, welcher wohl einsah, daß alle Widerreden vergeblich seien, und der einen Handstreich nicht wagen durfte ohne die Gefahr, zusammengehauen zu werden, fügte sich endlich in das Unvermeidliche. Er sorgte aber dafür, daß dem Bericht an das Reichsregiment eine Betheuerung seiner Unschuld einverleibt und daß der Zweck seiner Reise ausführlich darin angegeben wurde.

Schon nach Verlauf von sechs Wochen — es war das für jene Zeit und unter den obwaltenden Umständen verhältnißmäßig rasch — traf die Antwort aus Nürnberg ein. Sie lautete dahin, daß man so wie so nicht solle den Ritter von Ramberg gen Landau zu dem Sickinger entlassen; denn seine Klage gehöre nicht vor einen landfriedensbrüchigen Reichsverräther, sondern vor das Reichskammergericht zur Entscheidung, und schon der Umstand, daß der Ritter von Ramberg den Sickinger zum Schiedsrichter habe einsetzen wollen, beweise ausreichend, daß mehrfach besagter von Ramberg Antheil nehme an der Adelsverschwörung. Noch mehr aber schaue der rechte Schalk daraus hervor, daß er das Märlein über die Ent-

führung seiner Tochter und Schwäherin durch Ulrich von Hutten erfunden habe, um die von Gott bestellte Obrigkeit irre zu leiten; denn längst schon verkrieche sich der mit Acht und Aberacht belegte Hutten'sche in des Sickinger's Rattenlöcher, da er sonst nirgends im Reich seines Lebens sicher sei, so daß ihm die Lust an abenteuerlichen Fahrten wohl vergangen. Endlich aber thue das, klüglich bei einem Reisigen verborgene Bundesband ganz zweifellos dar, daß der Ritter von Ramberg ein Reichsverräther und Verschwörer sei. Obwohl man nun eigentlich nicht länger verziehen, sondern die Verschwörer ohne weiteres mittels Strang vom Leben zum Tode bringen sollte, wolle man dem von Ramberg doch Leben und Freiheit schenken, wofern er sich anheischig mache, den Aufruhrstifter Franz von Sickingen lebend oder todt einzuliefern, und zwar binnen sechs Wochen. Man möge ihn selber unter dieser Bedingung frei zu den Sickingen'schen entlassen, seine Reisigen aber als Geißeln zurückbehalten.

„Ist das Reichsregiment denn vom Teufel besessen?" brüllte der alte Ritter, als ihm vorstehende Eröffnungen gemacht wurden. „Diese verwünschten Rechtsverdreher mit ihrer Juristerei! Man sollte wahnsinnig darüber werden!" Er versank in Gedanken und stierte vor sich hin.

„Herr Ritter, Ihr habt Euch jetzt darüber zu erklären, ob Ihr auf die Bedingung eingehen wollt oder nicht," bemerkte der Gerichtskanzlist, welcher ihm die Nürnberger Entscheidung vorgelesen hatte.

„Das ist mir unmöglich," antwortete Ramberg. „Meuchelmord und Verrath sind nicht nach meinem Geschmack. Wofern ich aber dem Sickinger im offenen Feld begegne, Brust gegen Brust, will ich dem Strauße mit ihm nicht

ausweichen. Auch bin ich erbötig, meine Reisigen sofort gen Trier zu entsenden, dem hart bedrängten Kurfürsten zu Hülfe, dessen Sache auch die meinige, wie sie diejenige des Kaisers ist."

„Das klingt nicht wie eines Schalken Rede," murmelte der Kanzlist dem ihn begleitenden Schreiber zu. Dann wandte er sich an Ramberg mit den Worten: „Wollet beachten, Herr Ritter, daß Ihr Euch immerhin zu der Bedingung verpflichten könnt, ohne deshalb zum Meuchelmörder oder Verräther zu werden, wie Ihr's nennt. Nur habt Ihr die Pflicht, in Euere Gefangenschaft hierher zurückzukehren, wofern Ihr nach Verlauf von sechs Wochen den Sickinger nicht in Euere Gewalt gebracht habt."

„Auch ein Rechtsverdreher, wie die in Nürnberg," dachte Ramberg. Dann sagte er nach kurzem Besinnen: „Ich habe aber bei diesem Bittgange zum Sickingen gar nicht die Absicht, mich seiner zu bemächtigen, sondern will ihn bloß zum Einschreiten wider den Weiberräuber Hutten bestimmen, damit ich meine Tochter und Schwäherin befreie."

„So nehmt doch nur Vernunft an," versetzte der über den Widerspruch sich ereifernde Kanzlist. „Ihr könnt das alles ja in einer Woche vielleicht in Ordnung bringen und findet obendrein wohl noch Mittel, das Reichsregiment anders zu stimmen. Ihr habt in den sechs Wochen ja völlig freie Hand."

Ramberg sann abermals nach. „Wohlan denn, es sei! Ich nehme die Bedingung an," erklärte er hierauf.

Noch am selbigen Tage begab er sich auf die Reise nach Trier, vor dessen Mauern die Sickingen'schen lagerten.

Der Rittertag von Landau war Anfangs August 1522 mit großem Pomp abgehalten worden. Die Reichs-

stadt hatte ihr festlichstes Gewand angelegt, um den von allen Seiten herbeiströmenden Fremden einen würdigen Empfang zu bereiten. Grafen, Ritter, Raubjunker, Stadtjunker, Patricier, luther'sche Prädicanten, „aufgeklärte" Bürger und neuerungssüchtige Bauern mischten sich bunt durcheinander, um zu berathen, wie, wann, wo und mit welchen Mitteln die freiheitliche Erhebung in's Werk gesetzt werden solle, um derentwillen man zu den Waffen gegriffen hatte. Der Mittelpunkt des ganzen Treibens, der Feste wie der Berathungen, war Franz von Sickingen.

Dem Rathen folgte stracks das Thaten. Von Landau aus wurde das reiche Nonnenkloster Marienthal im Speyergau, des frommen Grafen Siegfried ehemalige Burg, überfallen und geplündert. Die reiche Beute, welche dort gemacht wurde an kostbaren Kirchengeräthen, Opfer- und Armengeldern — anderer Schandthaten nicht zu gedenken — diese Beute sollte den wilden Sickingen'schen Rotten einen Vorgeschmack von dem geben, was sie in der erzbischöflichen Residenz Trier, was sie in all' den Fürstenschlössern und Nonnenklöstern zu erwarten hätten. Und es war ein mächtiger Sporn, dieser Vorgeschmack! Nicht wie Christenmenschen, sondern mit dem Fanatismus mohamedanischer Mordbrenner ergossen sich die bündischen Horden, zehntausend Mann zu Fuß und zweitausend Reiter, über das Land und flutheten in Eilmärschen gegen Trier: Verwüstung und Ruinen bezeichneten ihre Spur; Raub, Mord, Schändungen, Grausamkeiten aller Art begleiteten sie; Furcht und Entsetzen waren ihre Herolde. Die Menschen flüchteten vor diesen Unmenschen in entlegene Wälder oder feste Plätze, und aus den festen Plätzen, da diese dem Andrange des kriegskundigen Gesindels mit seltenen

Ausnahmen, wie Saarbrücken, nicht zu widerstehen vermochte, flüchteten sich Viele freiwillig durch das dunkele Todesthor in's Jenseits.

Wider Hugo von Kraneburg, dem Sickingen, aus persönlicher Zuneigung und weil er einen eben so hiebfesten Krieger wie leitungsfähigen Feldhauptmann in ihm erblickte, eines der wichtigsten Commandos anvertraut hatte, bildete sich eine Verschwörung unter den Bündischen selbst, ehe unser Freund Gelegenheit erhielt, des obersten Feldhauptmanns Vertrauen thatsächlich zu rechtfertigen. Die Verschworenen bestanden aus Rittern und Prädicanten. Bei den Erstern war der Neid die Triebfeder, bei den Prädicanten etwas Anderes. Als nämlich, wie oben erwähnt, das Kloster Marienthal von den Bündischen gestürmt war, hatte Hugo sich gedrängt gesehen, zwei der armen Insassen gegen die Willkür einiger Prädicanten in Schutz zu nehmen. „Jetzt ist's genug, ihr Teufel!" mit diesen Worten war er dazwischen gesprungen, um dem Unfug ein Ende zu machen. Wie von ihrer Beute verscheuchte Raubthiere, ließen die Prädicanten ihre Opfer los und rannten zur Thür. „So kommt ihr nicht fort!" donnerte Hugo, ihnen den Weg vertretend. „Hier legt Euch hin, dicht an einander, die Fratze auf den Boden!" Er gab ihnen, dem einen vor, dem andern nach, einen Tritt. „Wenn der rohe, unwissende Landsknecht solches sich vermißt," fuhr Hugo grimmig fort, „so weiß er nicht, welche Verantwortung er auf sich ladet. Ihr aber, die ihr Säuberer der Kirche und Vorbilder christlichen Lebens sein wollt, ihr gebt ein solches Beispiel? Nieder, Lumpenpack, in den Staub! zu Pflastersteinen seid Ihr eigentlich noch zu schlecht." Als sie auf dem Boden lagen,

zwang Hugo die Nonnen, welche ihn vergebens um Mitleid für ihre Peiniger anflehten, diese Letztern mit Füßen zu treten; nur über den Rücken der Prädicanten hinweg gestattete er ihnen den Ausgang aus dem Refectorium. Die Prädicanten waren auf diese Weise zu schwer gezüchtigt worden, als daß sie es gewagt hätten, beim Sickinger noch auch bei Jemand sonst darüber zu klagen; wohl aber verbündeten sie sich insgeheim mit den grollenden Rittern zum Sturze Kraneburg's.

So standen die Sachen, als das Sickingen'sche Heer gegen die heranmarschirenden Truppen des Kurfürsten von Trier Front zu machen gezwungen war. Hugo brannte vor Kampflust; denn die längst ersehnte Gelegenheit, sich auszuzeichnen, war ihm jetzt endlich geboten. Er hatte mit seiner Abtheilung eine von den Bischöflichen besetzte Anhöhe zu erstürmen, welche die ganze Wahlstatt beherrschte. Kurfürst Richard von Greiffenklau, welcher durch Sickingen überrascht worden war, hatte in seiner Bestürzung zusammengerottet, was ihm eben zu Gebote stand, und dieses, der überwiegenden Mehrzahl nach undisciplinirte Söldner, dem kampfgeübten bündischen Heere entgegengeschickt. Der Kern der Bischöflichen hielt die beregte wichtige Anhöhe besetzt, welche obendrein von Natur stark geschützt war. Mehrere bejahrte Haudegen drangen in Sickingen, das Commando der Kraneburg'schen Abtheilung für diesen Tag nicht dem „unerfahrenen westfälischen Ritter" zu überlassen, sondern es einem kundigen Hauptmann, wie dem Schauenberg, Solms, Frankeneck oder Helffenstein, anzuvertrauen. Sickingen aber lehnte dieses kurzweg ab mit den Worten: „Laßt den nur; ich bürge für ihn!"

Heiß entbrannte der Kampf um den bestrittenen Standort. Zoll für Zoll mußten Hugo's Leute sich das Feld erobern; nur in der unmittelbaren Umgebung Kraneburg's ging es etwas leichter, indem der westfälische Hüne selbst dort mit dem unermüdlich geschwungenen Schwerte für ein halbes Dutzend aufräumte, nicht achtend der Kugeln und Pfeile, welche aus Feuerrohren und Armbrüsten gegen seine Rüstung abgesandt wurden. Wie eine mächtige Schlange wand Hugo's Rotte sich um den Berg; immer höher und höher stieg der Kopf, während der dunkele Riesenleib sich nur langsam vorwärts wälzte. Bis dahin war für die Sickingen'schen alles, wenn auch nicht völlig nach Wunsch, so doch im großen Ganzen gut gegangen.

Plötzlich drohte das Blatt sich zu wenden. Hugo von Kraneburg war hinter einem Felsvorsprunge verschwunden, seine Leute waren von ihm abgeschnitten; mit Macht stürmten die Bischöflichen gegen den untern Theil der Kraneburg'schen vor, um nach dessen Werfung die Uebrigen auch im Rücken einzuschließen und sie so wie zwischen zwei Mühlsteinen zu zermalmen. In der That durchhieben sie die auf ein Mal kopflos gewordene Riesenschlange und warfen sich nun, in getrennten Abtheilungen, die Einen rechts auf den Schwanz, die Andern links auf den kopf- und schwanzlosen Rumpf.

Da erschien, eben so plötzlich wie er verschwunden war, Hugo von Kraneburg auf jenem Felsvorsprunge und schwang sein breites Schwert nach rechts und links, säuberte den Platz von den Kurfürstlichen und bahnte den Seinigen einen Weg zu sich herauf. Und es gelang dem Starken Beides. Jetzt hatten die Kraneburg'schen gewonnenes

Feld, da der Gipfel der Anhöhe, wie erwähnt, vorhin von einem großen Theile der Trier'schen verlassen worden war, und der Rest dem Andrange nicht widerstehen konnte. Die Kurfürstlichen sahen keine Rettung mehr und suchten ihr Heil in jäher Flucht.

Mit der Erstürmung dieses Berges hatten die Sickingen'schen freie Bahn bis Trier; das letzte Hinderniß, welches der Berennung der kurfürstlichen Residenzstadt im Wege stand, war fortgeräumt.... Hugo von Kraneburg war der Held des Tages. „Lehrt mich meine Freunde nicht kennen!" sagte Sickingen triumphirend zu jenen Herren, welche ihm ihr Mißtrauen wider Hugo geäußert hatten; und eine Rangerhöhung des westfälischen Ritters vollzog er noch in derselben Stunde. „Er und ich, wir allein schlagen eine halbe Reichsarmee, dabei bleibe ich!" wiederholte er.

Lange vorher und lange nachher hat „die älteste Stadt Deutschland's", schon unter Constantin das Abbild der gewaltigen Roma, das Fest Mariä Geburt nicht mit solchem Schrecken und in solchem Jammer gefeiert, wie in eben diesem Jahr 1522 nach Christus. Trommelklang und Trompetenschall durchtönten kriegerisch das liebliche Moselthal; aus den waldigen Gebirgsschluchten, durch die Weingelände, längs den rothen Sandsteinfelsen schwärmte es von Rittern, Reisigen, Landsknechten und Gewappneten aller Art zu Roß und zu Fuß. Beim Anblick der kurfürstlichen Festung, brachen sie, lüstern nach deren Gold, Wein und Weibern, in ein rasendes Jubelgeheul aus, welches eine Zeit lang selbst die schmetternde Kriegsmusik übertönte und die Trierer ahnen ließ, was sie zu erwarten hätten, falls ihre Mauern schwächer seien als dieser entfesselte

Wildstrom. Die zur Bestürmung der Stadt nöthigen Vorkehrungen wurden nun ganz regelmäßig und nach den Vorschriften der Kriegskunst getroffen. Man warf Schanzgräben aus, dämmte Wälle auf, richtete Vorposten ein und streifende Schwadronen, und besetzte die umliegenden Höhen mit dem schweren Geschütz, den Kugeln speienden Feldschlangen. Nachdem so alles zum Sturme fertig war, begann dieser selbst, — ein furchtbares Krachen, Knattern, Klirren, Geschrei und Gemetzel! Aber ohne Erfolg. Eben so heldenhaft schlugen die Trierer einen zweiten und dritten und noch mehrere nicht minder blutige Stürme siegreich zurück. Wider Erwarten stellten hierauf die Belagerer plötzlich ihre Angriffe ein.

Um diese Zeit langte Herr von Ramberg im Lager der Sickingen'schen an. Hier herrschte ein so buntes, ausgelassenes Leben und Treiben, wie man's nur immer von lustigen Kriegsgesellen in der Rastzeit sich vorstellen mag. Einzig in ihrer Art war eine Posse, welche der Hauptmann der Bauernrotten, Herr Ulrich von Hutten, seinen Leuten und Allen zum Besten gab, die sonst Lust hatten, es anzusehen. Einem Dominicanermönch, den eine Streifwache aufgegriffen, hatte der Humanist Nase, Lippen und Ohren abschneiden lassen [1]). Durch die Zunge des „papistischen Pfaffen" war ein Eisendraht gezogen und dessen anderes Ende einer Katze durch den einen Hinterfuß gezwängt, so daß der besagte Draht also die Verbindung bildete zwischen der blutenden Zunge des „Baalspfaffen" und dem blutenden Hinterbein der Katze. Dieser letztern hatte man zur Vollendung des Spasses eine mit Erbsen gefüllte

[1]) Wir glauben hier doch ausdrücklich bemerken zu sollen, daß wir nicht dichten, sondern wirkliche Geschichte reproduciren.

Schweinsblase an den Schweif gebunden, um sie noch scheuer zu machen. In ihrem brennendem Schmerze stob die Katze wüthend auf dem Tische, der die Bühne bildete, nach links und rechts im Halbkreise umher; von Zeit zu Zeit wandte sie sich zurück gegen den Mönch, den sie für ihren Peiniger hielt, und zerkratzte demselben das ohnehin von den Verstümmelungen mit Blut überronnene Antlitz. Hutten und die Bauern wollten sich schier todt lachen über die Capriolen des Mausefängers und über die „Fratzen" des „Christenfängers", die „Beide gleich falsch" seien und „gleich wüthend" würden, „wenn man sie 'mal ein wenig zwacket". Der Mönch verzog nicht Muskel noch Miene, kein Schmerzenslaut entrang sich seiner Brust; aus den verklärten, himmelwärts gerichteten Augen desselben floß ein vergöttlichendes Licht über die ehrwürdige Gestalt: man glaubte einen Martyrer aus des Septimius Severus' Zeit zu erblicken. Auch der spöttelnde Samosatener fehlte nicht — Ulrich von Hutten war ja der Lucian des sechszehnten Jahrhunderts, der es nicht etwa bloß auf die Vernichtung der Römischen Hierarchie, sondern auf die Ausrottung des gesammten christlichen Wesens überhaupt abgesehen hatte und die Götter Griechenlands mit Zubehör an dessen Stelle setzen wollte. Man sieht in diesem Humanisten vielfach eine eigenartige, Epoche machende Erscheinung. Mit Unrecht. Leute, wie Ulrich von Hutten, hat es unter den klassischen Gelehrten und Literaturfreunden immer gegeben und gibt es darunter auch heutzutage genug; der Unterschied ist nur, daß nicht Alle Hutten's Gelegenheit haben, mit ihren Grundsätzen so hervorragend in die Oeffentlichkeit zu treten, — daß den Meisten ein Luther und Sickingen fehlt.

Auf dem Wege zu Sickingen's Zelt, welches auf einer Anhöhe aufgeschlagen war, von der man auf die Porta Nigra hinabsah, wurde Herr von Ramberg wider seinen Willen Augenzeuge der Hutten'schen Posse. Sobald er des greulichen Spiels ansichtig ward, drängte er sich zu Rosse durch die gaffende Menge, welche gierig auf Hutten's rohe Spässe lauschte. Bei dem Martertisch angekommen, hieb der alte Ritter mit seinem guten Schwerte erst die Katze nieder und faßte darauf den Humanisten beim Kragen des Sammtmäntelchens, das er trug. „Teuflischer Schurke!“ rief Ramberg, dem Andern fast die Kehle zuschnürend, „ist deine schwarze Satansseele denn gar nicht zu befriedigen? Welcher Pfuhl der tiefuntersten Hölle hat dich leibhaftigen Satan ausgespieen? Jetzt aber hat das Ding ein Ende: komm' mit, verantworte dich!“ Ramberg hatte mit steigender Erregung gesprochen, die Schlußworte rief er mit der ganzen Kraft seiner, trotz dem Alter noch volltönigen Stimme. Der Ritter trug das Visir niedergeschlagen. Niemand kannte ihn. Man hielt ihn aber wegen seines freien Auftretens gegen Hutten für einen Bündischen, und da der Humanist selbst dem Ritter nicht zu widersprechen wagte, sondern zitternd des Looses harrte, das über ihn verhängt werden sollte, so wichen auch die Bauern ehrfurchtsvoll vor dem Unbekannten aus einander und leisteten ihm sogar Folge, als er im Fortreiten befahl: „Bringt den Mönch mit!“ Als Hutten sah, daß es zu Sickingen's Zelt ging, athmete er leichter auf. Das Geheimnißvolle hatte ihn anfangs geschreckt, — von seinem Busenfreunde fürchtete er nichts.

Ramberg wurde bei dem obersten Feldhauptmann sogleich vorgelassen. Beim Eintritte in Sickingen's Zelt

schlug er selbstverständlich sein Visir zurück. „Herr von Sickingen,“ begann er, „mein Name ist Werner von Ramberg; ich bin ein westfälischer Ritter, mein Schwiegersohn, der Ritter Hugo Ewald Augustin von Kraneburg ist Euch vielleicht bekannt, da er auch zu den Rebellen gehört ....“

„Allerdings dient Kraneburg in unserm Heer,“ unterbrach der Sickinger hier den Alten; „wollet jedoch, Herr Ritter, Euere Ausdrücke in meiner Gegenwart etwas mäßigen und uns keine Titel beilegen, vor denen wir uns höflichst bedanken müßten. Im Uebrigen heiß' ich Euch willkommen!“

„Meine Schuld,“ hub der Alte an, „ist's nicht, wenn meine Ausdrücke vielleicht weniger glatt ausfallen, als erwünscht wäre. Denn Ihr zählt diesen da“ (verächtlich auf Hutten deutend) „doch wohl auch zu Euern Freunden, nicht wahr? Seht her, das ist sein Werk!“ Er schlug die Vorhänge des Zeltes zurück und hieß den verstümmelten Mönch eintreten. Zugleich erzählte er genau, was Hutten mit demselben weiter angefangen hatte.

Franz von Sickingen wandte mit Abscheu sein Gesicht von der Jammergestalt ab, während in Hutten's Augen wildes Feuer aufglomm.

„Schon dies allein,“ fuhr Ramberg nach einer längern Pause fort, da Sickingen keine Antwort gab, „schon dies allein, daß so ein Teufel unter Euern Fahnen stehen darf, Herr von Sickingen, erlaubt mir, nach passenden Ausdrücken nicht wählerisch zu suchen; die gröbsten werden wohl jedes Mal die passendsten sein ....“

„Zur Sache, Herr Ritter!“ mahnte Sickingen mißmuthig. „Was wünscht Ihr von mir?“

„Der Mensch, nein — der Teufel da hat mir meine Tochter und Schwäherin, Kraneburg's Frau und Mutter, geraubt. Die verlange ich von ihm zurück und verlange außerdem, daß der Schurke nach Verdienst gezüchtigt werde!"

„Was ist das?" riefen Sickingen und Hutten zugleich aus.

„Ihr seid ein Thor oder ein schmählicher Lügner!" fügte Hutten hinzu.

Sickingen dagegen schickte dem Ausrufe der Verwunderung seinerseits die Worte nach: „Wann und wo ist das geschehen?" Dabei warf er einen argwöhnischen Blick auf Hutten, aus welchem man etwas Aehnliches lesen konnte, wie: „Das erste Mal wär's nicht!"

„Das ist geschehen," antwortete Ramberg mit fester Stimme, „vor sieben Wochen, im Walde, kaum eine Stunde von meinem Erbschlosse in Westfalen. Zwei meiner Knechte hat er obendrein gestohlen!"

„Ihr irret Euch sicher, Herr von Ramberg," versetzte Sickingen ruhig. „Vor sieben Wochen war Hutten nicht in Westfalen, sondern bei mir auf der Ebernburg ober Kreuznach."

„Dacht' mir schon, daß Ihr die Partei des Elenden ergreifen würdet!"

„Ihr mißversteht mein Benehmen, Herr Ritter. Wer bei mir sein Recht nachsucht, der sucht nicht vergebens. Dies ist nicht das erste Mal, daß der Ritter von Hutten mit einer andern Person verwechselt wird, die ihm äußerst ähnlich sehen muß und auf seinen Namen, wie es scheint, allerhand Schabernack treibt. Euerm Schwiegersohn, Herrn von Kraneburg, und dem Ritter von Frankeneck, den Ihr

vielleicht kennt, widerfuhr dieselbe Verwechselung vor eben etwa sechs bis sieben Wochen auf der Ebernburg..."

„Wo ist Kraneburg?" fiel Ramberg barsch ein.

„Nicht hier."

„Ich verlange mit meinem Schwiegersohn zu reden."

„Ich kann Euch nicht helfen; in meinem Lager ist er nicht, — wo er augenblicklich herumstreift, vermag ich nicht zu sagen."

„Er steht doch unter Euern Fahnen?"

„Aber er ist gegenwärtig nicht im Lager, sondern auf einem Streifzug."

„Wann kommt er zurück?"

„Das weiß ich nicht eher, als ich ihn zurück sehe."

„Kann ich in Euerm Lager hier auf seine Rückkunft warten?"

„Wenn Ihr mir Euer Fähnlein Reisiger oder Landsknechte stellt — ja. Sonst nicht."

„Ich — ein Rebell?!... Nein, niemals! Und würden mir auch zwanzig Töchter gestohlen...."

„Herr von Ramberg, Ihr könnt jetzt gehen."

„Wie! Ist das die neueste Art, Ritter und betagte Leute zu behandeln?"

„Herr von Ramberg, wir stehen im Felde und haben unsere Zeit zu wichtigern Dingen als zu leeren Höflichkeiten nöthig. Außerdem habt Ihr vorhin gemeint, die gröbsten Ausdrücke seien für uns just die passendsten, und ich habe Euch bereits gesagt, daß es hier zu Land' aus dem Walde gerade so herausschallt, wie man hineinruft; in Westfalen ist das vielleicht anders. Ich wünsche Euch fröhliche Heimfahrt!"

„Und meine Tochter, meine geraubte Tochter?!"

„Lauft zum Henker! Euere Tochter ist nicht hier, und auch ist sie nicht von Hutten geraubt, das habe ich Euch gleichfalls schon gesagt.“

„Gottes Mühlen mahlen langsam, aber fein!“ rief Ramberg, feierlich die Hand erhebend.

Darauf verließ er Sickingen's Zelt und Lager.

Sickingen stellte dem Mönch einen Geleitsbrief aus und hieß ihn, sich entfernen. Als dieser fort war, begann der Oberfeldhauptmann zu Hutten: „Du machst mir da allerlei Geschichten, Ulrich, die gar nicht nach meinem Sinne sind. Was hast du davon?“

„Was hast du davon, wenn du den Kurfürsten von der Moselbrücke wirfst?“ fragte Hutten spitz zurück.

„Derartiges laßt mich nicht mehr sehen!“ fuhr Sickingen auf. „Verstanden, Herr von Hutten? Wir werden sonst Unfreunde.“

Hutten hielt es für gerathen, das Zelt zu verlassen.

Der alte Ramberg kehrte geradeswegs nach Wetzlar zurück. Dort war man einigermaßen überrascht, ihn so schnell wiederzusehen. Nachdem er den Erfolg oder vielmehr den Mißerfolg seiner Reise mitgetheilt hatte, fragte man ihn, ob der Eintritt in's Lager der Sickingen'schen keine Schwierigkeiten für ihn dargeboten habe. Ramberg verneinte dies, mit dem Hinzufügen: „Die Wachtrotte, an der ich vorbeikam, war sammt und sonders trunken, so daß es Keinem einfiel, mich anzuhalten. Und einmal im Lager, hatte ich nichts mehr zu fürchten.“

„Da sind wir nicht weiter,“ bemerkte hierauf der Gerichtskanzlist, welcher die Unterhaltung führte; es war derselbe, der Herrn von Ramberg zur Annahme der vom Reichsregiment gestellten Bedingung bewogen hatte. „Man

hatte Euch, Herr Ritter," fuhr er erläuternd fort, „zwölf Stunden nach Euerer Abreise von hier zwei Spione nachgeschickt, die Euer Thun und Lassen bei den Sickingen'schen beobachten sollten, dieweil man noch immer starken Argwohn wider Euch hegte, den ich jedoch nicht theile. Den Spionen gab man das Bundesband der Aufständischen mit, um sie so aller Behelligungen zu entheben. Die liefen aber sauber an mit ihrem Tetragrammaton! Als sie selbiges vorzeigten, faßte man sie ohne weitere Umstände beim Kragen, schimpfte sie falsche Brüder, Verräther und Spione, führte sie fort und drohte ihnen unterwegs mit dem Galgen. Bei dieser wenig lockenden Aussicht rafften die Burschen alles, was sie an Muth und Kraft besaßen, zusammen und stürzten sich auf ihre drei voraussichtlichen Henker. Nach dem, was sie erzählen, muß ein haarsträubender Kampf zwischen den Fünfen stattgefunden haben, bis es den Unsern gelang, die drei Sickingen'schen niederzuhauen und zu entwischen. Das Tetragrammaton aber blieb in den Händen der Andern. Mir scheint hiernach, daß alles, was man über das Tetragrammaton faselt, lauter Wind ist; vielleicht auch ist es ein Kunstgriff der Bündischen, um sich vor Spionen und Verräthern zu schützen."

„Habt Ihr die Sache schon nach Nürnberg berichtet?" frug Ramberg.

„Noch nicht," antwortete der Kanzlist. „Wir warteten auf Euere Rückkunft, um von Euch vielleicht nähere Aufschlüsse zu erhalten."

„Meldet dann zugleich auch an das Reichsregiment, daß ich in Westfalen für den Kurfürsten von Trier zu werben und demselben mit all' meinen Reisigen zu Hülfe zu ziehen vorhabe."

„Ich zweifle nicht daran, daß man Euch auch ohne ein solches Versprechen freilassen wird, sobald diese letzten Vorfälle bekannt sind.“

„Darum thu' ich's auch nicht,“ versetzte der Alte stolz und grimmig; „sondern ich thu' es, um diesem Sickingen, diesem Anwalt von Dieben und Räubern, eins in die Seele zu hängen, daran er lange denken soll.“

Sickingen hatte Herrn von Ramberg in Betreff Hugo's belogen. Unser Freund befand sich nämlich keineswegs auf einem Streifzuge, sondern im Lager. Er hatte bei dem dritten Sturme eine gefährliche Wunde erhalten, war jedoch ziemlich wieder in der Genesung begriffen. Eine Nachricht, wie Ramberg sie überbrachte, konnte die Heilung nicht eben fördern, ganz abgesehen davon, daß sie dem Sickinger unzweifelhaft einen seiner tüchtigsten Hauptleute entführt hätte. Sickingen mußte also auf alle Weise verhindern, daß Hugo mit Ramberg zusammentraf; daher sein abstoßendes und lügnerisches Benehmen Ramberg gegenüber.

Gegen Abend desselben Tages meldeten sich bei Sickingen die drei Landsknechte, welche den Strauß mit den Wetzlarer Spionen so schlecht bestanden, zur Entschädigung aber das lange vermißte Kraneburg'sche Tetragrammaton erbeutet hatten. So geringfügig die Sache, in Folge der getroffenen Schutzmaßregeln, an sich war, freute Sickingen sich doch darüber und bedauerte nur, daß die Spione entwischt waren. Er suchte alsbald Hugo auf und ließ die Landsknechte in dessen Zelte noch ein Mal ihr Abenteuer erzählen.

Hugo hatte seit zehn Tagen sein Zelt nicht verlassen dürfen; die Schwermuth, in welcher Sickingen ihn antraf,

war deshalb nicht sehr befremdlich. Das Wiederfinden seines Tetragrammaton ließ ihn völlig kalt; nur so viel Aufmerksamkeit schenkte er ihm, daß er es als das seinige anerkannte. Als die Landsknechte das Zelt verlassen hatten, versuchte Franz von Sickingen, Hugo's Trübsinn zu verscheuchen.

Hugo hatte seit seiner Einkehr in die „Herberge der Gerechtigkeit", selbst während aller vorhergehenden Tage, wo er siech und einsam in seinem Zelte lag, beständig an nichts gedacht, denn an Sickingen's Fehde, Dr. Luther's Wiedererscheinen in Wittenberg, Karlstadt's Maßregelung durch ihn, an Bauernbedrückung, Prädicanten-Uebermuth und -Zuchtlosigkeit und an so viele andere Dinge, welche damals zu denken gaben; aber nichts hatte ihm ferner gelegen, als Gedanken an Schloß Kraneburg, Frau Emmelina, Frau Wilhelmine, den alten Ramberg, Magister Antonius Ströhing und Hilchen von Auffeß, — heute verfolgten ihn diese Gestalten gleich Rachegeistern. Vergebens suchte Hugo des unabweisbar an ihn heranschleichenden Heimwehs sich zu entschlagen; immer und immer wieder traten die Bilder seiner Gattin und Mutter ihm vor die trübe Seele, und, ohne daß er Gründe dafür hätte auffinden können, durchwogten finstere Ahnungen sein Herz.

Er hätte weinen mögen, der starke, trutzige Ritter; sprechen mocht' er nicht. Um so mehr Freundlichkeit wandte Sickingen auf, seinen Waffengefährten zum Reden zu bringen. Aber kaum erwiderte Hugo durch ein zustimmendes oder verneinendes Kopfschütteln des Trösters Fragen und forschende Bemerkungen. Im Burgenbrechen und Brandschatzen war Sickingen ein Held und Meister; an der Seelenburg des düstern Westfalen wurden seine

Künste zu Schanden. „Mögt Euch das Schwatzen ersparen, Sickingen! Ihr könnt mir doch nicht helfen!“ brummte Hugo mißmuthig.

„So sagt mir doch nur, wo's Euch fehlt!“ rief mit drängendem Eifer Sickingen, froh, den Andern zum Sprechen gebracht zu haben.

„Es ist nichts,“ versetzte Hugo ausweichend; „Einbildung, Flausereien, Dummheiten, weiter nichts.“

„Nein, nein, Kraneburg, so laß' ich mich nicht abweisen,“ rief Sickingen. „Ihr bindet mir kein Tuch vor die Augen. Müßt' in den vierzig Jahren meines Erdenlebens wenig gelernt haben, wenn ich's Euch nicht aus jedem Muskelzuge Eueres Gesichts herauslesen könnte, daß es Euch tief, tief im Herzensgrunde würgt. Glaubt nur, ich kenne das Menschenleben von mancher Seite, bin nicht bloß der harte Kriegsmann, als welchen die Welt mich ansieht; auch ich habe menschlich geliebt und getändelt, und bin glücklich gewesen in diesen Tändeleien. Freund,“ fuhr er mit all jener Wärme fort, womit er von seiner verstorbenen Gattin, deren Andenken er hoch hielt, immer zu reden pflegte; „hättet Ihr Hedwig von Flörsheim gekannt, mein Weib ...“

„Euer Weib?“ fuhr Hugo auf. „Sickingen, ich glaube fast, daß es wahr ist, was man unter dem Kriegsvolk von Euch ausstreut: Ihr triebet Teufelskünste. Aber weshalb plagt Ihr mich mit Fragen, wenn Ihr den Leuten in der Seele zu lesen vermöget?“

„Und was ist's mit Euerer Gemahlin?“ frug Sickingen gespannt. „Kam Euch traurige Zeitung zu über sie?“

Hugo erröthete. „Ich weiß,“ murmelte er, „es ist eines Kriegsmannes unwürdig, sich unbestimmten Gefühlen

zu überlassen; aber" — er stockte. „Sickingen," fuhr er dann klar und entschieden fort, „eine böse Ahnung, die mich nicht verlassen will, sagt mir, daß meiner Gattin und meiner Mutter ein schweres Unheil droht. Da habt Ihr meinen Gram!"

Sickingen sah eine Weile nachdenklich vor sich hin. So viel man in der Abenddämmerung bemerken konnte, durchfloß auch seine wettergebräunten Züge, vorübergehend, ein heißer Blutstrom — die Scham trieb ihn hervor, die Scham Sickingen's über sich selbst, daß er Hugo, der ihm sein ganzes Herz geöffnet hatte, so schmählich, aus nacktem Eigennutz, hinter's Licht führte, und gleich darauf die Scham des Purpurgeborenen, [1]) daß er so gemeinen Gefühlsschwachheiten zugänglich sei. Aber flugs hinter diesen Gedanken her jagte ein anderer, dem stolzen Sickingen zum Spott und Hohn: die Erinnerung an seine verstorbene Hedwig stimmte ihn so weich, daß er mit unsicherer, schwankender Stimme die Worte hervorstieß: „Wem Gott ein gutes Weib bescheert, wohl wunderselig ist der Mann! Das Weib ist bei all seiner Schwachheit das vollendetste Gebilde der Schöpfung; denn es ist da, zu versöhnen, was sich widerstrebt, das Unebene zu ebnen, das Schroffe zu mildern, das Zarte noch mehr zu veredeln. Nur das Vollendete kann Vollendetes schaffen. Und welche Selbstaufopferung, welche Hingebung, welche Geduld und Engelsgüte besitzt ein liebendes Weib! O Hedwig, Hedwig!"

[1]) Sickingen's geheimer Plan ging darauf hinaus, Kaiser Karl V. zu stürzen und auf den Trümmern des alten Reichs ein neues unter seinem Scepter zu errichten. Vergl. u. a. Melanchthon, Epist. ad Camerar. p. 3.

Seine Gefühle überwältigten ihn; er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Hugo störte ihn nicht. Er war zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um auf Andere achten zu können.

Sickingen erhob sich auch bald nachher, drückte Hugo schweigend die Hand und entfernte sich. Er dachte die ganze Nacht an Hedwig von Flörsheim und an sich selbst als deutschen Kaiser. Da konnt' er kein Auge schließen.

VII.

„Der Balken, den ihr losreißt, macht die Burg nicht wanken; euch aber erschlägt er in seinem Falle!"

Hugo's Wunde war längst geheilt; der alte Herr von Ramberg war, seiner Haft in Wetzlar entlassen, mit seinen Reisigen dem Kurfürsten von Trier zu Hülfe gezogen und hatte auch die auf Schloß Ramberg zurückgebliebenen Mannen nach Trier bestellt. Noch immer lag das Sickingen'sche Heer müßig vor den Mauern Trier's. Dem bedrängten Kurfürsten bereitete diese Unthätigkeit Sickingen's auf der einen Seite Besorgniß, weil der Mangel an Lebensmitteln in der von aller Zufuhr abgeschnittenen Stadt von Tag zu Tag eine drohendere Ausdehnung annahm; anderntheils aber war jenes Hinliegen des Feindes ihm sehr willkommen, weil es ihm die Aussicht auf Vertreibung oder Niederschmetterung der Bündischen eröffnete, indem der Kurfürst Ludwig von der Pfalz und der Landgraf Philipp von Hessen Hülfe versprochen hatten und

bereits rüsteten. Sickingen's Unthätigkeit war nicht allein dem Kurfürsten, sondern auch seinem eigenen Heere räthselhaft, und da das Land weit und breit, wie von einem Heuschreckenschwarm, gleichsam kahl gefressen war und der Sold schlecht gezahlt wurde, so läßt die Stimmung der Soldaten sich leicht vorstellen. Sie sangen:

„Wir Landsknecht' sein recht arme Leut' —
O Je!
Wir han kein Geld, Gut, Brod noch Beut',
O Weh!
Der Ritter zahlt den Sold uns nicht,
Ein Gauch, der da sein' Lanzen bricht!"

Sickingen verbarg den Grund seines auffallenden Verhaltens selbst seinen vertrautern Freunden. Auch Hugo von Kraneburg begriff den Feldhauptmann nicht; als er aber später erfuhr, daß Sickingen sich mit mehrern unruhigen Bürgern und neuerungssüchtigen Wühlern behufs verrätherischer Uebergabe der Stadt in's Einvernehmen gesetzt habe, war er, im Gegensatze zu fast sämmtlichen übrigen Herren, von diesem Anschlage Sickingen's wenig erbaut. Sickingen hatte lange zu reden, bis er dem Ritter klar machte, daß im Kriege List und Verrath eben so wenig verächtlich seien wie offene Feldschlacht. Sickingen zeigte ihm einen Brief vor, worin er den Trierern Gut und Leben zu schonen versprach und nur die Auslieferung des Kurfürsten und der hohen Klerisei forderte. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge. Die Unzufriedenheit der bündischen Truppen ließ sich endlich nicht mehr beschwichtigen. Die Landsknechte rissen schaarenweise aus; mehrere Ritter zogen mit ihren Haufen ab, kurz: es drohte eine allgemeine Meuterei. Um die-

selbe Zeit bekam der Kurfürst auch Wind von der Verschwörung; einer der Rädelsführer wurde auf frischer That ertappt und vom Feldhauptmann des Kurfürsten, dem Grafen Gerlach von Isenburg, niedergehauen. Klüger wär's gewesen, ihm das Leben zu lassen und die Mitverschworenen von ihm auszukundschaften. Aber auch so war die Sache für die Verschworenen schon in hohem Grade bedenklich, und jetzt mußte Sickingen seinem Zaudern auch von diesem Gesichtspunkte aus ein Ende machen. Die Verabredungen zwischen Sickingen und den Verschworenen wurden hastig getroffen; am Nolaner Thurm sollten die Bündischen eingelassen werden.

„Also morgen geht's zum Sturm," schloß Sickingen seine Rede an die in seinem Zelte versammelten Hauptleute, denen er das Vorstehende mitgetheilt hatte. „Kraneburg, wollt Ihr das Commando am Nolaner Thurm übernehmen? Es wird dort noch Arbeit genug geben."

„Herr Oberfeldhauptmann, ich muß mich für diese Ehre bestens bedanken," antwortete Hugo finster. „Ihr wißt ja, wie ich über dergleichen Kriegshantirungen denke, und da ich mich dafür auch jetzt noch nicht begeistern kann, so erlaßt mir, ich bitte, eine Arbeit, die mir zuwider ist. Wohl aber bin ich bereit, an jedem andern Punkte den Sturm zu leiten, und der gefährlichste ist mir der liebste. Daß ich noch hier bin," fuhr er leidenschaftlich fort, „es geschieht — bei Gott! — der Sache wegen, die wir verfechten. Offen sei's heraus gesagt: unter den Bündischen und den Anhängern Luther's gehen Dinge vor, die *Keiner* unsern Gegnern mit Fug und Grund vorwerfen kann. Hat hier Einer den Muth und die Beweise, mich zu widerlegen, der spreche auf!"

Alle schwiegen.

„Und woran liegt's?" begann Hugo wieder mit gesteigerter Gluth. „An den Führern, an uns liegt es, Herr von Sickingen, nichts für ungut! Euch schließ' ich aus von meinem Tadel. Auf unsere Banner haben wir die Worte geschrieben: »Recht gegen die Vergewaltigung durch die Fürsten!« und das nimmer rastende gierige Schwert trägt die Aufschrift: »Gold, Gold, Gold! Raub, Raub, Raub!« Von all' dem andern Unfug gar nicht zu reden! Jetzt, wo das Land ausgesogen, für die Sache aber noch gar nichts erreicht ist, jetzt satteln sie das Roß, die Herren, und ziehen von dannen. Zu diesen mag ich nicht gehören. Verlassen sie Euch allesammt, Sickingen, ich allein bleibe bei Euch, bis die Trümmer der ersten oder der letzten Fürstenveste uns unter ihrem Schutte begraben!"

Sickingen erhob sich und drückte Kraneburg warm die Hand. Dann traf er, nach einer langen, stillen Pause, die einzelnen Anordnungen für den folgenden Morgen.

Hugo sprach diesen Abend kein Wort mehr.

Am andern Morgen war er der Erste, der seinen Haufen zum Sturm hinausführte. Der Kampf entbrannte rasch und heiß, indem es Hugo wider Erwarten schnell gelang, die Mauer zu brechen. Während Sickingen selbst mit seiner Schaar noch des Zeichens am Nolaner Thurm harrte, wodurch die Verschwörer in der Stadt ihm verabredetermaßen zu erkennen geben wollten, daß der günstige Zeitpunkt gekommen und alles zur Uebergabe fertig sei, stand Hugo mit den Kühnsten und Kräftigsten seiner Leute bereits auf der Mauer, und die Andern wogten nach. Man drang allgemein in Sickingen, den Sturm am No-

laner Thurm aufzugeben und statt dessen mit voller Macht dem Kraneburg'schen Haufen nachzudrängen. Schon stand der oberste Feldhauptmann auf dem Punkte, diesem Rathe Folge zu geben, als plötzlich eine Wendung bei den Kraneburg'schen eintrat und zugleich das verrätherische Fähnlein am Nolaner Thurm erschien. Alsbald commandirte Sikkingen zum Angriff.

Unterdessen wurden die Kraneburg'schen wieder mit Macht zurückgetrieben. Man erblickte Hugo nicht mehr an der Spitze. Er war bereits unten in der Stadt und bestand dort einen grimmigen Einzelkampf mit einem Ritter. In der Hitze des Gefechts hatten beide Kämpen keine Zeit gefunden, die Wappenzeichen ihrer Helme und Schilde zu betrachten; sie würden sonst wohl die feuersprühenden Flamberge gesenkt nnd von dem Streit auf Leben und Tod abgelassen haben: Hugo's Gegner war Niemand anders, als sein Schwiegervater, Werner von Ramberg.

Der alte Ritter holte jetzt, mit beiden Händen das Schwert fassend, zu einem mächtigen Schlage aus. Da fiel sein Blick auf die Kraneburg'sche Helmzierde. „Halt' ein!“ ächzte er, kaum seinen Augen trauend. Hugo verstand in seinem Grimme die Mahnung nicht, sondern sah bloß die Gefahr, die ihn noch eben bedrohte, und sein wuchtiges Schwert dröhnte mächtig auf Ramberg's Rüstung nieder, daß der Alte wankte und einen Augenblick später vom Rosse sank. Nun stürzte ein ganzer Schwall von Reisigen allseits her auf Hugo ein, der sich nur noch von Wenigen seiner Leute umgeben sah. Der Uebermacht nicht gewachsen, commandirte er zum Rückzug. Außer ihm

kamen nur zwei von den ihn umgebenden Reisigen mit dem Leben davon.

Inzwischen ging es nicht minder heiß am Nolaner Thurm her. Die Verräther hatten die Bündischen eingelassen. Es entspann sich ein furchtbarer Straßenkampf. Hugo sammelte seine Leute, um Sickingen zu Hülfe zu eilen. Er kam zu spät. Die Kurfürstlichen hatten bereits die Oberhand gewonnen, und die Sickingen'schen waren in heller Flucht begriffen, als Hugo mit dem Rest seines Haufens anlangte. Alles war hier verloren.

Am 13. December desselben Jahres 1522 wurde der zweite Nürnberger Reichstag eröffnet. Den Hauptpunkt der Berathungen bildete die Beilegung der Sickingen'schen Fehde. Das Endergebniß war, daß man im Namen des Reichsregiments und der versammelten Reichsstände Commissare nach Heidelberg schickte, um die Fürsten zum gütlichen Ausgleich zu bewegen. Der Kurfürst von der Pfalz fand sich in eigener Person zu Heidelberg ein; Richard von Trier und der Landgraf Philipp von Hessen sandten Bevollmächtigte. Die drei verbündeten Fürsten, welche den Sickinger mittlerweile auf seine Burg Landstuhl zu flüchten genöthigt und den Rachezug gegen Sickingen's Anhänger begonnen hatten, wollten von einem Ausgleiche nichts wissen. „Denn," sagten sie, „wenn solche erschreckliche Fürnehmen und große, merkliche, unchristliche Schäden, an armen Leuten, Wittwen und Waisen, Klöstern und geistlichen Personen durch Feuer, Raub und Verheerung begangen, erst zu Anstand und verbindlicher Handlung gebracht, und also dem Ungehorsam zugesehen werden sollte,

so könnte dies bei ihnen keinen andern Verstand haben, als daß man den Ungarn und Croaten — die nun von neuem auf dem Reichstage die beweglichsten Vorstellungen machten — oder andern Reichsnothdürfnissen Hülf' und Trost zu gewähren, nicht gesonnen sei. Denn nicht allein die drei Kurfürsten, sondern auch die übrigen Stände müßten täglich dergleichen Ueberfälle gewärtigen und hätten daher bloß auf ihre eigene Vertheidigung zu denken, weil der Sickingen und seine Helfer noch weit beschwerlichere und unerträglichere Dinge vornehmen würden, sofern es möglich wäre. Deshalb, es sei denn zuvor das Feuer gänzlich gelöscht, könne im Römischen Reich weder gegen die Türken noch gegen Andere etwas Gutes vollbracht werden. Das Reichsregiment selbst nebst dem Kammergericht werde durch solche Milde und gütliche Handlung verwüstet und brach gelegt werden, nachdem man wisse, wie viele Mandate bereits vergeblich in dieser Sache ergangen seien. Nicht allein Franciscus, sondern auch Andere würden in ihrem Ungehorsam gesteift, und dadurch aus der ganzen Reichsordnung, dem Kammergericht und dem Regiment selbst ein bloßes Gespötte werden." Das waren, mit wenigen Zusätzen, dieselben Gründe, welche die Reichstags-Commissare für ihre Ansicht geltend machten; jedoch ließen die Fürsten sich in ihrer Auffassung der Sachlage durch keine Widerrede umstimmen, sondern bestanden auf ihrem Vorhaben.

„Anno 1523 ist Franz von Sickingen" — erzählt ein Chronist über den Ausgang der Sache — „um deswillen, daß er landfriedbrüchig geworden war, auf seinem Schlosse Landstuhl von dem Bischof von Trier, vom Pfalzgrafen und von dem Landgrafen von Hessen belagert worden."

Es war im Monat Mai. Zwischen den dicken Mauern der Landstuhler „Herberge der Gerechtigkeit", deren Ruinen noch heutigen Tages zu Häupten der Stadt Landstuhl zu sehen sind, saß einsam in einem düstern, aber mit verschwenderischer Pracht ausgestatteten Gemache der Schloßherr. Seine finstern Mienen deuteten auf nichts Gutes. „Es sind Alle Verräther oder Feiglinge," murmelte er. „Beim Rathen führen sie das große Wort, beim Thaten verkriechen sie sich in ihre Mauselöcher. Hätt' ich einen Haufen solcher frommen Schwärmer, wie dieser Kraneburg einer ist, man sollte mich wahrhaftig nicht in meinem eigenen Hause einschließen: längst krönte das Diadem meine Stirn!" Er stand auf und trat an einen großen Schrein von Eichenholz mit meisterhaften Schnitzereien von außen und hundert Kasten und Kästlein von innen. Manches Kleinod bargen diese Behälter: Kelche und kostbare Kreuze, Meßkännchen und Ringe, — alles zusammt dem Schrein aus Kirchen, Klöstern und Ritterburgen geraubt, oder von aufgehobenen Kaufleuten und Krämern erpreßt. Die Krone all' dieser Schätze war ein rothsammtenes Barett, um welches sich ein mit Edelsteinen vom reinsten Wasser und in den verschiedensten Farben geschmückter, schwerer goldener Reif zog. Funkelnden Auges und mit zitternder Hand betrachtete Sickingen das Diadem, welches nach Niederwerfung der Fürsten, bei der Kaiserfahrt gen Aachen sein Haupt krönen sollte. „Ja, diese Pracht ist werth, daß man den letzten Tropfen Blutes für sie verspritzt," flüsterte er, nachdem er das kostbare Stück lange Zeit betrachtet hatte; „und wäre die Stunde meiner Krönung zugleich meine Todesstunde, es wäre hinreichender Lohn für alle Mühsal, Noth und Ge-

wissenspein... Gewissen? — Thorheit! Was berechtigt diesen Spanier vor mir zum deutschen Kaiser? Das Volk läßt sich auf die Dauer von Jedermann treten, wenn es sich nur erst an den betreffenden Tritt gewöhnt hat. Sitz' ich erst auf dem Krönungszelter, so bangt mir vor dem Uebrigen nicht. Eisen und Blut werden nöthigenfalls Trabantendienste bei mir erhalten... Den Wittenberger Doctor kann ich einstweilen noch nicht entbehren. Schickt er mir aber, wenn ich erst fest im Sattel sitze, solch' aufrührerische Schriften in die Welt, wie diese »Von christlicher Freiheit«, welche die Bauern aus Rand und Band bringt, — ich werde wahrhaftig weniger Federlesens machen, als das altväterliche Nürnberger Weiberregiment!"

Ein leises Pochen an die verriegelte Thür traf den Ritter wie ein Blitzstrahl. Das Diadem entfiel seinen Händen. Aber hastig raffte er das reichsverrätherische Geschmeide vom Boden auf und steckte es in den Schrein, den er dann nicht minder eilig wieder verriegelte. „Wer ist davor?" rief er darauf, an die Thür tretend.

Martin Bucer's Stimme gab die Antwort, welche jedoch durch einen Fluch Sickingen's übertönt wurde.

„Was gibt's denn nun wieder?" fragte Sickingen den eintretenden Prediger der Stadt Landstuhl.

„Herr, die Noth ist groß," lamentirte Bucer. „Frau Elisabeth, mein Ehegespons — — "

„Ei was!" fiel Sickingen unwillig ein, „immer und immer dasselbe! Warum habt Ihr diese Palast-Nonne geheirathet?"

Bucer fühlte sich tief verletzt durch diese bittere Anspielung auf seine Gattin, eine geborene Pallaß und vor-

dem Ronne, und der sonst so feine, glattzüngige Mann vergaß sich dieses Mal so weit, zu antworten: „Mit Hiob 16, 4. entgegne ich Euch: »Ich könnte auch wohl reden wie Ihr, ich könnte auch mit Worten an Euch setzen und mein Haupt über Euch schütteln« — —"

„Schüttelt, was Ihr wollt, Pfaff!" rief Sickingen. „Was habe ich denn von Euch? Dann fehlt dies, dann jenes; man wird Euerer Plackereien nimmer ledig. Ihr fordert nur und fordert und fordert nochmals, als ob unsere Beutel nicht zu erschöpfen wären!"

„Wehe, daß Ihr vom Uebel zum Bösen fortschreitet," eiferte der Prädicant. „Nicht achtet Ihr der Propheten des Herrn, deren, wie Regum am Ersten geschrieben steht, ihrer hundert waren in einer Höhle versteckt, wo sie gespeiset wurden mit dem Wort der Gnade des Herrn, ihres Gottes ..."

„Sättigt Ihr Euch davon! Ist das Euer Dank?"

„»Du sprichst, ich bin reich, und hast gar satt, und weißt nicht, daß du bist elend und jämmerlich,«" schrie der Reformator, die Hand ausstreckend. „»Wohlan denn, ihr Reichen,« heißt es Matthäus Caput 4, Vers 1, »weinet und heulet über Euer Elend!«"

„Bucer," versetzte Sickingen dumpf, und scharf jede Silbe betonend, „Euer Kopf sitzt annoch auf Euerm Rumpfe, — reizt mich nicht weiter, kein Wort mehr! Ich bürge sonst für nichts." Und er schob den Prädicanten, der ihm einen giftigen Blick zuwarf, vor die Thür. „Unverschämtes Bettelpack!" murmelte er für sich, als er wieder allein war.

Lange blieb er nicht allein. Kaum hatte er die Hand vom Thürriegel, so meldete sich draußen schon ein neuer

Besuch, und ganz erheitert öffnete Sickingen, als er Kraneburg's Stimme erkannte.

Hugo sah nicht so vergnügt aus. „Den Hutten," sagte er, nachdem er kurz den Tagesgruß geboten, „den Hutten jagt zur Stunde aus Euerm Schlosse! Kennt Ihr diese Schrift?" Er hielt Sickingen ein lateinisches Libell hin, welches er in der Hand trug.

„Ich verstehe mich nicht auf's Latein," antwortete Sickingen überrascht.

„Jener Mensch entehrt Euch und unsere ganze Sache," erklärte Hugo. „Er ist ein Unflath, weiter nichts. In diesem Büchlein beschreibt er haarklein, wie er von einer schimpflichen Seuche befallen worden, und welchen Verlauf dieselbe bei ihm genommen. Ich mag mit solchen Menschen keine Gemeinschaft haben, Sickingen. Entscheidet Euch also: entweder Hutten geht, oder ich gehe!" Mit diesen Worten zerriß er die Schrift und schleuderte sie zum Fenster hinaus.

„Zu entscheiden ist da nichts," antwortete Sickingen. „Ich habe dem Hutten die Freundschaft schon lange gekündigt. Jetzt will ich sofort Befehl geben, daß er Landstuhl verlassen soll!"

Geschützdonner unterbrach ihn. Im selben Augenblick kam ein Wachtposten in das Gemach gestürzt. „Herr," meldete dieser, „die Belagerer haben so eben neues Geschütz erhalten und eröffnen damit das Feuer. Hört nur!"

Donner folgte auf Donner. Sickingen und Kraneburg eilten hinaus, zunächst auf den Wachtthurm, um die Stellung der Feinde zu überschauen. Die hatten sich gutes Caliber angeschafft! Stück auf Stück stürzten die stolzen Zinnen des Landstuhles von ihrem Wolkensitze,

Erker und Thürmchen folgten ihnen nach in die jähe Tiefe. Die Belagerer schienen, ihrer Sache sicher, mit den Burginsassen erst ein muthwilliges Spiel treiben zu wollen, bevor sie ihre verderbenspeienden Feuerschlünde zur furchtbar ernsten Vernichtungsarbeit richteten.

Sickingen starrte mit entsetzten Blicken zu den giftigen Riesen-Feldschlangen hinüber. „Vorläufig ist nichts zu machen," wandte er sich nach einer Weile an Hugo. „Wir müssen die Burg ruhig in Trümmer schießen lassen und den Feind im Handgemenge über den Ruinen bewältigen. Es wird ein blutiger Tag werden. Kommt, Kraneburg! Hier oben ist's nicht mehr geheuer; fühlt Ihr, wie diese festen Mauern zittern? — — Laßt uns die nöthigen Vorkehrungen für später treffen!"

Sie stiegen in den Burghof hinunter.

„Wo bleibt denn der Entsatz von unsern Freunden?" fragte Hugo unterwegs.

„Entsatz!" lachte Sickingen bitter auf. „Schöne Freunde das! Den ersten aus ihnen, welchen ich treffe, peitsch' ich durch wie einen Gassenhund. Dem Kurfürsten von Mainz habe ich nimmer recht getraut; daß er ausbleibt, wundert mich nicht. Aber da sind so manche Andere, — sie ekeln mich an, erlaßt mir die Herzählung der Namen! — erst trieben und tobten sie und stachelten wie bissige Rüden, und jetzt bleiben sie zu Haus. Feige Memmen sind's: Rosen wollen sie pflücken, aber keine Dornen anfassen. Eigennutz ist der Lehm, aus welchem sie geformt sind."

Hugo schwieg eine Weile. Was Sickingen da sagte, darob war ihm schon mehr als ein Mal die Galle übergelaufen. „Mißlingt's uns heute," murmelte er, als sie

in den Burghof hinaustraten, „so versuchen wir's morgen mit kräftigerm Volk, dem mehr an seiner Freiheit liegt. Sickingen, nicht verzagt! Die Bauern regen sich im Reich schon aller Orten!“

Sickingen wollte Hugo zustimmend antworten. Da erdröhnte ihnen zu Häupten ein schmetterndes Gekrach; die Ritter waren von dichten Staubwolken eingehüllt und im selben Augenblick sank Franz von Sickingen lautlos zu Boden; ein herabstürzender Balken hatte ihn getroffen.

Unwillkürlich gedachte Hugo der bildlichen Worte, welche Ramberg früher auf der Kraneburg zu ihm gesprochen hatte: „Der Balken, den ihr losreißt, macht die Burg nicht wanken; euch aber erschlägt er in seinem Falle!“ Lange Zeit zum Nachdenken hatte er indessen nicht, da aus dem zerschossenen Thurm Massen von Gestein nachstürzten. Mit starken Armen hob der westfälische Ritter den schwer verwundeten Sickingen vom Boden auf und trug ihn in die Burg, wo er ihn auf ein Ruhebett legen ließ.

„Ich steh' am Ende meiner Tage,“ ächzte Sickingen, als die Besinnung ihm wiedergekehrt war. „Kraneburg, seid Ihr da? In der Welt habe ich mit Niemanden von Allen, die mir jetzt nahe sind, mehr abzurechnen, als mit Euch. Kraneburg, Ihr seid mein Freund, der einzige aufrichtige Freund unter meinen Waffengefährten. Und auch Euere Freundschaft habe ich nicht verdient, gerade sie habe ich am allerwenigsten verdient, weil sie rein, uneigennützig, über allen Staub des Erdenlebens erhaben war. Alle Andern, die sich meine Waffenfreunde nannten — o, ich kenne sie bis auf den Letzten! —, es waren eigennützige Gesellen. Und ich habe mich über sie

dieserhalb nicht zu beklagen; denn ich krankte mit ihnen an derselben Fehle. Sie wollten mich, ich wollte sie für meine Zwecke benutzen, weiter nichts."

Er hielt inne und holte tiefaus Athem; das Reden fiel ihm schwer, man sah es an seiner wogenden Brust, hörte es aus jedem Ton.

Er begann wieder nach einer Pause: „— Herr von Kraneburg, ich habe Euch auf das schmählichste mißbraucht. Meine wahren Absichten habe ich Euch verborgen, — Ihr müßt mich verfluchen. Hört denn! Nichts Geringeres war mein Streben, als Kaiser Karl V. vom Throne zu stürzen und mich an dessen Stelle zu setzen. Der Mönch von Wittenberg kam mir wie gerufen für meine Plane; er warf den Zunder des religiösen Zwiespalts in das Heilige Römische Reich, und nur mit diesem Hebel ließ sich das feste Gebäude aus den Fugen heben. So lange Deutschland einig ist in seinem Glauben und in seiner Kirche, so lange wird keine Macht der Welt oder der Hölle das christliche Kaiserthum deutscher Nation stürzen. Ich suchte deshalb den Augustiner und seinen Anhang für mich auszubeuten, was mir, wie die Welt weiß, trefflich gelang. Ihr, Kraneburg, glaubtet für Recht und Freiheit zu kämpfen und fochtet für einen Reichsverräther. Vergeben könnt Ihr mir nicht, ich fühl's zu gut, und — ich — will — — auch — — keine Vergebung." Mit brechenden Augen sank er auf das Lager zurück.

Hugo schwieg. Draußen donnerten die Geschütze, drinnen krachte das Gebälk, rasselte Gestein aus den berstenden Mauern, tobten die Sickingen'schen Knechte durch Halle und Gemach.

Bucer trat ein.

Hugo stand auf. „Euch genade Gott!“ sagte er düster zu Sickingen. Dann ging er hinaus.

Den lästigen Prädicanten ließ Sickingen durch seine Reisigen von seinem Lager entfernen.

Landstuhl war nicht mehr zu halten; die Sickingen'schen Hauptleute erklärten sich zur Uebergabe bereit. „Sind die drei Fürsten Richard von Trier, Pfalzgraf Ludwig und Landgraf Philipp von Hessen, nach Ergebung des Schlosses zu dem Franz gekommen. Er weigerte sich, denselben Reverenz zu beweisen; und als der Pfalzgraf, sein Lehnsherr, ihn gefragt, was ihn bewogen hätte zu solchem Aufruhr, hat er demselben keinen Bescheid wollen geben, und er ist damit gestorben.“ So der Chronist.

Bucer, dieser gelehrteste und verschlagenste unter den Reformatoren, trat jetzt in die Dienste des Landgrafen Philipp von Hessen, als dessen „geistlicher und weltlicher Diplomat“. Es kann auffallend erscheinen, daß der eiferig Lutherische Hessen-Fürst dem strengkatholischen Kurfürsten von Trier gegen den äußerlich ebenfalls Lutherisch gesinnten Franz von Sickingen so kräftigen Beistand leistete. Doch erklärt dieser scheinbare Widerspruch sich leicht, wenn man beachtet, daß Philipp überall als der eifrigste Vertheidiger der Fürstenmacht gegen Adel und Volk, später auch als deren Vorkämpfer gegen Kaiser und Reich sich zeigt. In Verfolgung des reichsfürstlichen und seines persönlichen Interesse's hat der Landgraf in ganz Norddeutschland, wie kein zweiter seiner Zeit, Propaganda gemacht für die „Reformation“.

VIII.

Hilchen von Auffeß.

An jenem Abende, wo der Prädicant Klopreis mit seiner Beute in das Ruhrthal einritt, lag sein Gönner Hunibald von Cleverström hoch oben auf dem Wartthurm seines Raubnestes und lugte nach rechts und links in das Land hinaus, ob es nicht was zu fahen gebe. „Aha!“ schmunzelte er, als der Klopreis'sche Zug ihm zu Gesichte kam. „Flink, alter Hunnenbold! 's gibt was zu reiten. Ein fettes Stück: zwanzig Mann, zwei Frauenzimmer, wie's scheint. Topp, das ist der Mühe werth! hopp, hopp, fauler Schlingel, tummle dich!“ Mit dieser Selbstaufmunterung verließ er seinen Späherplatz und humpelte eilig die enge Wendeltreppe hinab.

„Holla, Burschen! wollt ihr wohl?! Ein leckerer Bissen! Bekommt eine Kanne extra. Tummelt euch!“ Diese Aufmunterung galt den Reisigen unten in der Halle.

„Willst du wohl die Augen aufreißen und hurtig das Thor öffnen?“ Als der Thorwart sich mit einer Verbeugung für diesen Abendgruß höflichst bedankt hatte, schwang Hunibald sich auf das fertig dastehende Roß und ritt in den engen, düstern Felsenpfad, welcher von seinem Geiernest in's Freie führte. Fünfundzwanzig Reisige folgten ihm.

Kaum eine halbe Stunde dauerte es, bis die Sonne am westlichen Horizont untergegangen war, und schon woben die Kobolde der nächtlichen Finsterniß ihre immer dichter und undurchdringlicher werdenden Schleier über die Erde, als Hunibald aus seinem unterirdischen Dachsgange wieder in's Freie kam. Es folgte nun noch ein Ritt

durch die Waldung, bevor das offene Ruhrthal erreicht war. Dort sahen die Hunibald'schen sich in einer Entfernung von kaum zwanzig Schritten dem Klopreis'schen Zuge gegenüber. „Hipp, hipp, drauf in die Runde!" commandirte Hunibald.

Seine Reisigen, welche die Bedeutung dieses Wortes aus Erfahrung kannten, bildeten einen Halbkreis, der den ganzen Weg bespannte, und rückten so gegen die zur Beute Erkorenen vorwärts. Klopreis vermuthete sofort das Mißverständniß und ritt aus seinem Trupp heraus, geradesweges auf Hunibald zu. Nun aber sprengten auch zwei von Hunibald's Reisigen, die ihren Herrn in Gefahr sahen, ohne Verzug gegen Klopreis und hieben in gewohnter Weise mit blinder Wuth auf den Prädicanten ein, ohne dessen Betheuerungen Gehör zu schenken. Klopreis stürzte nach kurzer erfolgloser Gegenwehr verwundet und bewußtlos vom Pferde. Mittlerweile hatte der tolle Kampf im Finstern auch unter den beiderseitigen reisigen Knechten begonnen. Eine Heidenverwirrung entstand, die ihren Gipfelpunkt und zugleich ihr Ende erreichte, als Hunibald, mitten unter die Klopreis'schen gerathen, sein „Hipp, hipp, drauf!" commandirte, an welchem die reisigen Begleiter des Prädicanten, die ja auch, wie früher erzählt wurde, Hunibald's Leute waren, ihren Herrn erkannten.

„Hm?" rief frageweise der sonderbare Mann. „Hm, hm! hepp, hipp, hopp, Satansflegel," fügte er bei, nachdem er sich in dem Wirrwarr zurechtgefunden hatte; „warum habt ihr euch denn nicht gleich anfangs gemeldet? Das sollen mir hübsche Geschichten geben! Wo ist der Klopreis? . . ."

„Den Herrn Ritter von Bergen meint Ihr?"

„Ja, richtig,“ fiel Hunibald ein; „so und nicht anders sollt ihr ihn nennen!“

„Den Herrn Ritter von Bergen haben zwei aus Euerm Gefolge zusammengehauen, als er vorausritt.“

„Was? Zusammengehauen? Hm, hm! warum hat er sich nicht zu erkennen gegeben? Saubere Geschichten! Marsch, sucht ihn auf! — Wo sind die Weibsleut' und das Andere, was ihr bei euch hattet?“ fragte er einen andern Knecht.

Die Frage machte rasch die Runde unter den Reisigen; — — aber es erfolgte keine Antwort darauf. Niemand wagte dem Ritter zu sagen, daß man vergebens nach der vorhin gemachten Beute sich umsehe: Hugo's Mutter und Gattin sowie Ramberg's Reisige waren verschwunden.

Just zur rechten Zeit brachte man den blutenden Klopreis, der bis dahin hülflos am Boden gelegen hatte, dem Hunibald vor die Augen, als dieser eben erfuhr, was mit den „Weibsleut' und dem Andern“ vor sich gegangen sei. „Ei, du erzdummer, fischstummer — der Teufel Oberster fass' dich beim Fell! .... hm, hm, Herr von Bergen, das sind hübsche Geschichten. Laßt Euch von Euern eigenen Freunden stillschweigend niederhauen und die gemachte Beute entwischen. Hübsche, saubere Geschichten, hm, hm!“

„Wie!“ rief Klopreis, „die Weiber sind entwischt?“

„Ohne Duft durch die Luft, hm, hm, Herr von Bergen! Ihr seid mir der richtige »Reiter«! Hätt' ich wie Ihr es gemacht, nimmer hätt' ich's so weit gebracht.“

Mit Wiedergabe der Flüche, wodurch Klopreis jetzt seinem Unwillen gegen die Reisigen Luft machte, wollen

wir den Leser verschonen und statt dessen lieber den Flüchtlingen folgen.

Alle Ermüdung der beiden Edelfrauen, so groß sie war, wich im Augenblick, als der zwischen den Klopreis'schen und Cleverström'schen Reisigen entbrennende Kampf wider alles Verhoffen die Aussicht auf Rettung eröffnete. Hugo's Mutter, diese thatkräftige Frau, ergriff den Gedanken sogleich mit der ganzen Energie ihres fast männlichen Charakters, und Frau Wilhelmine, welche bis dahin das Bild einer Todtkranken geboten hatte, athmete wie neubelebt auf bei dem Gedanken an die goldene Freiheit. Der Eine von Ramberg's gefangenen Reisigen war der Erste, welcher die Flucht wagte; er entkam unbemerkt. Inzwischen war der Kampf allgemein geworden, und nun wagten auch die Frauen den entscheidenden Schritt. Sie ritten in raschem Trabe rückwärts, bis sie einen Seitenpfad erreichten, welcher der Frau Emmelina schon auf dem Herwege in's Auge gefallen war. Der zweite gefangene Reisige Ramberg's folgte den Edelfrauen flinken Fußes nach, und, einmal ihren Feinden aus dem Gesichte, ging es spornstreichs auf dem bezeichneten Seitenpfade von dannen.

Die Frauen ritten die ganze Nacht durch: wer denkt an Ermattung, wenn ihm, dem aus Feindes Haft Entronnenen, die Freiheit winkt? Der Wald schien sich endlos zu dehnen; Uhus, Eulen und andere unheimliche Nachtvögel waren die Begleiter der Flüchtlinge — aber dies schreckte sie nicht: die menschenöde Wildniß ist in solchen Augenblicken des Menschen Freundin. Als der Tag zu dämmern begann, erlaubte der Ramberg'sche Reisige sich

den Vorschlag, auf einige Augenblicke Rast zu machen, dieweil ihm die Beine den Dienst versagten. „Nein, nein, um Gottes willen nicht!“ rief Frau Emmelina; „fort und immer weiter fort von diesen Raubwölfen!“ Sie ließ sich herab, den reisigen Mann, einen Dienenden, zu sich auf den Zelter zu nehmen.

Mit Sonnenaufgang erreichten die Reisenden das Ende des Waldes. Ein lachendes Gelände breitete sich jetzt vor ihnen aus; die Saatfelder, welche auf ihm wogten, die Wiesen, in welche die Hügel sanft abfielen, entfalteten all' den Schmuck und Duft des neu erwachten Frühlings: der Leser erinnert sich, daß wir in den Lenz des Jahres 1522 zurückgegriffen haben. Zwischen Gebüsch halb versteckt lag drüben malerisch ein einzelnes Bauerngehöfte. Abgestumpfte Weiden, Pappeln oder Eichen, welche die Wiesen umkränzten, streckten ihre saftigen neuen Sprößlinge frisch in die Luft, dem wolkenlos blauen Himmel entgegen. Die Lerchen trillerten empor, im Wettstreit den Weltenmeister lobend, der sie geschaffen, und der jetzt eben sein herrlichstes Gebilde im Weltenraum, das Abbild seiner Majestät und seines Glanzes, — das Tagesgestirn heraufführte an seiner leuchtenden Bahn, daß es dem Sterblichen Licht zum Wirken und Schaffen spende, den Siechen unter ihnen neue Kräfte gebe wie den Blumen des Feldes, den Sterbenden die letzte Pein erleichtere. Tausende von Silberkügelchen lagen im Grase und strahlten das Bild des goldigen Gestirnes wieder, und alle diese Bilder verwoben sich zu einem schimmernden Schleier, der über Wiese und Feld sich breitete.

Die Edelfrauen hielten am Waldessaume einen Augenblick an und überschauten, die frische Morgenluft einathmend,

das Land. Leichte Rauchwölkchen, welche über einem nicht sehr fern liegenden Gehöfte sich emporkräuselten, zogen die Aufmerksamkeit der Flüchtlinge an, die ja nicht wußten, in welcher Weltgegend sie sich augenblicklich befanden. Frau Emmelina hatte auf dem Wege nach jenem Gehöfte einen guten Einfall. Sie wollte nämlich den Bauer zu bewegen suchen, daß er ihre Kleider gegen abgetragene aus seinem Besitzthum umtausche. Als Bäuerinnen verkleidet, meinte sie, würden sie die Heimreise ungefährdeter fortsetzen können. Nach kurzem Ritt langte man bei dem Gehöfte an, stieg ab und trat in die elende Lehmhütte. Frau Emmelina wünschte der Bäuerin einen guten Morgen und erkundigte sich sodann ohne weitere Umschweife, in welcher Gegend sie sich hier befänden; sie hätten sich verirrt und wüßten nicht, wohin sie gekommen seien.

„Ihr seid in der Freigrafschaft der ehrenreichen Stadt Soest,“ antwortete die Bäuerin, nachdem sie die Reisenden vorher mit ihren Blicken gründlich von oben bis unten gemustert hatte. „In drei Viertelstunden könnt Ihr die Stadt erreichen.“

„Wollt Ihr gestatten, gute Frau,“ frug Hugo's Mutter weiter, „daß wir uns ein wenig hier ausruhen? Wir sind bereits über drei Tage auf der Reise und während all dieser Zeit so zu sagen noch nicht vom Pferde gekommen, da wir auch Nächtens ritten.“

„Dann kommt Ihr wohl recht weit her, gnädige Frau?“ sagte der Bauer, seine Zipfelmütze lüftend.

„Wir sind aus der Grafschaft Arnsberg,“ antwortete die alte Edeldame, sich auf dem roh gearbeiteten Schilfstuhl niederlassend, den die Bäuerin ihr hinsetzte.

„Und Ihr hattet so eilige Botschaft, daß Ihr die Nacht hindurch reiten mußtet? Gewiß ein Unglück," forschte der neugierige Bauer weiter.

„Ein Unglück allerdings," antwortete Frau Emmelina. „Wir waren einem Raubjunker in die Hände gefallen, sind demselben aber glücklich entflohen, und da könnt ihr denken, daß wir Eil' hatten."

„Nun hör' doch 'mal Einer an! Jesus und die Kinder!" rief die Bäuerin, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend. „Gnädige Frau," fügte sie hinzu; „da habt Ihr gewiß auch während all der Zeit nichts getrunken noch gegessen. Wollt Ihr mit unserm geringen Vorrath fürlieb nehmen, so ist er Euch gern gegönnt."

„Gott möge Euere Menschenfreundlichkeit lohnen, beste Frau," versetzte Hugo's Mutter gerührt, während der Reisige sich bereits bei dem Gedanken an den winkenden Imbiß mit dem Aermel die Lippenwinkel auswischte.

Da sie nun einmal auf so gutem Wege waren, so glaubte Frau Emmelina auch gleich ihren Umkleidungsplan vorbringen zu können. Daß man in der Verkleidung mit viel geringerer Fährlichkeit reisen werde, sahen der Bauer und seine Hausehre sogleich ein; es wollte den schlichten Leuten aber gar nicht recht in den Kopf, wie man „so kostbare und vornehme" Kleider gegen abgetragenes Bauernzeug ohne alle weitere Entschädigung umtauschen möge. Sie glaubten, die Edeldamen zu übervortheilen, wenn sie deren Noth zu ihrem Nutzen ausbeuteten. Da half alles Zureden nichts; nur unter einer zweifachen Bedingung erklärten die Bauersleute sich bereit, auf den Vorschlag

einzugehen: erstens sollten die Edeldamen die besten Kleider nehmen, welche im Hause seien, und zweitens sollten sie diese bloß leihweise erhalten, um sie später gegen ihre eigenen wieder auszuwechseln.

So wurde die Sache denn auch erledigt, und dann nahmen die Edelfrauen, der Reisige an ihrer Seite, mit hölzernen Löffeln aus hölzernen Schüsseln ihr Morgenbrod. Als es darauf an's Umkleiden gehen sollte, meinte die Bäuerin, ein kurzes Schläfchen könne den Edelfrauen gewiß nicht schaden; so lange sie in diesem Hause seien, hätten sie ja doch nichts zu fürchten, weil Niemand sie hier suchen werde. Auch die Pferde könnten sich dann etwas länger ausruhen. Daß die Flüchtlinge auf dies willkommene Anerbieten gern eingingen, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Man würde aber sehr irren, wollte man glauben, daß die Gäste nach beendigtem Schlafe und nach geschehener Umkleidung ohne weiteres von dem Gehöfte wären entlassen worden. Erst nachdem nochmals aufgetischt und gegessen war, durften die Edelfrauen wieder ihre Zelter besteigen. Erquickt und gestärkt ritten sie, von den besten Glückwünschen der Bauersleute begleitet, in den herrlichen Lenztag hinaus, der jetzt in voller Schöne über dem Lande blaute.

Die Reisenden schlugen die Richtung gen Arnsberg ein. Nachmittags kurz vor drei Uhr, „wo die Sonne" — laut einer alten Vehmformel — „am höchsten steht", wurden sie ganz unerwartet Augenzeugen eines seltenen Schauspiels.

Um eine kleine Anhöhe stand eine Menge Volkes. Oben war ein freier Platz; eine leichte Umzäunung friedigte denselben ein. In seiner Mitte befand sich ein steinerner Tisch, mit einem Tuche bedeckt. Darauf lagen

ein Schwert, das mit seinem Griffe eine Kreuzesform bildete, und ein aus Weiden geflochtener Strick. Die vordere Längenseite des Tisches war frei; an der hintern saß ein ehrwürdiger Mann, offenbar der Vorsitzende der ernsten Versammlung. Ihm zur Seite, an den beiden Breitseiten des Tisches erblickte man sieben andere Männer mit entblößtem Haupt. Die Tracht derselben war einfach und düster, sie trugen keine Wehr noch Waffen. Schweigend saßen sie da, und ein düsteres Schweigen lag auch über der Versammlung.

In dem Augenblicke, als die Edelfrauen in fast unmittelbarer Nähe des Hügels anlangten — dichtes Gebüsch entzog sie den Augen der Menge — knieete an der offenen Seite des Tisches ein ritterbürtiger Mann und rief, die Hand auf das vor ihm senkrecht in der Erde stehende Schwert gelegt, mit lauter Stimme: „.... daß mir Gott helfe und alle seine Heiligen!“ Sodann erhob er sich, gürtete sein Schwert wieder um und trat in die Zuschauermenge zurück. Nunmehr richtete der ernste Mann an der andern Längenseite des Tisches von seinem Stuhle sich auf und sprach, während lautlose Stille die ganze Versammlung beherrschte, mit feierlich gehobener Stimme folgende Schauersentenz: „Da nun vor mir verklagt, verfolgt und verwunnen ist der Ritter Hugo Ewald Augustin von Kraneburg, den ich um seiner Missethat und Bosheit willen, dieweil er vom wahren Christenthum ist abgefallen und zu ketzerischem Irrthum ist übergetreten, — habe heischen und laden lassen, als Recht ist der heiligen Acht, und er in der Bosheit so verhärtet ist, daß er nicht Ehre und Recht pflegen will und das höchste Gericht des Reiches verschmähet, so vervehme und verführe ich ihn hier von Königlicher Macht und Gewalt wegen, als Recht ist und

Königsbann gebietet und ausweiset; und ich nehme ihn aus dem Frieden, den Rechten und der Freiheit, die Papst und Kaiser gesetzt und bestätigt und ferner alle Fürsten und Herren, Ritter und Knappen, Schöffen und Freie beschworen haben in dem Lande zu Sachsen; und ich setze ihn aus allen Freiheiten und Rechten in Königsbann und Wette, in den höchsten Unfrieden; und ich weise ihn fort von den vier Elementen, die Gott den Menschen zum Trost gegeben und gemacht hat; und ich mache ihn forthin echtlos, rechtlos, friedlos, ehrlos, sicherlos, mißthätig, vehmpflichtig, leiblos, also daß man mit ihm thun und verfahren mag, als man mit einem andern vervehmten, verführten und verweiseten Manne thut. Und er soll forthin keines Gerichts noch Rechts genießen noch gebrauchen. Und er soll keine Freiheit noch Geleit ferner haben noch gebrauchen, in keinen Schlössern noch Städten, außer an geweihten Orten. Und ich vermaledeie hier sein Fleisch und sein Blut, auf daß es nimmer zur Erde bestattet werde, der Wind ihn verwehe, die Krähen, Raben und Thiere in der Luft ihn verführen und verzehren. Und ich weise seine Lehen und sein Gut ledig dem Herrn, sein Weib zur Wittwe, seine Kinder zu Waisen, seinen Hals dem Stricke, seinen Leichnam den Thieren; seine Seele aber befehle ich Gott im Himmel, wenn er sie zu sich nehmen will!"

Nach diesen Worten nahm der Freigraf — wir haben eine Vehmverhandlung vor uns — den Weidenstrick und warf ihn weit weg aus den Schranken des Gerichts. Die Schöffen rings umher spieen aus, als würde in diesem Augenblicke das Todesurtheil vollzogen. Nochmals ergriff hierauf der Freigraf das Wort und gebot allen Anwesenden,

allen Fürsten, Herren und Rittern, allen Freigrafen und allen echten freien Schöffen, „bei der Treue und den Eiden, die sie dem heiligen Reiche und der heimlichen Acht gehuldet und gethan haben," für die Vollstreckung des Bluturtheils Sorge zu tragen. Der Kläger, jener Ritter, welcher vorhin vor dem Tische gekniet hatte, empfing darauf eine von dem Freigrafen untersiegelte Ausfertigung des Urtheils. Damit war das Vehmgericht zu Ende.

Man denke sich die Ueberraschung und das Entsetzen der Frau Emmelina und Wilhelminens, als sie den Namen „Hugo Ewald Augustin von Kraneburg" unter solchen Umständen aus dem Munde des Vehm-Freigrafen hörten! Wilhelmine erblaßte und zitterte am ganzen Körper; Frau Emmelina dagegen richtete sich stolz empor auf ihrem Zelter, und ihre Züge nahmen all' den Trotz und die verachtende Härte wieder an, welche die Noth des Augenblicks für kurze Zeit daraus verscheucht hatte; bei alledem aber konnte auch sie ein Zittern nicht verbergen. So schimpflich sollte also dies ruhmreiche Geschlecht enden! Der letzte Kraneburg sollte nicht zur Erde bestattet werden, der Wind sollte ihn verwehen, die Krähen, Raben und Thiere in der Luft ihn verzehren! Seine Seele aber? — — — Fort, fort vom freien Felde in den düstersten Wald, damit die Menschen sie nicht sehen, sie, die Mutter des verurtheilten Missethäters, des vom Väterglauben und von der Vätersitte abgefallenen, sein Geschlecht entehrenden letzten Kraneburg! .... Kein Wort sprach sie mehr auf der ganzen Reise; vom Sattelknopf ihres Zelters wandte sie den Blick nicht ab, bis sie, kurz vor Mitternacht auf Schloß Ramberg anlangten. Dort war inzwischen auch der andere, glücklich entronnene

Reisige wieder eingetroffen. Herr von Ramberg aber hatte bereits seine Reise gen Landau angetreten, deren weitern Verlauf wir dem Leser erzählt haben.

Unweit der Malstätte des Vehmgerichts, an einer einsamen, grasigen Stelle des nahe gelegenen Waldes weidete ein Gaul, dessen Reiter, in welchem wir den Strauchdieb Hilchen von Aufseß wieder erkennen, sich in's Gras hingestreckt hatte und dort auf Jemand zu warten schien. Kurz nach Beendigung der Vehme kam der Erwartete herangeritten; es war derselbe ritterbürtige Schöffe, den wir vor der Vehme als Ankläger Hugo's von Kraneburg auftreten und schwören sahen. Sobald er des gartenden Junkers ansichtig wurde, zog er das vom Freigrafen ihm eingehändigte Bluturtheil wider Kraneburg aus seinem Wamms hervor und schwang es triumphirend in der Luft. „Hurrah, Hilchen! jetzt sind wir gemachte Leute!“ rief er. Hilchen von Aufseß bekundete durch ein schadenfrohes Grinsen, was in seinem Innern vorging. „Zeig' her, Wendelin, zeig' her!“ schmunzelte er, dem Ritter die Hand entgegenstreckend.

Ritter Wendelin überreichte ihm die Urkunde mit den Worten: „Da ist sie; laß uns aber nicht lange verziehen, sonst kommt der Graf uns zuvor, und dann haben wir nichts für das feine Stück Arbeit. Die Kraneburg ist ein fetter Bissen.“

„Hast Recht, Alter, hast Recht und sollst auch Recht behalten,“ erwiderte Hilchen von Aufseß, dem Andern die Urkunde zurückgebend; und sich die Hände reibend, tanzte er zu seinem Gaul, faßte diesen beim Zügel und: „Auf-

gesessen, aufsässiger, nirgend seßhafter Aufsesser!" commandirte er sich selbst. „Jipp, hopsa!" Vorwärts ging es.

Als die Sonne, eine verglühende, feuerige Kugel, am westlichen Horizont lag, erreichten die Junker die Kraneburg. Der Castellan, welcher während Hugo's Abwesenheit in dessen Auftrage das Schloß verwaltete, ließ die Fallbrücke erst nieder, nachdem die Ritter sich als Abgesandte des Grafen von Arnsberg, Herzogs von Westfalen und Kurfürsten von Köln, Hermann's von Wied, dem die Kraneburg als Lehen unterstand, gemeldet und ihre Botschaft als eine eilige und wichtige angekündigt hatten. In der Burg selbst angekommen, nahm Ritter Wendelin das Wort zu einer feierlichen Ansprache an den Schloßverwalter, worin er sagte: „Der Ritter Hugo Ewald Augustin von Kraneburg ist verwehmt, verführt und für vogelfrei erklärt. Sein Lehen ist verfallen. Der Lehnsherr, unser gnädigster und durchlauchtigster Herr, Graf Hermann, Kurfürst und Erzbischof von Köln am Rhein, hat uns beauftragt, alles aufzuheben, was an Geld und Gut im Schlosse Kraneburg offen oder verborgen liegt. Hier ist unsere Vollmacht von der heiligen Vehme. Wer uns hemmt oder hindert, der fürchte die gerechte Strafe der Vehme." Der Castellan war wie vom Blitze gerührt, als er die Abschrift des Bluturtheils wider seinen Herrn durchlas. Er vermochte den Junkern vor Schrecken nichts zu erwidern und lieferte, halb bewußtlos, sämmtliche Schlüssel aus. Die Junker lachten in ihr Fäustchen; sie sackten alles ein, was sie tragen konnten und was des Tragens werth war. Mit Beute reich beladen, frohen Muthes, noch besonders durch den übermäßig genossenen Wein, ver-

ließen sie das Schloß ungefähr zu derselben Zeit, da Hugo's Mutter und Gattin in das Ramberger Burgthor einritten.

Die Vehme, dieses geheime Gericht der »rothen Erde«, wurde zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts längst für eigennützige Zwecke ausgebeutet. Der Ritter Wendelin galt vor der Welt für einen unbescholtenen Mann, spielte aber hinterrücks mit dem Raubjunker Hilchen von Aufseß unter einer Decke. Der Zweck eines Jeden war, sich mit Hülfe des Andern zu bereichern. Den Plan, dessen Entwickelung wir in den vorstehenden Zeilen gegeben haben, hatte Hilchen von Aufseß ausgeheckt, um sich zugleich nebenbei an seinem Feinde Kraneburg, dessen Erbitterung gegen ihn er kannte, vollauf zu rächen. Auf sein Anstiften hatte Wendelin als ritterbürtiger Schöffe Hugo bei der Vehme verklagt. Den Ladebrief, welcher den Angeklagten nach altsächsischem Herkommen binnen drei Mal fünfzehn Tagen sich zu verantworten aufforderte, hatte Hilchen von Aufseß vom Thore der Kraneburg in aller Frühe [1]) abgerissen, so daß Hugo ihn gar nicht zu Gesichte bekam, mithin auch nicht vor dem Freistuhl erscheinen konnte. So hatte der Kläger gewonnenes Spiel.

Die westfälische Vehme ist als der letzte Ueberrest einer Gerichtsverfassung anzusehen, die einst allen deutschen Stämmen gemeinsam war. Die Vehmgerichte sind in ihrem Ursprunge nichts Anderes, als die altgermanischen,

[1]) Da das Ueberbringen eines Ladebriefes nicht ohne Gefahr war, so wurde derselbe nicht den Vorgeladenen persönlich übergeben, sondern der Regel nach in nächtlichem Dunkel an der Wohnung des Angeklagten oder irgendwo in der Nähe angeheftet; drei ausgehauene Spähne bildeten das Wahrzeichen der Vehme.

von Karl dem Großen reformirten und namentlich durch die Einführung des Schöffen-Instituts und durch strengere Unterordnung unter das Reichsoberhaupt neu organisirten freien Volks-Gerichte. Diese Karolingischen Volksgerichte fanden statt unter dem Vorsitze eines kaiserlichen Beamten, des Gaugrafen, mit öffentlichem und mündlichem Verfahren; sieben oder zwölf aus den Freien des Gaues gewählte Schöffen, gottesfürchtige und unbescholtene Männer, versahen als Vertreter der Gemeinde das Richteramt. Das Fürsten-Gericht, welches später allenthalben eingeführt wurde, fand nur in Einem deutschen Reichslande erfolgreichen Widerstand: in dem Lande der durch ihr zähes Festhalten am Alten und ihren stark ausgeprägten Rechts- und Unabhängigkeitssinn bekannten Westfalen. Dort wurde das alte Volks-Gericht in unmittelbarer Unterordnung unter den Kaiser siegreich behauptet. Man fuhr fort, in den hergebrachten Formen, an den gewohnten Malstätten die Freien zum Rechtsprechen zu versammeln. Den Vorsitz führte ein Freigraf, gleichsam der Stellvertreter des Karolingischen Gaugrafen, welcher vom Kaiser selbst den Gerichtsbann empfing. Die neuen Landesherren führten freilich auch hier ihre neuen Hofgerichte ein; jedoch erkannten sie daneben die alten Freigerichte an und traten allmälig zu denselben in eine Art von Patronatsverhältniß, das später unter dem Namen der Stuhlherrschaft erscheint. Die westfälischen Volksgerichte trugen den Charakter von kaiserlichen Landgerichten; sie hatten einen bestimmten Gerichtsbezirk, die Freigrafschaft, und übten innerhalb desselben die Gerichtsbarkeit — über die Freien — in ähnlicher Weise, wie die übrigen Territorialgerichte.

Während der ersten Hälfte des Mittelalters spielt die Vehme eine bescheidene Rolle; eine rasch steigende Bedeutung gewinnt sie aber seit dem dreizehnten Jahrhundert, wo mit dem Verfall der höchsten Gewalten in Staat und Kirche überall in den untern Schichten der Nation neues Leben sich regte, in Süd- und Westdeutschland das Bürgerthum einen kräftigen Aufschwung nimmt. Da erhalten auch die alten Volksgerichte der freien westfälischen Bauern neuen Aufschwung und neue Lebenskraft. Sie fangen an, den Charakter bloß territorialer Gerichte abzustreifen und als allgemeine Landes- und Reichsgerichte ihre Gerichtsbarkeit über die Grenzen Westfalens hinaus auszudehnen. Eine andere eben so wichtige Neuerung liegt darin, daß sie, als höchste kaiserliche Gerichte, sich bald ausschließlich der Pflege des peinlichen Rechts zuwenden und die Ahndung einer bestimmten Klasse von Verbrechen — Vergehen gegen den Christenglauben, gegen Ehre und Recht: Kirchenraub, Verrätherei, Dieberei, Mord, Meineid ꝛc. — als ihr besonderes Vorrecht, als „Vehmwroge" (Vehmrüge) ausschließlich für sich in Anspruch nehmen. Eine geordnete Rechtspflege giebt es in jener rauhen, gewaltthätigen Zeit nirgendwo.

Die Hauptsache war nun die Vollstreckung des Urtheils. Eine öffentliche Macht, die ihren Sprüchen hätte Nachdruck verschaffen können, besaßen die westfälischen Gerichte nicht. Das einzige Mittel hierzu war daher die Heimlichkeit. Neben den öffentlichen Sitzungen, zu denen jeder freie Mann Zutritt hatte, wurden heimliche eingeführt, zu denen nur Mitgliedern des Gerichts, nur Freischöffen der Zutritt gestattet war, und in denen das Urtheil heimlich gesprochen wurde. Die Freischöffen übernahmen mit dem Amte des Richtens zugleich die Vollstreckung: jeder Schöffe

hatte die Pflicht, den Spruch des heimlichen Gerichts an dem Verurtheilten, wo er nur immer dessen mächtig werden konnte, zur Geltung zu bringen. Das war ein furchtbares Mittel zur Wahrung der Auctorität, aber es findet seine Entschuldigung in der furchtbaren Zeit. Der Erfolg rechtfertigte es. Schon vor Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts drang das Ansehen der Vehme auch nach Süddeutschland vor. Bald gingen Ladungen des heimlichen Gerichts durch alle deutschen Lande und verbreiteten Furcht und Schrecken unter allen Schuldbewußten. Die Erweiterung des Wirkungskreises machte eine Vermehrung der Mitwirkenden nöthig. Doch konnte nur auf westfälischer Erde ein Vehmgericht „gehegt" werden; Nachbildungen, welche anderswo versucht wurden, sind stets und allerwärts mißglückt.

Die Malstätten — so hießen die Versammlungsplätze der Vehme — waren gewöhnlich unter einer Eiche oder Linde, an einem Hagedorn oder Hollunder, und diese Malstätten wurden nie verlegt, es sei denn durch kaiserlichen Machtspruch. Sie hießen auch „der Freistuhl". Ein hervorragendes Ansehen genossen unter den Freistühlen, deren Anzahl sich auf mehrere hundert belief, die Stühle von Dortmund und Arnsberg. Dort traten in außerordentlichen Fällen die Mitglieder des Gerichts auch wohl zu Generalcapiteln zusammen. An der Spitze der Vehmhierarchie erscheint der Herzog von Westfalen, Erzbischof von Köln, als Oberstuhlherr; er war der Stellvertreter des Kaisers.

Den nächsten Rang nach ihm nahmen die Stuhlherren ein, die Eigenthümer der Freistühle und Patronatsherren des Gerichts: geistliche und weltliche Fürsten, ritter-

liche Lehensinhaber, zuweilen auch Stadtgemeinden. Des Stuhlherrn Stellvertreter und eigentlich die wichtigste Person war der Freigraf, welcher im Gerichte den Vorsitz führte. Adelige Abkunft war zu dieser Würde nicht erforderlich: freie, eheliche Geburt und westfälische Abstammung genügten. Die gefürchtetsten Freigrafen waren oft schlichte Landleute. Den Beirath des Freigrafen und den eigentlichen Richterstand bildeten die Freischöffen. Eingeweiht in die Geheimnisse des Gerichts, führten sie vorzugsweise den Namen der „Wissenden", im Gegensatz zu den „Unwissenden" oder „Nichtwissenden". Sie erkannten sich an einer geheimen Losung. Schöffenbar (zum Schöffen fähig) war jeder frei und ehelich geborene Deutsche von unbescholtenem Ruf. Die Anzahl der Schöffen war unbeschränkt. Städte ließen Mitglieder des Stadtraths, Fürsten vertraute Rathgeber auf rother Erde „wissend" machen, um nöthigenfalls bei den Gerichten einen Fürsprecher zu haben. Es hat Zeiten gegeben, wo die Mehrzahl der deutschen Fürsten persönlich dem Bunde der Schöffen angehörte. Anno 1429 ließ sogar Kaiser Sigismund sich unter dieselben aufnehmen. Knieend, mit entblößtem Haupte legte der Aufzunehmende den Schöffeneid ab, „daß er die Vehme heimlich halten und hüten wolle vor Sonne und Mond, vor Wasser und Feuer, vor aller Creatur, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Mann nnd Weib, vor Weib und Kind, vor Sand und Wind, außer vor Dem, der ein Freischöffe sei; daß er alles, was vor die Vehme gehöre, vor den Freistuhl bringen und dies nicht unterlassen wolle um Lieb noch Leid, weder um Silber noch um Gold, noch um irgend eines Dinges willen, das Gott geschaffen habe." Die heimliche Losung war: „Strick, Stein,

Gras, Grein". Diese, bis jetzt noch nicht entzifferten Worte bildeten das eigentliche Geheimniß der Vehme; auf Verrath derselben stand Todesstrafe. Ferner gab es noch ein in seiner Bedeutung ebenfalls geheimnißvoll gebliebenes Nothwort, »wie es Kaiser Carolus Magnus der heimlichen Acht gegeben hat zu wissen«; es hieß: „Reinir dor Feweri". Das unterste Glied in der vehmrichterlichen Hierarchie bildeten die Freifrohnen oder Frohnboten, denen die niedern Dienste oblagen: Aufrechthaltung der Ordnung, Beobachtung der vorgeschriebenen Formen ꝛc. Auch sie waren in die Geheimnisse des Gerichts eingeweiht.

Die Gerichtssitzungen begannen gewöhnlich um neun Uhr Morgens und dauerten bis drei Uhr Nachmittags. Nur auf eine bestimmte Anklage konnte das Verfahren eingeleitet werden. Jeder Schöffe, aber auch nur ein solcher, konnte als Kläger auftreten; ein Nichtwissender, der klagbar wurde, mußte einen Wissenden als „Vorsprecher" wählen. Auf die Anklage folgte die Antwort des Beklagten, die Vertheidigung, entweder durch Urkunden, oder Zeugen oder — wenn der Angeklagte selbst Schöffe war — durch den Reinigungseid. Doch konnte der Kläger den Angeklagten überzeugen, ihn durch eine größere Anzahl von Zeugen und Eidhelfern überbieten; das Maximum der Eidhelfer war 21. Waren Kläger und Beklagter gehört, so rief der Freigraf einen der Schöffen zum Urtheil, der sich hierauf mit den Genossen und Umstehenden berieth. Das von ihnen „gefundene" Urtheil wurde von dem Freigrafen feierlich verkündet und hatte, wenn es von dem „Umstande" (der außer den Schranken stehenden Menge) nicht „gescholten" (angefochten) wurde, Rechtskraft. Es lautete bei erkannter

Schuld des Angeklagten immer auf Tod durch den Strang, die altsächsische Strafe für Landfriedensbruch.

Der Gerichtsverhandlung ging die Vorladung voraus, welche den Beklagten, gewöhnlich unter Angabe des Inhalts der Anklage und des Namens des Klägers, vor den Freistuhl zur Verantwortung forderte. Nur der Wissende empfing sofort eine Ladung vor die „heimliche geschlossene Acht“, während der Nichtwissende zunächst vor das „öffentliche Ding“ gefordert wurde; aber auch für den Nichtwissenden trat das heimliche Verfahren ein, wenn er der Ladung nicht folgte — und dies war allerdings Regel. Erschien der Angeklagte und gestand er die ihm zur Last gelegte That, so hatte er sich selbst gerichtet. Das Urtheil wurde sofort vollzogen: der Vervehmte ward ergriffen, gebunden und aufgeknüpft. Wenn der Angeklagte trotz wiederholter Ladung — der Freischöffe wurde drei Mal geladen und erhielt drei Termine; darüber hinaus wurde zuweilen noch als äußerste Frist ein sogenannter „König Karls Tag“ bewilligt — nicht erschien, so trat das „Vollgericht“ ein. Noch bis zum letzten Moment, »bis Mittags um die dritte Uhr«, ward in der für ihn anberaumten Sitzung selbst auf den Geladenen gewartet. War die Zeit verstrichen, so rief der Vorsitzende den Angeklagten feierlich noch vier Mal mit seinem christlichen Namen und Zunamen, fragte auch, ob Jemand erschienen, denselben zu vertreten. Hierauf trat der Ankläger hervor, wiederholte knieend die Klage und betheuerte eidlich, daß sie wahr sei. Danach sprach der Freigraf die letzte schwere Sentenz, den Bann des heiligen Gerichts, die furchtbar schauerliche Vervehmungsformel, welche wir bereits mitgetheilt haben. Wo immer der VerVehmte zu

treffen war und wo drei Freischöffen sich zusammenfanden, mußten diese Letztern an dem nichts Ahnenden das Bluturtheil vollziehen.

Die höchste Blüthe der westfälischen Vehme fällt in die Jahre 1420—1460. Mächtige deutsche Fürsten wurden durch sie in Schrecken gesetzt und selbst die gewaltige Macht der Kirche scheiterte an ihr; Appellationen an Papst und Concil, die nicht selten waren, blieben wirkungslos; die Vehme trotzte sogar dem Banne. Noch weniger fanden in jenen Zeiten kaiserlicher Ohnmacht Mandate des Kaisers bei ihr Gehör.

Der Keim zur Entartung der Vehme und zu ungemessener Willkür lag in dem ganzen Institute. Von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ab wurde sie nach und nach eine wahre Geißel für Deutschland. Man kümmerte sich an den Freistühlen nicht sonderlich mehr um die alten Satzungen und Schranken; man nahm mit der größten Leichtfertigkeit Klagen von Jedermann an, stempelte geringfügige Sachen zu Vehmfragen, citirte Personen, die nach den alten Weisthümern der Competenz der Vehme entzogen waren, wie Geistliche und Juden [1]), citirte ganze Körperschaften, ja ganze Stadtgemeinden, und fällte die ungeheuerlichsten Urtheile. Unter den Freigrafen riß Käuflichkeit und Bestechlichkeit ein, und als Freischöffen drängten sich Unberufene und Unwürdige massenhaft ein. Die „echten, rechten Schöffen der heiligen Vehme" waren oft, namentlich in der Ferne, recht unheilige Ränkeschmiede und Händelsucher, die ihr Amt als eine Erwerbs-

[1]) Jedoch liegt kein Beispiel vor, daß man weibliche Personen vor die Vehme geladen hätte.

quelle betrachteten und sich daneben, wie ein Protokoll des Arnsberger Generalcapitels von 1491 meldet, „viel auf den Suff legten und öfters trunken waren". Schwindler und arbeitsscheue Abenteurer trieben unter dem Deckmantel der Vehme ihr Unwesen und benutzten vehmrichterliche Ladungen als Schreckmittel zu Erpressungen.

Die Vehme verdankte ihr Emporkommen und ihre Bedeutung den rechtlosen, halb anarchischen Zuständen des spätern Mittelalters und mußte deshalb fallen, als diese aufhörten, auch wenn sie weniger entartet gewesen wäre, als sie war. Die Reform der deutschen Reichsverfassung zu Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts, die Errichtung des ewigen Landfriedens, die Gründung des Reichskammergerichts, die Kreiseintheilung des Reiches kündigten der Vehme den Untergang an. Das neue Landesfürstenthum brach über sie völlig den Stab. Doch ging der 1512 auf dem Reichstage zu Trier gestellte Antrag auf völlige Aufhebung der Vehmgerichte nicht durch; eine gewisse Berechtigung wurde ihnen auch noch 1521 vom Wormser Reichstage zuerkannt. Im weitern Verlaufe des sechszehnten Jahrhunderts ging ein Freistuhl nach dem andern ein. Das letzte durch Freischöffen vollzogene Todesurtheil fällt in das Jahr 1582.

Im Laufe des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts sank die Vehme zu einem harmlosen Polizei- und Rüge-Gericht herab. In dieser verkümmerten Gestalt hat sie sich bis in unser Jahrhundert hinein erhalten; die Wellenschläge der französischen Revolution spülten auch sie endlich hinweg. Im Jahre 1811 wurde das letzte westfälische Freigericht — zu Gemen im Mün-

sterlande — durch die französische Gesetzgebung aufgehoben. Der letzte Oberfreigraf starb 1835. [1])

IX.

Wilderich von Ravenhorst.

In dem kurmainzischen Flecken Ballenberg im Odenwald ging es auf Mariä-Lichtmeßtag des Jahres 1525 toll her. Der ganze Flecken war mit Bauern überfüllt, welche soffen und sangen, daß ihnen selbst Hören und Sehen verging. Sie hatten vernommen, Dr. Luther predige „das Evangelium“ und „die christliche Freiheit“: daß der Mensch nur zu glauben brauche, was im Evangelium stehe, daß das Christenthum durch Menschensatzungen gefälscht sei, daß namentlich die Klöster dem Evangelium widerstreiten, und daß alles abgeschafft werden müsse, was nicht durch das Evangelium begründet werden könne. Hei, das war in der That eine frohe Botschaft! Lange genug hatte man die Bauern in Knechtschaft gehalten; jetzt sollte es anders werden. Wo spricht das Evangelium von Leibeigenschaft, Frohndiensten, Gülten und Zehnten? Wo steht geschrieben, daß die Bauern bei Jagden den adeligen Herren das Wild treiben sollen, welches in ganzen Rudeln den Bauern das Getreide abfrißt? Wo hat Christus gesagt, daß die Bauern eine niedrigere Menschenklasse seien, denn die Fürsten, Grafen, Ritter und Edelleute?

[1]) Fr. Wilh. Engelhard, Oberfreigraf von Arnsberg; 1786 hatte er zum letzten Male ein förmliches Freigericht in Allendorf abgehalten. Er kannte nicht mehr die Bedeutung der Losung und des Nothwortes. Auch der Schöffengruß war längst außer Uebung gekommen.

Der Wirth von Ballenberg, Namens Georg Metzler, ein lebenslustiger Zecher und Spieler, der sein ganzes Vermögen verschwendet hatte, war der Erste, welcher dieser Gegend die frohe Heilskunde überbrachte, und bald fanden sich in seiner Herberge die Bauern von nah und fern zusammen, um ihre Sach' zu berathen. Auch jetzt war das Hauptleben und Treiben in seinem Hause. Georg Metzler führte hier das größte Wort, und die Bauern glaubten ihm wie einem Propheten. „Dr. Luther," sagte er, „hat uns das rechte Licht aufgesteckt. Der weiß, wie die Hacke im Stiel sitzt. Da besteht nun schon seit mehr als zehn Jahren in Schwaben der »Arme Konrad«, eine Gesellschaft armer Bauernteufel, die sich in ihrer Noth und Bedrückung »koan Rath« wissen. Rechte schwäbische Schelme und Possenreißer! Spotten ihrer eigenen Armuth, vertheilen Aecker und Weinberge auf den »Fehlhalden« und dem »Hungerberge«. Nichts haben sie ausgericht't; es sind einfältige Töffel. Na, Dr. Luther wird auch ihnen wohl die Augen aufreißen!"

„Seid Ihr da nit im Irrthum, Metzler?" fragte schüchtern ein Bäuerlein mit schlauen, kleinen Augen. „Hat sich doch Anno 14 zu Beutelspach ein Haufen des »Armen Kunrad« zusammengethan von wegen Abschaffung des durch Herzog Ulrich verringerten Maßes und Gewichts. Sind unter Geleit etlicher Spielleut' zu einem benachbarten Flüßchen gezogen und han dort ihre und des Herzogs Sach' geprüft. So das metallene Gewicht und Maß oben schwimme, hatten sie ausgemacht, alsdann habe der Herzog Recht; wofern es aber untergehe, habe er Unrecht. Und richtig: Maß und Gewicht sind in den Fluß gesunken. Stracks zog nun der Haufen gen Schorndorf

und dann von Ort zu Ort, so daß Herr Ulrich aus Hessen herübereilte und den Bauern einen Landtag abzuhalten versprach. Allein die Bauern han gemeint, auf Landtagen sitze nur Pfaff, Edelmann und Städter; die sorgten nur für ihren eigenen Vortheil, wir Bauersleut' gingen immer leer aus. Da hat denn der Herzog den Adel und die treuen Städte entboten, und die Unserigen sind geschlagen, ihre Anführer hingericht't worden . . ."

„Wie ich sage!" fiel Metzler ein. „Es hat zu nichts geführt. Jetzt wollen wir's den großen Herren anders zeigen, was wir können! Keine Gnad', kein Pardon wird gegeben; das Natterngezücht muß vom Erdboden vertilgt werden!"

„Aber wie ist's denn mit Dr. Luther? Hat er auf die ihm zugesandten zwölf Artikel [1]) noch nicht geantwortet?" fragte das Bäuerlein.

„Bis jetzt noch nicht," entgegnete Georg Metzler. „Es versteht sich aber von selbst, daß die Antwort zu unsern Gunsten ausfallen wird, da Luther als erster evangelischer Freiheitsprediger ja immer wider die Fürsten zu uns gehalten hat; er ist der Auserwählte, der an der Spitze stehen wird und soll."

„Hm, hm! Klopreis, jetzt auf! Es ist der feierliche, geschickte Augenblick gekommen, wo du Allerweltsprophet auftreten und deine Stimme erheben mußt! Wir liegen hier schon zwei Tage, verzehren mein Geld — — hm, hm, schöne Geschichten das! Kommen gar nicht vorwärts! Halloh, gegen die Pfaffen und Klöster, und es soll bald losgehen!" Der Mann, welcher dies sagte, saß mit dem

[1]) Die Bauern setzten bekanntlich in 12 Artikeln ihre Beschwerden auf und schickten diese an Luther zur Begutachtung.

Angeredeten oben am Tische und war selbstverständlich Hunibald von Cleverström. Er war von seinem Geierneſt im Ruhrthal herübergekommen, um als eifriger Anhänger des lautern Evangeliums, wie wir ihn früher geschildert haben, mit den aufständischen Bauern gemeinschaftliche — Beute zu machen. Klopreis trug jetzt nicht seinen Junkeranzug, sondern Prädicantenkleidung; er hatte sich hierin seinem Gönner fügen müssen, der ihn als Propheten zu verwenden gedachte.

Da auf einige Augenblicke unter den Bauern Ruhe eintrat, so erhob sich Klopreis und begann folgendermaßen: „Geliebteste Brüder! Wie lange wollt ihr zaudern und euch dem Willen Gottes nicht fügen? Auf, ermannt euch und seid stark! Kämpft mit Muth den Kampf, den die Zeit von euch fordert! Wofern ihr euerm Untergang und Verderben entgehen wollt, so verachtet Gottes Mahnung nicht. Seht, ganz Deutschland, Frankreich und Italien sind aufgestanden und im edeln Kampf begriffen. Das Spiel hat begonnen, die Verworfenen werden tanzen. Im Kletgau und Hegau stehen mehr als dreißigtausend Mann, und täglich wächst ihre Zahl. Was einzig zu befürchten, ist, daß die Unklugen unter trügerischen Bedingungen einen Frieden eingehen werden, und daß sie die große Gefahr nicht ahnen, in welche sie dadurch sich stürzen. Wo drei sind von euch, die Gott vertrauen und seine Ehre, seinen Ruhm allein suchen, die dürfen hunderttausend Feinde nicht fürchten. Auf denn, auf, auf! Die längst gehoffte Zeit ist erschienen; wie furchtsame Hunde zittern die verworfenen Schurken. Ich fordere euch auf, jetzt zu handeln; nur so werdet ihr den lang ersehnten Frieden erhalten. Laßt euch nicht durch Schmeichelreden einschläfern noch beruhigen.

Achtet nicht das Elend dieser Gottlosen, wie freundlich sie euch auch bitten werden; achtet nicht ihr kindisches Weinen und Flehen. Habet kein Mitleid, wie auch Gott, Deuteronomii am Siebenten, durch Moses befahl. Bürger und Bauern, Alle müssen aufstehen, die irgend zur großen That geschickt sind. So zeigt euch denn als Männer und handelt, während das Feuer brennt. Laßt euere Schwerter nicht in die Scheide fallen, ohne daß sie Blut gesehen haben. Schlagt auf diese Herren Nimrode mit tüchtigen Hämmern und zerstört ihre Schlösser von Grund aus. So lange Jene leben, kann unser Leben nicht sicher sein; so lange Jene herrschen, darf Niemand frei lehren die seligmachende Lehre. Gott ist euer Anführer, wie bei Matthäus, Capitel 24, geschrieben steht. Laßt keine Gefahr euch schrecken; es ist nicht euere, es ist Gottes Schlacht; nicht ihr fechtet, sondern Gott durch euch. Brennt nieder die Raubburgen des Adels ..."

„Hm, hm, wo bleiben denn die Klöster?" murmelte Hunibald von Cleverström leise für sich.

„Vertilgt vom Antlitz der Erde Mönche, Nonnen, Pfaffen, Kirchen und Klöster; denn sie sind ein Greuel in Gottes Augen, und steht nirgends in seinem Wort etwas von Klöstern und Mönchen. Mit gleißnerischen Reden haben sie euch Jahrhunderte hindurch, euch und euern Vorfahren, das Euerige abgelockt. Was sie im Besitz haben, ist euer Eigenthum, das sie sich widerrechtlich angeeignet haben. Auf, zertretet diese ungerechten Nimmersatte und all ihr Gesinde. Seid wacker, vertraut auf Gott, er wird euch ungemein beistehen. Als Josaphat einst solche Worte hörte, fiel er zur Erde. So thut auch ihr! Stützt euch auf die Hülfe des Allmächtigen, der im

wahren Glauben, ohne alle Furcht vor Menschen, euch stärken wird. Amen!"

Ein fanatisches Wuthgeheul der Bauern war die jubelnde Antwort auf diese Hetzerei. Klopreis wurde stürmisch von der Menge umringt und als Prophet und Gottes Rüstzeug gepriesen. Immer toller wurde der Spectakel. Endlich hoben die Bauern den Prädicanten auf einen Sessel, nahmen ihn auf die Schultern und trugen ihn durch die Gassen, damit er „den Brüdern die Waffenweihe ertheile". Erst als der bacchantische Zug in Metzler's Herberge zurückgekehrt war, legte der Tumult sich ein wenig.

Klopreis setzte sich nun wieder an Hunibald's Seite. „Hm, hm," schmunzelte der ritterliche Geier; „gut gemacht, Klopreis!"

Er wollte noch mehr sagen; allein ein neuer Tumult erhob sich auf der Straße und lenkte die Aufmerksamkeit dorthin. Ein baumhoher Ritter mit einem gewaltigen Vollbart, der bis auf die Mitte der Brust herabhing, und mit langen Locken, welche bis an Schulter und Rücken reichten, hielt jenes Bäuerlein, welches vorhin vom „Armen Konrad" erzählt hatte, über Aller Köpfe hinweg in die Luft empor. „Da schnauf dich aus, Kerlchen!" rief er; „trink' nächstens nicht mehr, als du vertragen kannst, und versuche dich nicht an Unseresgleichen; du fährst übel dabei. Ist Jemand da, der ihm Gesellschaft leisten mag, der melde sich! Meine rechte Hand hat noch Platz für Einen!"

„Was ist vorgefallen? was soll dies bedeuten?" fragten die aus der Herberge stürzenden Bauern Jene, welche den Ritter umringten.

„Dem kleinen Veit geschieht ganz recht," antworteten Mehrere. „Der Ritter zog ruhig seines Wegs hierher

nach Georg Metzler's Herberge. Da ist der trunkene Veit ihn angefallen und hat geschrieen, er wolle ihm den Hals umdrehen, weil er ein Rittersmann sei. Anfangs störte der Ritter sich nicht an dies Geifern; als der Veit ihm aber an den Bart gesprungen ist und wider ihn gespuckt hat, da hat der Ritter ihn gefaßt..."

„Es ist ein Papist vom schwäbischen Bund," kreischte Veit, dem der Athem auszugehen drohte.

„Ein Papist, ein Papist?" tobte die Menge und drängte sich näher an den Ritter. Aber Niemand wagte, diesen anzurühren.

„Der Knirps könnte Recht haben," lachte der Ritter, und Alles verstummte vor seiner dröhnenden Stimme. „Es kommt bloß darauf an, was er sich in seinem kleinen Hirnkasten unter einem Papisten denkt. Ich meines Theils bin ein fahrender Ritter, dem es an Beschäftigung fehlt in diesen seltsamen Zeitläuften, wo selbst die Ritter mit den Rittern nichts mehr zu schaffen haben wollen." Er rief dies im Tone höchsten Grimmes und schleuderte den Knirps zugleich von sich unter die Menge. Ein neues Toben drohte auszubrechen; aber der Ritter fuhr fort, und wieder schwiegen die Umstehenden. „Was soll ich da nun beginnen?" sagte er. „Ich hab' nachgedacht und nachgedacht, und immer war's nichts. Ihr Bauern gefallt mir wohl, aber da steht ihr zu drehen und zu drehen und wagt die Axt nicht anzusetzen. Die Schwaben verstehen es ein wenig besser; aber haut man ihnen über's Maul, flugs schweigen sie still. War vor einem Jahr in Schwaben. Da haben die Bauern des Grafen von Lupfen in der Landgrafschaft Stühlingen sich tapfer in Rebellion erklärt, dieweil sie lange genug des Grafen Pack-, Tret- und Mahl-

esel gewesen seien. Aber kaum schickt ihnen der schwäbische Bund Herrn Wilhelm von Fürstenberg auf den Hals, stracks ducken sie sich und geben sich an's Unterhandeln. Die Gesandten des schwäbischen Bundes, die Gesandten des hohen Reichsraths zu Eßlingen, die Gesandten des Erzherzogs Ferdinand, die Gesandten der treuen Stadt Schaffhausen — waren das nicht Gesandten genug? Eine hohe Ehre für die Bauern! Und nun ging's an das Berathen. Summa: die Bauern erhielten die besten Versprechungen und gingen nach Haus. Und darauf? Die Anführer wurden am Leben gestraft, die Entwichenen für vogelfrei erklärt, die Gebliebenen zum Ersatz alles Schadens verurtheilt, überdies zu einer ansehnlichen Geldbuße verdammt; die Glocken wurden aus den Thürmen genommen, um dem Sturmläuten vorzubeugen, die Mauern auf den Kirchhöfen und die festen Kirchthürme, hinter denen sie sich gewehrt hatten, wurden eingerissen. So machte man's mit diesen schwäbischen Bauern des Grafen von Lupfen. Nun haben zwar, wie ihr vielleicht schon gehört habt, vor vier Wochen, auf Neujahrstag hujus anni 1525 nämlich, die Bauern des Abtes von Kempten ein ähnlich Stücklein mit etwas mehr Courage aufgespielt. Aber ich hab' auch darein kein Fiduz. Ihr wißt, Kempten ist eine freie Reichsstadt und hatte immer Streitigkeiten mit dem Abt, der, wie die Bürger behaupteten, unablässig ihre Privilegien zu schmälern suchte. Die Stadt trat daher den Bauern bei, und der Abt flüchtete sich und seine besten Habseligkeiten auf die Veste Liebenthann. Nun überfiel man sein Kloster, zerschlug, was vorhanden war, und nichts als die Wände blieben verschont; die Kirchenbilder und sonstigen Zierrathen des Gotteshauses wurden zerrissen und verschleudert.

Das hätte, beiläufig bemerkt, unter meinen Augen nicht geschehen sollen; denn wozu solch' unnütze Verwüstung? Das klingt euch wohl papistisch, he?"

Es entstand hie und da ein Gemurre unter der Menge; doch legte sich dasselbe sofort, als Klopreis rief: „Seid ruhig, Leute! Laßt den Mann erst ausreden, zu den echten Papisten gehört er nicht!"

Mit bitterer Ironie, die der von seinem Triumphe noch berauschte Klopreis aber nicht zu verstehen schien, wandte sich der Ritter, sich ungeheuer tief verneigend, zunächst also an den Prädicanten: „Hochwürdiges, hochzuverehrendes Mitglied der heiligen Priesterschaft des geläuterten Christenthums! Gottes Odem bläst in Euch, jeder Hauch Eueres Mundes ist eine Partikel davon. Auch habt Ihr, o Rüstzeug Gottes, die Gabe der Unterscheidung, mittels deren Ihr wittert, wer ein echter, wer ein unechter Papist sei. Nehmt meines, eines armen fahrenden Ritters heißesten Dank entgegen für Euere Protection!" Wiederum verneigte er sich tief gegen den Prädicanten, den die Anrede gänzlich verblüfft hatte. Zu den Bauern gewandt, fuhr der Ritter folgendermaßen fort: „Der Abt wurde nun belagert und soll sich kürzlich ergeben haben. Ich möchte fast meinen Kopf dagegen verwetten, daß die Bauern auch hier schließlich in's Mauseloch kriechen, wenn man ihnen nur den richtigen Honig um den Bart streicht. Darum mundet mir das Bauernbrod auch nicht recht. Meine Weisheit ist jetzt zu Ende; wißt ihr mir nicht zu rathen, was beginnen, so werde ich vielleicht aus Langeweile wieder Papist, wie wir's vor Kurzem ja Alle noch waren."

Jetzt trat Georg Metzler hervor. „Herr Ritter," sprach er, „wir haben Euere feine Rede wohl verstanden.

Die Leute, welche Ihr hier um Euch versammelt seht, sind von echtem Odenwälder Schlage, von denen Ihr keine Schwabenstreiche zu befürchten habt. Ihr habt einen starken Arm, eine beredte Zunge, einen guten Kopf, eine ansehnliche Körpergestalt, ein warmes Herz für das unterdrückte Volk, und Ihr seid, wie die Narben Eueres Gesichtes zeigen, kein Neuling im Kriegshandwerk. Herr Ritter, wer Ihr auch sein mögt, wollt Ihr zu uns stehen? Binnen wenigen Wochen sind unsere Haufen unter den Waffen."

„Hurrah! hurrah! der Ritter soll leben!" schrie die Menge.

„Freunde, sei's denn!" versetzte der Ritter warm. „Ich will mit euch ziehen. Aber zaudert nicht lange und macht mir keine schwäbischen Possen! Ich bin aus Westfalen zu Hause, wo man die Nesseln derb zu fassen pflegt. Mein Name ist Wilderich von Ravenhorst. Mein Wappen" — er deutete lächelnd auf seinen kahlen Helm — „ist mir unterwegs verloren gegangen, und ich hatte keine Zeit, es wieder zu suchen."

„Bravo, bravo, hurrah! Es lebe Wilderich von Ravenhorst!" riefen die Bauern und schwenkten die Mützen.

Selbstverständlich wurde diese neue und, wie man allgemein hoffte, wichtige Eroberung für die Sache der Bauern nach deutscher Art bei Krug und Humpen gefeiert. Ravenhorst nahm am Tische den Ehrenplatz zwischen Klopreis und Hunibald von Cleverström ein, und der neu erwählte Bauernhauptmann gewann die Bauern noch mehr dadurch, daß er sich mit dem „Propheten" in eine lebhafte Unterhaltung einließ.

„Wo liegt Euere Stammburg, Herr von Ravenhorst?“ fragte der Prädicant den Ritter.

„Seid Ihr vielleicht im Münsterlande näher bekannt?“ fragte Wilderich zurück.

„Ein wenig habe ich mich darin umgesehen; genau jedoch kenne ich jenen Theil Westfalens nicht,“ versetzte Klopreis. „Vielleicht kennt mein edeler Herr, der Herr Hunibald von Cleverström, die Gegend besser?“

„Hm?“ that der wackere Degen und leerte — eine große Seltenheit bei ihm — seinen Humpen in Einem Zuge.

„Wir sprechen über das Münsterland,“ entgegnete Klopreis. „Ihr wißt dort jedenfalls Bescheid...“

„Hm — nein, nein, doch nicht,“ antwortete Hunibald.

„Dann werden genauere Angaben über die Lage meiner Stammburg geringes Interesse für Euch haben,“ nahm Herr von Ravenhorst jetzt wieder das Wort. „Ihr scheint auch nicht weit von dort zu Hause, vom Niederrhein?“

„Gerathen,“ antwortete Klopreis. „Ich war vordem Kaplan in Büderich bei Wesel, bis ich mit meinem gnädigen Herrn, dem edeln Herrn Hunibald von Cleverstr—“

„Hm!“ fuhr Cleverström aus seinen Gedanken auf, als er seinen Namen nennen hörte.

Klopreis wiederholte seine Worte und fuhr darauf, gegen Ravenhorst gewendet, fort: „Im südlichen Westfalen, namentlich im Sauerlande, bin ich genauer bekannt. Wart Ihr schon in jenem Landstriche?“

„Gewiß,“ entgegnete Ravenhorst. Den Prädicanten scharf beobachtend, fügte er nachlässig hinzu: „Ich kenne dort zum Exempel eine Familie Kraneburg sehr gut, in der Grafschaft Arnsberg...“

„Aha, aha!“ fiel Klopreis ein. „Ich bin mit dieser Familie auch bekannt. Wißt Ihr vielleicht, was aus dem Ritter Hugo von Kraneburg geworden ist? Er soll die Sickingen'sche Fehde mitgemacht haben und ist seitdem nicht heimgekehrt.“

„So viel weiß ich auch,“ versetzte Ravenhorst. „Daß er nicht heimgekehrt ist, läßt sich jedoch leicht erklären, da der Freistuhl zu Arnsberg ihn vervehmt hat...“

„Vervehmt?“ riefen Klopreis und Hunibald zugleich. „Hm, hm!“ fügte Letzterer hinzu.

„Hugo von Kraneburg ist vervehmt,“ wiederholte Ravenhorst. „Steht seine Burg noch oder ist sie, wie so viele andere, von den Fürsten niedergebrochen worden?“

„Ihr meint, wegen der Trierer Fehde? — Nein, das Schloß steht noch,“ entgegnete der Prädicant.

„Und was machen Hugo's Gattin und Mutter?“ forschte Ravenhorst weiter.

„Hm, hm! Saubere Geschichten!“ rief Hunibald.

„Wie so, saubere Geschichten?“ frug Ravenhorst hastig.

„Hm? Saubere Geschichten, schöne Geschichten!“ antwortete Hunibald. „Das heißt, wovon sprecht Ihr, Herr Ritter?“ schickte er trocken nach.

Verwundert schaute der Ritter von Ravenhorst seinen Nebenmann an.

Klopreis half seinem Gönner aus der Verlegenheit. „Herr von Cleverström, mein edeler Herr, denkt bisweilen laut,“ sagte er. „Kraneburg's Gattin und Mutter verweilen, so viel ich weiß, auf Schloß Ramberg. Ihr kennt den alten Herrn Werner vielleicht?“

Wilderich ließ diese Frage unbeantwortet. Er hob seinen Humpen an die Lippen und nahm einen Schluck.

„Ihr habt eine auffallende Aehnlichkeit mit Ulrich von Hutten,“ begann er wieder nach einer kleinen Pause.

„Ich?“ stotterte der Prädicant verwirrt.

„Ja wohl, Ihr, Mann Gottes,“ antwortete Ravenhorst. „Hängt Euch ein Rittermäntelchen um, setzt ein Federbarett auf und legt das übrige Junker-Costüm an, so könnt Ihr recht gut den berühmten Schriftsteller abgeben!“

Klopreis fand keine Erwiderung auf diese Bemerkung.

Ravenhorst leerte seinen Humpen und mischte sich unter die Bauern.

„Weiß der Teufel, woher der Ritter mich kennt,“ munkelte der Prädicant seinem Gönner in's Ohr. „Er weiß um meine frühere Verkleidung; ganz sicher, er weiß darum. Wir müssen uns mit ihm eine gute Seite halten, er könnte uns böse Geschichten machen.“

„Schöne Geschichten, saubere Geschichten, hm, hm!“ gab Hunibald eben so leise zurück.

Georg Metzler und Wilderich von Ravenhorst hatten binnen wenigen Wochen einen Haufen von zweitausend Odenwälder Bauern zusammengebracht, und bald gesellten sich andere Mainzische, Pfälzische, Würzburgische, Deutschherrische sowie anderer Fürsten Unterthanen dazu. Als Sammelplatz wählte man den sogenannten Schöpfergrund, ein einsames, verstecktes und wildes Thal des Odenwaldes. Man theilte sich dort in zwei große Haufen, welche von Metzler und Ravenhorst als Hauptleuten befehligt wurden. Nachdem sodann die übrigen Stellen, als Fähndriche, Unterhauptleute, Weybel und Schreiber vertheilt waren, zogen die Haufen auf ihre Abenteuer gegen Klöster, Städte

und Schlösser, Fürsten, Grafen und Edelleute aus. Kein Tag verstrich, daß nicht ein Kloster oder eine Burg geplündert wurde oder in Rauch aufging.

Ravenhorst hatte sein Hauptaugenmerk auf die Rittersitze gerichtet. Brutalitäten und Grausamkeiten zu verhindern, lag zwar in seinem Plane, aber nicht immer in seiner Macht. Indessen hatte er sich bei den Bauern rasch Ansehen und Zuneigung genug erworben, um überall, wo unter seinen Augen Unmenschlichkeiten vorkamen, wie die Geschichte sie zu Tausenden aus diesem Bauernkriege verzeichnet hat, mit unerbittlicher Strenge die Missethäter bestrafen zu dürfen.

Die Odenwälder Haufen machten rasche Fortschritte; die einzelnen Ritter konnten sich getrennt nicht nachdrücklich widersetzen, und Georg Truchseß von Waldburg, der oberste Feldhauptmann des schwäbischen Bundes, hatte die Hände vollauf im Allgau und am Bodensee zu thun. Der Abt von Kempten hatte sich nämlich inzwischen wirklich ergeben und wurde gefangen nach der Stadt zurückgeführt, wo ihm die Kemptener Bürger unter andern Punkten seine Rechte auf die Stadt um 30,000 Gulden abkauften.

Das Beispiel der Kemptener reizte alle Nachbaren. In den Cantonen Hegau, Allgau und am Bodensee standen die Bauern zu gleicher Zeit auf. Dazu erhoben sich die Bauern des Bischofs von Augsburg, des Abtes von Ochsenhausen, des Abtes von Roth und anderer geistlicher Fürsten; ferner jene des Grafen von Montfort und der Truchsesse von Waldburg, anderer, geringerer Edelleute gar nicht zu gedanken. Der ansehnlichste Bauernhaufen war der sogenannte Baltring'sche; er war 18,000 Mann stark.

Der schwäbische Bund [1]) versammelte sich nun eilends zu Ulm und beschloß, Gesandte an die Bauern abzuordnen. Sie erhielten von diesen die Antwort: „daß sie Niemanden zu beleidigen sich versammelt hätten, daß sie nichts als das heilige Evangelium Luther's handhaben wollten, und daß sie den göttlichen Rechten einen Beistand zu thun gesonnen seien." Allen Versprechungen des Bundes schenkten die Bauern, durch frühere Erfahrung mißtrauisch geworden, keinen Glauben. Da warf das Reichsregiment sich in's Mittel, welches 1524 von Nürnberg nach Eßlingen verlegt worden war. Dasselbe schickte den Simon Pistorius und den Jacob Sturm nach Ulm zu einem letzten Versuch, die ausgebrochenen Unruhen beizulegen, den Bund und die Bauern zu besänftigen. Aber auch die redlichen Bemühungen dieser beiden Männer hatten keinen Erfolg. Am 2. April 1525 gingen die verhandelnden Parteien auseinander, wie sie gekommen waren. Jetzt ertheilte der schwäbische Bund seinem Oberfeldhauptmann Truchseß den Befehl, nach Ulm zu ziehen, um die umher lagernden Bauern anzugreifen, welche die Stadt und die Bundesräthe bedrohten. Mit 2000 Reisigen und 6000 Fußknechten marschirte Truchseß gen Ulm; er fand unterwegs die Flecken und Dörfer menschenleer, — Alles war zu den Bauern in's Lager gezogen. Unweit Ulm, bei den Städtchen Leipheim und Günzburg fand er einen etwa 6000 Mann starken Bauernhaufen gelagert. Die Reiterei des Bundes griff denselben an und siegte rasch. Viele der Bauern fielen im Treffen, Andere wurden in die Donau

[1]) Die mächtigsten Fürsten, Städte und Herren von Schwaben, Franken und vom Rhein waren Mitglieder desselben. Er war die mächtigste Stütze des allgemeinen Landfriedens.

gesprengt und ertranken, noch wieder Andere wurden gefangen; nur der geringere Theil entkam durch die Flucht. Hessische Reiter trafen auf einen andern Trupp, welchem es nicht viel besser erging.

Während hier also die Hauptmasse der Gegner beschäftigt war, konnten die Odenwälder unbehelligt weiter und weiter vordringen. Beim Kloster Schönthal an der Jaxt, fünf Stunden von Weinsberg, stießen die aufständischen Bauern aus dem untern Neckarthal zu ihnen; der vereinigte „helle Haufen" belief sich auf 6000 Mann. Zwei Hauptleute waren noch hinzugekommen: Jäcklein Rohrbach, ein Wirth aus Böckingen bei Heilbronn, und der arme Ritter Florian Geyer aus Geyersberg, welcher die „schwarze Schaar" anführte, eine Rotte von Landsknechten. Zunächst wurde jetzt das verlassene Frauenkloster Lichtenstern geplündert. Dann zog man vor Neckarsulm; diese dem Deutschorden gehörende Stadt öffnete den Bauern aus Haß gegen ihre Herren willig die Thore.

Hierauf ging es gegen Weinsberg. Dort lag als österreichischer [1]) Obervogt Graf Ludwig von Helfenstein, dessen ganze Streitmacht aus sechszehn Rittern und eben so vielen Fußknechten bestand. Die Bauern boten ihm von ihrem Lager vor Neckarsulm aus „eine christliche Brüderschaft" an, d. h. sie forderten ihn auf, mit ihnen sich auf freundschaftlichen Fuß zu stellen. Der Graf, ein siebenundzwanzigjähriger kühner Mann, der es für Thorheit hielt, zu glauben, die Bauern würden das durch die feste Burg Weibertreu geschützte Weinsberg stürmen wollen,

[1]) Der junge Herzog von Würtemberg, Ulrich, war wegen Verschwendung abgesetzt und geächtet worden. Ein kaiserlicher Statthalter führte nun die Regierung.

gab den Bauern eine verächtliche Antwort und ließ alle Rottirer, welche ihm bei seinen Ausfällen in die Hände geriethen, niederstechen oder aufknüpfen; auch auf seinem Marsche von Stuttgart nach Weinsberg hatte er es mit den umherstreifenden Bauern bereits so gemacht. Die gereizten Bauern fanden nun unerwartet Freunde in Weinsberg selbst. Vier dortige Bürger waren bereit, ihnen die Stadt zu öffnen, und schickten heimlich eine Weinsbergerin mit dieser Zeitung nach Neckarsulm. Wenige Stunden nachher erschien ein Salzführer, Semmelmann mit Namen, im Lager. Dieser hatte in der Weibertreu gefangen gesessen, war aber glücklich ausgebrochen und versprach den Bauern den Platz zu zeigen, wo sie die nur von acht Mann besetzte Burg stürmen könnten. Es war in der ersten Frühe des Ostermorgens, am 16. April, als die Rottirer gegen Weinsberg aufbrachen.

Inzwischen hatte auch der Graf von Helfenstein über das Vorhaben der Bauern Kunde erhalten und die Burgbesatzung mit noch fünf Mann verstärkt. Man brach das Weinsberger Pflaster auf und trug die Steine auf die Mauern, um sie nachher auf die Bauern zu schleudern. Diese zogen in drei Haufen heran und schickten zwei Herolde, die zum Zeichen ihres Amtes einen Hut auf einer Stange trugen, voraus, um die Stadt zur Uebergabe aufzufordern.

„Mit Roßmucken unterhandeln wir nit; schießt die Hund' z'sammen!" war des Ritters Dietrich von Weiler trotzige Antwort. Einer von den Herolden wurde durch einen Schuß schwer verwundet. Jetzt drangen die Bauern vorwärts. Florian Geyer zog mit seiner „schwarzen Schaar" gegen die Burg Weibertreu; die beiden andern,

von Metzler und Rohrbach befehligten Haufen warfen sich auf das untere Stadtthor. Eine „Hexe“ aus Böckingen, „die schwarze Hofmännin“ genannt, welche der Jäcklein Rohrbach mitgebracht hatte, sprach zuvor ihren Zaubersegen über die Bauern, daß die Büchsenkugeln ihnen nicht schaden sollten. Aus den Schießscharten der Stadt- und der Burgmauer blitzte Schuß auf Schuß, auch die Pflastersteine thaten ihre Dienste. Die Bauern wurden massenhaft verwundet, getödtet jedoch nur drei.

Die Burg fiel zuerst; zwei Bauernfähnlein verkündeten von den Zinnen derselben den Stürmenden, daß Geyer's schwarze Schaar ihr Ziel erreicht hatte, und feuerten sie zu verdoppeltem Eifer an. Bald krachten von dem dreifachen untern Stadtthore die beiden äußern unter der Wucht der Sturmbalken und Aexte zusammen, und schon begann auch das dritte zu wanken. An dem bei der Kirche gelegenen kleinen Thore wurden die Bauern von den verschworenen Bürgern von innen unterstützt. Alle Hoffnung war für die Bürger verloren; die Mahnungen Helfenstein's und der Ritter, tapfer auszuhalten, verflogen in den Wind; heulend verlangten die Weiber, man solle die Thore öffnen. Aber dazu war's schon zu spät. Das kleine Thor an der Kirche war gewichen, das untere Thor vollends eingehauen, und die Bauern wälzten sich mit wehenden Fahnen und rasendem Wuthgeheul durch die Straßen. „Geht in euere Häuser mit Weib und Kind, so soll euch nichts geschehen,“ riefen sie den Bürgern zu.

Graf Ludwig von Helfenstein floh mit seinen Rittern und Knechten, achtzehn an der Zahl, auf den Kirchthurm, zu dem eine versteckte Wendeltreppe hinaufführte. Die Bauern stachen drei Ritter, welche sie auf dem Kirchhofe

einholten, sofort nieder; gleiches widerfuhr Allen, welche sie, nach Erbrechung der verschlossenen Thüren, in der Kirche sowie in der Gruft versteckt fanden. Auch die Wendeltreppe entdeckten sie und riefen: „Hier haben wir das ganze Nest: schlagt Alle todt!“ Dem Dietrich von Weiler, welcher auf dem Kranze des Thurmes stand und den Bauern 30,000 Gulden für sein Leben bot, antworteten sie von unten: „Und gäbt Ihr uns eine Tonne Goldes, — der Graf und alle Ritter müssen sterben!“ Im selben Augenblick krachte ein Büchsenschuß, und Dietrich von Weiler sank, tödtlich getroffen, nieder. Die heraufstürmenden Bauern warfen den Sterbenden hinab und mehrere andere Ritter lebendig ihm nach. Die noch übrigen Edelleute hieß Georg Metzler gefangen nehmen und fesseln. Sie wurden in einen der Thorthürme geworfen.

Es kostete den Hauptleuten große Mühe, die Bauern von der Plünderung der Stadt abzuhalten; indeß gelang es. Dagegen wurden die Kirche, die Sacristei, die Wohnungen der Geistlichen und der Gemeinderäthe sowie das Schloß nicht geschont. Das Schloß entschädigte sie für manches Andere; sie erbeuteten dort kostbare Silbergeschirre, Seidenstoffe, Sammt, feine Leinwand, Ringe und sonstige Kleinodien. Nachdem auch der gut mit Vorrath versehene Keller geleert war, wurde die Burg angezündet und leuchtete den Bauern zu ihrem Zechgelage bei dem ausgeführten Schloßwein.

Mittlerweile hatte man die Berathung über das Schicksal der gefangenen Edelleute und der mit ihnen gefesselten Knechte begonnen. Nach kurzem Disput stimmte man in Jäcklein Rohrbach's Vorschlag ein, die Gefangenen

durch die Spieße zu jagen, — eine Strafe, die bei den Landsknechten für Handlungen wider die Soldatenehre üblich war. Als man den vom Kreise der Bewaffneten umschlossenen Gefangenen diese Sentenz kundgab: „daß sie, die Bauern, keinen Fürsten, Grafen, Herrn, Edelmann, Reisigen oder was Sporen trüge, desgleichen keinen Pfaffen, Mönch noch Müßiggänger wollten leben lassen, sondern wo sie, wie hier, derselben überkämen, sie allesammt erwürgen oder umbringen wollten“ — da kam die Gräfin von Helfenstein, die man ebenfalls gefangen herbeiführte, warf sich vor den Hauptleuten auf die Kniee, hielt ihnen ihr zweijähriges Söhnchen entgegen und bat mit herzerschütternden Worten um das Leben ihres Gemahls. Aber vergebens! Die Bauern stießen die Unglückliche zurück, und Einer verwundete dabei noch ihr Kind. Vergebens erbot sich auch der Graf, 30,000 Gulden für sein Leben zu zahlen. Jäcklein Rohrbach befahl den Bauern, sofort eine Gasse zu bilden. Nachdem die beiden Reihen mit schräg vorgestreckten Spießen fertig dastanden, begann das grauenhafte Schauspiel, zu welchem ein Odenwälder die große Trommel schlug. Ein Knecht und ein Edelmann, welche man zuerst in die Gasse stieß, wurden augenblicklich niedergestochen. Graf Ludwig von Helfenstein hatte unterdessen einem Priester, der bei den Bauern Feldschreiberdienste that — Jacob Leutz hieß er —, gebeichtet und ihm seinen Rosenkranz geschenkt. Als er jetzt vortrat, riß Melchior Nonnenmacher, ein Pfeifer aus Ilsfeld, der früher bei ihm gedient hatte, ihm den Hut vom Kopfe mit den Worten: „Das hast du nun lange genug gehabt, ich will auch einmal Graf sein!“ Nachdem er sich den Hut aufgesetzt, fuhr er fort: „Ich habe dir lange

genug zu Tafel und Tanz gepfiffen, ich will dir jetzt zu einem rechten Tanz pfeifen!" Bis an die Gasse schritt er vor dem Grafen blasend her. Mehr als drei Schritte brauchte der Graf nicht zu thun in der Gasse, da stürzte er, von Spießen durchbohrt, entseelt zu Boden. Ihm zunächst folgten sein Knappe und sein Hausnarr, und dann kamen die übrigen Ritter und Knechte an die Reihe. Jedes Mal, wenn ein Ritter vor die Gasse kam, ertönten Rufe, wie: „Du bist mir über das Saatfeld geritten," „du hast mir eine Maulschelle gegeben," „du hast mir das Schwert über den Kopf geschlagen," und ähnliche. Die Bauern rächten sich also für erlittene Unbilden.

Mit dieser Execution war die Sache noch nicht zu Ende, sondern man schändete selbst den Leichnam Helfenstein's. Der Pfeifer Nonnenmacher färbte seinen Spießschaft mit Helfenstein's Blut und schmierte mit dem Fett des Grafen den Spieß selbst ein. Eben so that die „schwarze Hofmännin" an ihren Schuhen. Der Hauptmann Remy steckte die Helmfedern des Grafen auf seinen Hut. Jäcklein Rohrbach legte den Harnisch und das Damastwamms des Gespießten an und stellte sich so vor die Gräfin mit den höhnischen Worten: „Frau, wie gefall' ich Euch in der damastenen Schaube?" Auch sonst wurde die unglückliche Wittwe auf das roheste mißhandelt. Man riß ihr das Geschmeide ab, zerriß ihr die Kleider, warf sie selbst mit ihrer Magd und dem Kinde auf einen Mistwagen und führte sie in diesem Aufzuge nach Heilbronn. Bauern und Bürger liefen zur Seite des Karrens und riefen: „Auf einem goldenen Wagen bist du in Weinsberg eingefahren, auf einem Mistwagen fährst du hinaus!" Die Gräfin antwortete hierauf: „Christus der Herr ist am

Palmtag unter dem Jubel des Volkes in Jerusalem eingezogen und hat bald darauf Spott und Kreuz leiden müssen; der tröste mich!"

So feierten die Bauern den Ostermorgen des Jahres 1525 in Weinsberg. Um Mittag hatten sie ihr Werk vollendet und konnten sich von ihren Strapazen ausruhen. Das thaten sie bei lustigem Gelage.

X.

In einem Nonnenkloster.

Georg Metzler, Florian Geyer und Wilderich von Ravenhorst hatten sich an der Blutthat des Rohrbach'schen Haufens nicht betheiligt. Ravenhorst war mit seinen Leuten auch nicht bei dem Sturme von Weinsberg zugegen, sondern hatte sich bereits an der Tauber, bei dem Städtchen Bischofsheim, von dem Hauptzuge getrennt. Er wollte eine Streiftruppe des schwäbischen Bundes verfolgen und wo möglich vernichten, welche, bald hier, bald dort auftauchend, die Bauern unaufhörlich belästigte und alles, was an „Rottirern" in ihre Gewalt kam, spießte oder aufknüpfte. Die Rotte zu vernichten, gelang Herrn von Ravenhorst nicht; jedoch erreichte er, nach mancherlei Kreuz- und Querzügen, so viel, daß er die lästigen Hornissen aus einander sprengte und sie weit über die Tauber zurücktrieb.

Die Bauern hatten auf dieser Fahrt wenig Beute gemacht und hielten ihren Unwillen darüber nicht zurück. Am Grünendonnerstag erschien des Morgens eine Deputation vor Ravenhorst und stellte ihm vor, daß die

Lebensmittel bis auf einen geringen Theil ausgegangen seien und man verhungern müsse, wenn nicht bald Hülfe geschafft werde. Zum Glück liege ganz in der Nähe ein stockreiches Nonnenkloster; der Hauptmann möge erlauben, daß man sich aus diesem auf's neue verproviantire. Man mache sich anheischig, daß keine Excesse vorkommen sollten. Ravenhorst gab, da er keinen Ausweg sah, seine Einwilligung.

„Bald kamen etliche Bauern" — so erzählt die Klosterchronik — „und erklärten, sie wollten mit uns Bruderschaft machen und unsere Schirmherren sein, und schlugen ein rothes Kreuz an das Klosterthor; das war das Zeichen, daß uns Fremde überfallen wollten. Als die Priorin dieses dem Convent berichtete, so erklärten sämmtliche Nonnen, sie wollten keine »Purenschwestern« (Bauernschwestern) sein und erhoben ein so großes Geschrei, daß der Kaplan am Beichtfenster dieses hörte und zur Beichtenden sagte: »Gott wolle dieses Uebel abthun, daß sie eine ‚Purin' (Bäuerin) sein müsse, — sie sei eine Dam'«. Hierauf rief die Priorin das Capitel zusammen und eröffnete den Frauen, was vorgehe, da sich immer mehr und mehr Bauern im Klosterhof eingefunden hatten. Sie ermunterte uns, daß wir auf Gott unsere Stärke setzen sollten; es seien mehr, die mit uns streiten, als derer, die gegen uns seien, und wir hätten noch das voraus, daß wir mit König Josaphat unsere Hände zum Herrn erheben und Ihn um Hülfe anrufen könnten. Dann drückte sie Jeder das Kreuzzeichen auf die Stirne. Während wir uns im Convent darüber berietheu, ob wir das Kloster verlassen oder bleiben sollten, ging die Priorin an den Oelberg, um zu beten.

„Schon hatte das ganze Klosterpersonal sich hinter dem Gitter zum Abzuge geordnet: vorn standen die Schulkinder, dann die kranken Frauen, die Novizen und zuletzt der Convent. Der fromme Hofmeister gab sich alle erdenkliche Mühe, ein Einverständniß mit den Bauern herbeizuführen; allein etliche unter ihnen ließen sich zu keiner Einigung herbei. Als eine Schwester das Gitter schon geöffnet hatte und die Bauern eindringen wollten, rief der Kaplan: manete, manete! (Bleibet, bleibet!) Im gleichen Moment kam auch der Hofmeister dazwischen und sagte zur Priorin: sie solle das Kloster verschlossen halten, bis er wieder zurück sei. Er nahm die Bauern mit sich und ritt mit ihnen zum hellen Haufen im Ried und begehrte ihren Hauptmann zu sprechen.

„Der Hofmeister stellte ihm die traurige Lage des Gotteshauses vor, worauf der Hauptmann sagte: es sei ihm von Herzen leid; allein die äußerste Noth dränge ihn zu diesem Schritte. Es sei nun einmal Krieg, und da müsse Mancher sich manches gefallen lassen, was er lieber ungeschehen sähe. Auch werde das Kloster wohl so viel Vorrath an Speise und Trank haben, daß es hungernde Mitmenschen davon sättigen könne. Worauf der Hofmeister entgegnete: Daran solle es ihnen nicht liegen, obwohl das Kloster wenig Vorrath berge und keine Aussicht habe, so bald neuen zu erlangen. Man habe jedoch erfahren, daß die Bauern das Kloster niederbrennen und den Convent auseinander treiben wollten. »Wer hat euch dieses gedroht?« fragte der Hauptmann; »ich will ihm stracks den Kopf vor die Füße legen«. Der Hofmeister erwiderte, gedroht habe von den Bauern keiner damit; aber der Klosterknecht Vincenz habe es gesagt. »Dann jagt

den Klosterknecht zum Teufel«, sagte hierauf der Hauptmann, »und schafft euch einen andern an, der sich von alten Weibern nicht zur Schwätzerei anstecken läßt!« Der Hofmeister hat aber doch Angst gehabt, daß die Bauern thun möchten, was Vincenz gesagt. Er wandte sich deshalb an diese und bat sie dringend, sie sollten doch vom Verbrennen des Klosters und vom Vertreiben des Convents abstehen. Die Bauern hielten eine Unterredung und erklärten: sie wollten unsere Brüder sein. Der Hofmeister erwiderte: er finde kein Vergnügen an ihrer Antwort. Er forderte sie auf, ihm schriftlich zu erklären: 1) daß sie das Kloster nicht verbrennen, 2) ihm keine Schatzung auflegen und 3) den Convent nicht vertreiben wollten. Die Bauern stellten diese Urkunde aus; ein Schreiber aus Constanz, der sich bei dem hellen Haufen befand, hatte selbe verfaßt. Als der Hofmeister mit dem Schreiben zurückkam, so war die Freude unter den Schwestern unbeschreiblich, da sie hörten, das Kloster solle stehen bleiben und die Nonnen würden nicht vertrieben. Wäre die Noth nicht so groß gewesen, wir hätten uns todt lachen müssen. Die eine hatte zwei oder drei Kelchtüchlein auf dem Kopf; andere hatten zwei Schleier umgeworfen; andere hatten viel Ding in den Busen geschoben und in den Rücken; andere hatten drei Unterröcke an, einen Pelz, einen braunen und einen rothen Rock, so daß sie nicht hätten aus dem Thor kommen können.

„Mit dem Hofmeister kamen nun auch die Bauern zurück, schrieen und verlangten, daß man ihnen den Weinkeller öffne. Zwei Schwestern trugen ihnen Wein in Kübeln herbei, wobei die Meisten sich derart betranken, daß sie kaum mehr lallen konnten. Ihr Hauptmann,

welcher auf dringliches Bitten unseres Hofmeisters mit herübergekommen war, hatte es nicht gern gesehen, daß wir den Weinkeller geöffnet hatten, denn er kannte seine Leute. Aber was wollten wir machen! Sobald er den Befehl gegeben hatte, den Weinkeller zu schließen, begehrten diejenigen, welche noch sprechen konnten, Fleisch. Da wir keines hatten, so gaben wir ihnen einen Ochsen; den schlachteten sie sogleich und sotten das Fleisch selbst; es war ihnen also noth zu essen, daß sie das Fleisch schier roh aßen. Darauf liefen sie in die Kirche, nicht um zu beten, sondern sie stachen in das Beichthaus und meinten, der »Beichtiger« säße darin. Hierauf liefen sie um das Gotteshaus herum und sangen: »O du armer Judas, was hast du gethan.« Endlich drangen sie in unsern Viehstall, banden das Vieh los und trieben es fort. Das konnte der Hauptmann nicht hindern. Als dieser nun fortgehen wollte, ist der Hofmeister zu ihm getreten und hat ihn gefragt, wie er zu dieser wilden Rotte komme, da er selbst doch ein so guter Herr sei. Der Hauptmann gab hierauf keine Antwort, sondern schaute starr auf den Boden. Da sprach der fromme Hofmeister noch inständiger zu ihm, es sei heute Gründonnerstag, ob er schon sein Ostermahl mit Christo gegessen hätte. Fuhr der Ritter grimmig auf und rief: »Das ist mein' Sach'! Wenn ihr euere Psalmen ableiert und euere Weinkeller füllt und euere sieben Kreuze schlagt, so meint ihr, ihr hättet genug gethan, und Jeder, der nicht plärrt wie ihr, der sei kein guter Christ.« Die Priorin hat im Gegentheil den Ritter gebeten und viele Frauen mit ihr, er möge die Hauptmannsstelle behalten, bis die böse Zeit vorüber sei; denn er könne viel Unheil abwehren an der Spitze dieses wilden Haufens und sich

um Kaiser und Reich hochverdient machen. Darauf ist der Hauptmann auch fortgegangen. Dem Herrn aber und seinen Auserwählten sei ewig Lob und Dank, daß er uns so wunderbarlich und väterlich errettet hat, da wir von aller Menschenhilf so gar verlassen waren."

Bei seinen Leuten wieder angekommen, wollte Wilderich von Ravenhorst gerade das Zeichen zum Aufbruch geben, als zwei trunkene Bauern einen Hausirer daher schleppten, den sie, so viel man aus ihren verworrenen Redensarten verstehen konnte, „auf einem freien Streifzüglein gar listig von der Heerstraß' abgefangen" hätten und nun „zur Verantwortung gründlich in's Verhör nehmen" wollten. Der Hausirer wandte sich an Ravenhorst um Hülfe und Schutz vor den rüden Gesellen und übergab demselben seinen Tragkorb zur Untersuchung; er gehöre weder zu den Lutherischen noch zu den Papisten, weder zu der Partei der Bauern noch zu derjenigen der Fürsten, sondern ziehe über Land, um sich des Leibes Nothdurft zu verdienen, sagte er. Ravenhorst ließ den Tragkorb durchsuchen; Verdächtiges wurde darin nicht gefunden, wohl aber ein Convolut Drucksachen, darunter die „Zwölf Artikel gemeiner Bauerschaft" und Luther's Antwort auf dieselben. Letztere war etwas Neues für Ravenhorst und seinen Haufen; er kaufte dem Hausirer ein Dutzend Exemplare ab und ließ den Mann darauf seines Weges ziehen.

Nicht leicht befand Luther sich jemals in so großer Verlegenheit, wie eben jetzt. Wenn sein Unternehmen gelingen sollte, so bedurfte er zwar vor allem der Zustimmung der Fürsten und des Adels, denn es galt damals und noch anderthalb Jahrhunderte hindurch nachher der

Gewaltgrundsatz: „Cujus regio, ejus et religio,“ [1]) und nur durch rücksichtslose Ausführung dieser Maxime gelangte das Lutherthum, so weit es die Religion betraf, zur Geltung, wie die Geschichte der Religionskriege des 16. und 17. Jahrhunderts zeigt. Aber der Reformator durfte auf der andern Seite doch auch die Volksgunst nicht verscherzen. Die Bauern-Rebellion hatte Luther's Evangelium und seine evangelische Freiheit den Fürsten gewaltig verdächtigt. „Es sind,“ so huben die zwölf Artikel der Bauern an, „es sind viele Widerchristen, die itzund von wegen der versammelten Bauerschaft das Evangelium zu schmähen Ursach nehmen, sagend, das sind die Frücht' des neuen Evangeliums: Niemand gehorsam sein, an allen Orten Empörung, sich heben und aufbäumen, mit großer Gewalt zu Haufe laufen und sich rotten, geistliche und weltliche Obrigkeit zu reformiren, auszureuten, ja vielleicht gar zu erschlagen...“ Luther konnte sich gegen so schwere und thatsächlich gegründete Anschuldigungen nicht leicht und oberflächlich vertheidigen, wie die Bauern es in den folgenden Sätzen ihres Manifestes thun, wo sie sagen: „Das Evangelium ist nicht ein' Ursach' der Empörung oder des Aufruhrs, dieweil es eine Rede ist von Christo dem verheißenen Messia; welcher, Er das Wort und das Leben, nichts denn Liebe, Fried', Geduld und Einigkeit lehret, also, daß Alle, die in diesem Christum glauben, liebevoll, friedlich, geduldig und einig werden. Da nun der Grundzug aller Artikel der Bauern dahin gerichtet ist, das Evangelium zu hören und demgemäß zu leben, — wie mögen dann die Widerchristischen das Evangelium ein' Ursach' der Empörung und des Ungehorsams nennen?...“

[1]) „Der Landesherr bestimmt über die Religion seiner Unterthanen.“

Das ist eine nackte Behauptung, vom Lutherischen Standpunkte aus betrachtet, die aber für den nachdenkenden Gegner und eben so gut für jeden ehrlichen Anhänger Luther's gerade dasjenige einräumt, was sie widerlegen soll, indem sie zu dem Schlusse drängt: „Ergo, — weil Christi Evangelium Friede lehrt, Luther's Evangelium Empörung einträgt — stimmt Luther's Evangelium nicht mit demjenigen Christi.“ Nahm Luther die Bauern in Schutz, so hatte er die Fürsten und den Adel gegen sich; gab er den Bauern Unrecht, so stand er als zweizüngig da und es war um seine Popularität geschehen. Noch behauptete er unter allen Reformatoren den ersten Platz; aber schon war ein Zwingli da, ihn zu ersetzen, wenn er abtrat, — Zwingli, ein freier Schweizer und der Bauern Freund; von manchen Andern gar nicht zu reden. Die Vermahnung an Fürsten, Adel und Bauern, womit Luther sich aus der Klemme zu helfen suchte, ist zu charakteristisch für den Mann und die Zeit, als daß wir nicht den Kern derselben hier wiedergeben sollten, zumal da die besagte Expectoration des Reformators auf das Geistesleben und den innern Bildungsgang einer unserm Helden so nahe stehenden Person, wie Wilderich von Ravenhorst ist, bestimmend einwirkte.

»Erstlich mögen wir Niemand auf Erden danken solchen Unraths und Aufruhrs, denn euch Fürsten und Herren, sonderlich euch blinden Bischöfen, tollen Pfaffen und München, die ihr, noch heutiges Tags verstockt, nicht aufhört zu toben und wüthen wider das heilige Evangelium, ob ihr gleich wisset, daß es recht ist und es auch nicht widerlegen könntet.«

„Was!" rief Ravenhorst laut auf. „Hat das Luther geschrieben? — Da rede mir noch der Henker von Luther's Ehrlichkeit! Eine saubere Widerlegung, die eigene Anklage in verdächtigender Falschheit dem Gegner aufbürden!"

„Aber er hält doch mit uns, Herr Hauptmann," meinte einer von den Bauern, welche ihn im Kreise umstanden.

„Und wenn auch eine Legion von Schurken mit uns hält, so bleiben sie gleichwohl Schurken!" donnerte Wilderich. Nach einer Pause las er weiter: »Dazu in weltlich Regiment ihr nicht mehr thut, denn daß ihr schindet und schatzt, euere Pracht und Hochmuth zu führen, was der arme gemeine Mann nicht kann noch mag länger ertragen....«

„Bravo, bravo!" schrieen die Bauern.

....»Das Schwert ist euch auf dem Halse. Ich hab's euch zuvor vielmals verkündigt, ihr sollt euch hüten vor dem Spruch, Psalm 107: Er schüttet Verachtung auf die Fürsten, und wollt auf den Kopf geschlagen sein; da hilft kein Warnen noch Vermahnen für. Denn das sollt ihr wissen, lieben Herren, Gott schafft's also, daß man nicht kann noch will noch *soll* euere Wütherei länger dulden...«

Wieder unterbrach ein Beifallsgeschrei den Leser, welcher hierauf fortfuhr: »Ihr müsset anders werden und Gottes Wort weichen. Thut ihr's nicht durch freundliche, willige Weise, so müsset ihr es thun durch gewaltige und verderbliche Unweise. Thun's die Bauern nicht, so müssen's Andere thun. Und ob ihr sie alle schlügt, so sind sie noch ungeschlagen; Gott wird Andere erwecken; denn er will euch schlahen und wird euch schlahen. Gott

ist es selbst, der setzt sich wider euere Wütherei. Und wenn ich Lust hätte, mich an euch zu rächen, so möcht' ich jetzt in die Faust lachen und den Bauern zusehen oder mich auch zu ihnen schlahen und die Sache helfen ärger machen. Aber da soll mich mein Gott für behüten wie bisher ...« Ravenhorst schüttelte den Kopf und lachte bitter, während die Bauern verdutzt dreinsahen; doch glätteten sich ihre Mienen wieder bei dem Folgenden: »Ihr wisset nicht, wo das Ende bleiben wird! Sucht's zuvor gütlich, auf daß nicht ein Funken angehe und ganz Deutschland anzünde, das Niemand löschen könnte ... Sie haben zwölf Artikel gestellt, unter welchen etliche so billig sind, daß sie auch für Gott und der Welt den Glimpf nehmen. Ich hätte wohl andere Artikel wider euch zu stellen, die gemein Deutschland und das Regiment betreffen, wie ich gethan hab' im Buch an den deutschen Adel, daran wohl mehr gelegen wäre. Den ersten Artikel, da sie begehren, das Evangelium zu hören, und das Recht, einen Pfarrherrn zu erwählen, künnt ihr nicht abschlagen mit einigem Schein ...« — die Bauern drängten sich dichter um Wilderich zusammen und lauschten gespannt — ... »wiewohl der eigene Nutz mit unterläuft, daß sie fürgeben, solchen Pfarrherrn mit dem Zehnten zu unterhalten, der nicht ihr ist.«

„Was meint ihr dazu, he?" rief Wilderich höhnisch. „Papistische Ansichten, gelt? Hahahaha! — Hört weiter! »Die andern Artikel, so leibliche Beschwerung anzeigen, als mit dem Leibfall, [1]) Auffsätze und dergleichen, sind ja auch billig und recht.«

„Aha, aha!" murmelten die Zuhörer.

[1]) Handlohn bei Sterbefällen.

»Denn Obrigkeit nicht darum angesetzt ist, daß sie ihren Nutz und Muthwillen an den Unterthanen suche, sondern Nutz und das Beste verschaffe bei den Unterthanen.« Bravorufe zwangen den Vorleser, einen Augenblick inne zu halten. »Nun ist's ja nicht die Länge erträglich, so zu schatzen und schinden. Was hülf's, wenn eines Bauern Acker so viel Gulden als Halme und Körner trüge, so die Oberkeit nur desto mehr nähme und ihren Pracht damit immer größer machte und das Gut so hinschleudert mit Kleidern, Saufen, Fressen, Bauen und dergleichen, als wär' es Spreu. Man müßte ja den Pracht einziehen und das Ausgeben stopfen, damit ein arm' Mann auch etwas behalten kann!«

Abermals erscholl ein lange anhaltendes Beifallsgeschrei.

Ravenhorst begann nach einer kurzen Zwischenpause, Luther's Anrede an die Bauern vorzulesen. Gleich der Anfang, die Benennung: »Lieben Freunde und Herren!« machte auf die Bauern gewaltigen Eindruck; denn so hatte sie bis jetzt noch Niemand angeredet. Nicht gleich zufriedene Gesichter zeigten sie indessen, als sie vernahmen, wie Luther dagegen eiferte, daß die Bauern sich einen christlichen oder evangelischen Haufen nännten. Sein Christenthum und sein Evangelium, sagte er, hätten mit ihrer Rebellion nichts gemeinsam. Die Bauern sollten sich so nicht nennen; Gott verbiete allen Aufstand, und sie seien dadurch nicht entschuldigt, daß die Obrigkeit zu böse und ungerecht sei; denn Empörung sei immer gegen göttlich, christlich und natürlich Recht. Im Evangelium stehe: »Wer das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert umkommen; die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr;« sie sähen den Splitter in der Obrigkeit Augen,

nicht aber den Balken in ihren eigenen. Es sei unziemlich für einen Christen, ja es sei ihm nach christlichen Rechten geradezu verboten, der Macht sich entgegen zu stemmen; der Christ dürfe nichts als leiden, dulden und sich nehmen lassen. »Wer dich zwingt, eine Meile Wegs zu gehen, mit dem gehe zwo Meilen, und wer dir den Mantel nimmt, dem laß auch den Rock, und wer dich auf den einen Backen schlägt, dem halte den andern auch dar.« Leiden, Leiden, Kreuz, Kreuz, das sei des Christen Recht, das und kein anderes.

„Und bloß Luther's Heftigkeit ist eine christliche Heftigkeit, anderer Leute Heftigkeit ist widerchristlich," bemerkte Wilderich in bissigem Tone zu dieser Stelle.

All dies Eifern gegen die Benennung des „christlichen oder evangelischen Haufens" war jedoch nichts im Vergleich zu dem Folgenden. Luther erklärt, er wolle sich gegen ihr (der Bauern) Vornehmen setzen und Gott bitten darum; denn er wisse wohl, woher es komme: das sei der leidige Teufel, so diese Mordpropheten und Rottengeister unter sie gesandt habe. Hiermit wolle Satanas ihn (Luther) vertilgen und aufzufressen suchen. »Nun, er fresse mich denn, es soll ihm der Bauch enge genug danach werden,« schrieb Doctor Luther wörtlich. »Hieraus ist nun leichtlich auf all euere Artikel geantwortet; denn ob sie gleich alle natürlich recht und billig wären, so habt ihr doch alles verderbt, da ihr durch eigene Ungeduld und Frevel sie der Oberkeit abdringen wollt. Was sind mir das für Christen, die um des Evangelii willen Räuber, Diebe und Schälke werden und sagen darnach, sie seien evangelisch?!«

„Heda, da ist ja schon wieder der Papist!" lachte Wilderich. Die Bauern aber schwiegen; sie wußten nicht, was sie hörten.

Im weitern Verlauf seiner Vermahnung kommt Luther auf die Zehnten und die Pflicht des Christen, sich von Jedermann prügeln zu lassen, zurück. Sie, die Bauern, bemerkt er, disponirten schon über die Zehnten, da sie doch nicht ihrer wären; sie schalteten, als ob sie schon Herr im Lande seien. Die Erlösung durch Christus habe keineswegs die Leibeigenschaft aufgehoben; denn dies gelte nur vom geistlichen, nicht aber vom weltlichen Regiment. Die andern Artikel überlasse er den Rechtsgelehrten; nur zieme es einem Christen auf keinen Fall, daß er um sein vermeintliches Recht zanke. Denn ein Christ müsse »sich lassen rauben, nehmen, drücken, schinden, schaben, fressen und toben, wer da will; denn der Christ ist ein Martyrer auf Erden. Sehet, meine lieben Herren und Freunde, das ist mein Unterricht, so ihr von mir begehrt habt in einem andern Zettel. Wenn nun dies zu euch kommt, so schreit nicht so bald: der Luther schmeichelt den Fürsten, er redet wider das Evangelium; seht zuvor und leset meinen Grund.« Luther schließt mit einer Ermahnung an Fürsten und Bauern. Auf beiden Seiten, bemerkt er richtig, sei Unrecht; darum werde man auf beiden Seiten verderben, und werde Gott einen Buben durch den andern strafen. »Ihr H e r r e n habt wider euch die Schrift und Geschichte, wie die Tyrannen nicht sollten am trockenen Tod sterben, sondern gemeiniglich erwürgt werden und im Blut umkommen, weil denn gewiß ist, daß ihr tyrannisch und wüthiglich regiert, das Evangelium verbietet und den armen Mann so schindet und drückt. Darum habt

ihr keinen Trost und Hoffnung, denn daß ihr umkommet, wie eueres Gleichen sind umkommen. Ihr Bauern aber habt auch Schrift und Erfahrung wider euch. Nie hat eine Rotterei ein gut Ende genommen. Und wenn ihr gleich gewünnet und alle Herrschaft erwürbet, würdet ihr zuletzt doch euch selbst einander zerfleischen, wie die wüthigen Bestien. Mir ist's am allerleidesten und hoch zu erbarmen, und wollt's gern mit meinem Leben und Sterben abkaufen, daß auf beiden Seiten zween unüberwindliche Schaden folgen. Denn die freie Ausbreitung des Evangeliums wird viel gehindert und Deutschland verwüstet werden. Darum nun mein Rath, daß man schiedsrichterliche Auskunft wähle, aus dem Adel Etliche und aus den Städten, und daß ihr Herren euern steifen Muth herunter lasset, welchen ihr doch müsset zuletzt lassen, ihr wollet oder wollet nicht, und weichet ein wenig von euerer Tyrannei und Unterdrückung, daß der arme Mann auch Luft und Raum gewinne, zu leben. Wiederum müssen auch die Bauern sich weisen lassen und etliche Artikel, die zu viel und hoch greifen, daran geben. Folgt ihr Beide dem Rathe nicht, so werdet ihr sammt und sonders ewig verdammt; denn ihr streitet Beide nicht als Christen, sondern als Heiden. Wohlan, ich habe, als mir mein Gewissen Zeugniß gibt, nach allem christlich und brüderlich treu genug gerathen. Gott gebe, daß es helfe! Amen.«

„Da habt ihr die Weisheit Luther's," sagte Wilderich von Ravenhorst, das Libell zwischen den Fingern zerknitternd und es danach in's Feld schleudernd. „Wenn ihr euch der Worte erinnert, die mich in Ballenberg zu euerm Hauptmann gemacht haben, so werdet ihr finden, daß Doctor Luther's Ansichten mit den meinigen, die ja

damals auch die euerigen waren, nicht stimmen. Wem also wollt ihr folgen? Entscheidet euch! Seid ihr gesonnen, die Waffen zu strecken und die Herren Edelleute wegen eueres Ungehorsams um Verzeihung zu bitten, — ich kann euch nicht hindern; ich werde alsdann meine Stelle niederlegen und meiner Wege gehen. Glaubt ihr aber, mit den geharnischten, hinter festen Burgmauern seßhaften Fürsten nicht anders erfolgreich reden zu können, als Schwert gegen Schwert, Faust wider Faust, nun, dann glaubt ihr wie ich, und ich bleibe euer Hauptmann, bis wir siegen oder fallen!"

„Es lebe der Hauptmann!" schrieen die Bauern.

Wie hier, so verhallte Luther's Stimme dies Mal aller Orten im Reich wirkungslos.

Ravenhorst brach jetzt auf und nahm die Richtung auf Neckarsulm zu, um sich wieder mit dem Metzler'schen Haufen zu vereinigen.

XI.

Die Vergeltung.

Sobald die Nachricht von der unmenschlichen Niedermetzelung des Adels zu Weinsberg dem schwäbischen Bunde zukam, ertheilte dieser unverzüglich an seinen obersten Feldhauptmann Georg Truchseß den Befehl, er solle mit seinem Heer vom Bodensee heraufziehen. Truchseß hatte mittlerweile die Bauern in zahlreichen Treffen geschlagen und endlich einen Vertrag mit ihnen abgeschlossen, kraft dessen die Bauern des Allgau's und Bodensee's der Verbindung unter sich entsagen, auseinandergehen, alle eroberten Orte wieder ausliefern und alle zuvor bestandenen Pflichten,

Abgaben und Zehnten ihren Obrigkeiten vorläufig wieder leisten sollten, bis zum vollen Austrage der Beschwerden, welche sie über ihre Herren etwa zu führen hätten.

Truchseß weigerte sich anfangs, dem Befehl der Bundesräthe Folge zu leisten, indem er darauf hinwies, daß am Untersee in Zell der gesammte Adel vom Hegau nebst den Räthen der österreichischen Regierung von den Rottirern gefangen gehalten würde, sowie daß die Bauern im Ober- und Unter-Allgau, ungeachtet des abgeschlossenen Vertrages, keineswegs beruhigt seien, sondern daß sie noch die ganze Gegend vom Iller bis zum Lech durchstreiften. Allein die Bundesräthe bestanden auf ihrem Befehl, und Truchseß mußte sich schließlich unterwerfen. Nachdem er dem in Zell bedrängten Adel fünfhundert Reiter zu Hülfe geschickt hatte, rückte er mit dem Rest seines Heeres, der sich kaum auf sechstausend Mann belief, in's Würtembergische vor, gen Stuttgart. Vor sich, hinter sich und zu beiden Seiten war er von Feinden umgeben und bedroht; auch im Breisgau waren die Bauern aufgestanden und hatten sich der Hauptstadt Freiburg bemächtigt. Obendrein machte Truchseß die traurige Erfahrung, daß er sich auf seine eigenen Leute nicht verlassen könne. Er besetzte auf dem Marsche nach Stuttgart das Städtchen Herrnberg; die Bauern aber vertrieben seine Besatzung im Angesichte seines Heeres und nahmen das Städtchen wieder ein. Nun befahl Truchseß seinen Fußknechten, Sturm zu laufen. Da entgegneten ihm diese, daß sie nicht gesonnen seien, gegen ihre Brüder, Verwandten und Freunde zu streiten. Alle Drohungen und Versprechungen nützten nichts; weder er selbst noch der Graf Wilhelm von Fürstenberg, welcher das Fußvolk commandirte, vermochten die Meuterei, an der auch Haupt-

leute sich betheiligten, zu bemeistern. Erst nach einigen Tagen, als man ihnen den vollen Monatssold auszahlte, fügten sie sich. Das Städtchen Herrnberg war im Besitz der Bauern geblieben.

Die erste Schlacht auf würtembergischem Boden fand am 12. Mai bei Beblingen und Sindelfingen statt. Truchseß gewann sie durch seine Reiterei; das Fußvolk kam gar nicht in's Treffen. Die Gesammtstärke der Bauern belief sich auf einige zwanzigtausend Mann. Es blieben ihrer gegen achttausend auf der Wahlstatt; all ihr Geschütz zusammt der Wagenburg [1]) ging verloren. Diese Schlacht war entscheidend; in wenigen Tagen hatte das ganze Herzogthum Würtemberg dem österreichischen Erzherzog Ferdinand wieder gehuldigt, und alle Rebellion hatte ein Ende. Das Gerücht vergrößerte den Sieg und machte ihn dadurch desto erfolgreicher. Von einem Bauernheer zum andern eilte die Botschaft auf Windesfittigen. Truchseß hatte einen unanfechtbaren Beweis von seiner Kriegskunst und seinem Muthe gegeben.

Der siegreiche Feldherr drang nun unaufhaltsam vorwärts. Am 14. Mai wurde Weinsberg von den Bündischen eingenommen. Der schwäbische Bund hatte dem Truchseß zwar, wie er sonst gewöhnlich in landesväterlicher Fürsorge zu thun pflegte, keine bestimmten Verhaltungsmaßregeln in Betreff der adelsverrätherischen Stadt gegeben; der Feldhauptmann aber glaubte die Empörung am ersten und nachhaltigsten dadurch zu dämpfen, daß er mit gleicher unerbittlicher Strenge vorging, wie die Bauern thaten. Um ein abschreckendes Exempel zu statuiren, ließ

[1]) Den Gebrauch der Wagenburgen hatte man von den Böhmen gelernt, welche damals zahlreich in deutschem Solde dienten.

er zunächst die Stadt anzünden, wie ja auch die Bauern die Burg angesteckt hatten. Er befahl im Namen des Bundes, daß Weinsberg nie wieder aufgebaut werden solle; die Ruinen sollten ein ewiges Denkmal des Verrathes der Einwohner an dem Adel sein. „In Hinsicht auf mehrere unschuldige Bürger, so in dieser Stadt ehemals gesessen," nahm der Erzherzog Ferdinand diesen Befehl später zurück; jedoch mußten die Weinsberger vorher geloben, keine Thore anzulegen, noch die Mauern wieder auszubessern, und auf demselben Fleck, wo jener Verrath an dem Adel verübt worden, ein Kreuz und eine Kapelle zu erbauen; auch sollte Weinsberg fortan nur Dorfrecht besitzen. Mehrere umherliegende Dörfer, deren Bauern sich zum hellen Haufen geschlagen hatten, ließ Truchseß ebenfalls in Flammen aufgehen.

Der Ilsberger Pfeifer Melchior Nonnenmacher, welcher dem Grafen von Helfenstein zum Tode den Tanz gespielt und mit dessen Fett seinen Spieß geschmiert hatte, war beim Anmarsch der Bündischen aus Weinsberg in einen nahen Flecken geflohen und hatte sich dort in einem Taubenschlage versteckt. Allein ein Kind verrieth ihn an die Truchseß'schen Soldaten. Der Truchseß befahl, den Kannibalen mit einer eisernen Kette an einen Baum zu binden, so daß er zwei Schritte weit um denselben herumlaufen konnte. Dann ließ er Holz herbeischaffen, dasselbe anderthalb Klafter vom Baume herumlegen und trug selbst wie die andern Edeln ein großes Scheit herzu. Hierauf wurde der Holzstoß angezündet, in dessen Flammenkreis der Pfeifer herumlief, immer schneller und schneller, brüllend vor Schmerz, bis der langsam Gebratene schwieg und zusammensank.

Jäcklein Rohrbach wurde auf der Flucht gefangen und dem Truchseß ausgeliefert; auch er mußte, an einen Weidenbaum gefesselt, unter Trommel- und Pfeifenschall den gräßlichen Feuertanz aufführen. Leutz, der Feldschreiber der Bauern, wurde ebenfalls gefangen und in Neckarsulm enthauptet; den Semmelhans, der die Burg von Weinsberg verrathen hatte, traf das gleiche Schicksal zu Hall. Ein Bauer, welcher prahlte, er habe den Dietrich von Weiler von dem Weinsberger Kirchthurme hinuntergestürzt, wurde von einem Vetter des Ritters auf den Thurm des Schlosses Vellberg geschleppt und in den Schloßgraben hinabgeworfen.

Florian Geyer wurde unweit Hall überfallen und fiel tapfer fechtend mit seiner schwarzen Schaar. Er hatte einst im Bauernrathe gestimmt: man müsse alle Burgen ausbrennen; der Edelmann solle ein Haus bewohnen wie ein gemeiner Mann; aller Standesunterschied müsse aufhören, und jeder Mann ein gemeiner freier Mann sein, damit auf deutschem Boden alles gleich sei.

Truchseß wollte jetzt gleich weiter nach Franken marschiren und der Stadt Würzburg zu Hülfe eilen, welche von den rebellischen Bauern Frankens hart bedrängt wurde. Dorthin war inzwischen auch Georg Metzler gezogen. Aus Schwaben war er zunächst in's Mainzische marschirt. Die neun im Odenwald und am Main belegenen Mainzischen Städte erklärten sich für die Bauern und traten deren Bunde bei. Metzler brach dann nach Aschaffenburg auf, welches ihm willig die Thore öffnete. Der Kurfürst war außer Landes; sein Statthalter, der Bischof Wilhelm von Straßburg, wurde zu einem Vergleich mit den Bauern gezwungen. Danach sollten u. a. alle noch übrigen Städte

des Erzstiftes, gleich den neun Odenwäldischen, den Befehlen der Anführer der „christlichen Schaar“ in allem Gehorsam leisten, ihnen Zufuhr und Sicherheit geben, ihrem Aufgebot, sobald es ergehe, Folge leisten und jedem Einwohner des Mainzischen Gebiets volle und unbedingte Freiheit gelassen werden, mit Hülfe und Beistand der christlichen Schaar zuzueilen, wie bald und wie oft er wolle. Die Klöster sollten aufgehoben, Mönche und Nonnen ihres Habits entkleidet werden und der christlichen Schaar die Ausführung vorbehalten bleiben, wenn sie nicht freiwillig erfolge. Die Geistlichkeit des Mainzischen Erzstifts sollte der christlichen Schaar binnen vierzehn Tagen eine Summe von 15,000 Gulden zahlen, wovon jedoch die Odenwälder Geistlichkeit auszunehmen sei, als welche schon hinlänglich gestraft worden. Die Stadt Mainz mußte einen ähnlichen Vertrag unterzeichnen.

Um diese Zeit war auch der Rheingau in voller Gährung. Die dortigen aufständischen Bauern hatten ihr Hauptquartier in Eltville. Sie entwarfen eigene Artikel, in denen sie z. B. forderten, es solle fernerhin kein Jude im Rheingau geduldet werden; Wasser, Weide und Wildfang sollten frei sein; da man keine Annaten weiter nach Rom zahle, so wolle der Rheingau auch nicht fürder tausend Gulden zum Pallio zahlen; die Klöster sollten alle ihre Privilegien, Briefe, Siegel, Urkunden gemeiner Landschaft ausliefern, und dergleichen mehr.

In den Rheingau begab Metzler sich nicht, sondern er wandte sich jetzt geradeswegs nach Franken. Georg von Wertheim, durch dessen Grafschaft er zog, nahm die Forderungen der Bauern an, lieferte ihnen sein Geschütz aus und machte mit ihnen gemeinschaftliche Sache. Vor

dem Einfall in das Bisthum Würzburg erwartete Metzler achttausend Mann Verstärkung, die von Rothenburg an der Tauber herauf gegen Würzburg im Anmarsch waren. Dieser Rothenburgische Haufe plünderte und verbrannte unterwegs über ein Dutzend Klöster. Alle Schlösser, auf welche die Bauern trafen, wurden angezündet. In einem einzigen Schlosse, Raigelsberg, hatten sie so viel Getreide gefunden, daß sie jedem Fähnlein ihres Heeres 150 Malter davon zutheilen konnten. Ein großes und reich beladenes Mainschiff, welches dem Bischof von Bamberg gehörte, war ihnen ebenfalls in die Finger gefallen. Sie hatten trefflich gelebt. Beim Anmarsch dieses Rothenburgischen und des Metzler'schen Haufens hatten die fränkischen Bauern sich an allen Ecken und Enden erhoben. Ebenso standen die Bauern im Bambergischen, im Eichstädtischen und in den Markgrafschaften Ansbach und Baireuth jetzt auf. Die kleinern Grafen und Ritter in Franken mußten sich dem Andrange der Uebermacht fügen. Gleich Georg von Wertheim traten dem Bauernbunde bei: die Grafen Albrecht und Georg von Hohenlohe, Graf Wilhelm von Henneberg, der Graf von Rheineck und die jungen Grafen Ludwig und Friedrich von Löwenstein. Die beiden Letztern waren anfangs geflüchtet; allein die Drohung der Bauern, all ihr Eigenthum niederzubrennen, brachte sie zurück. Man nöthigte sie, einen Bauernkittel anzuziehen und mit weißen Stäben in den Händen zu Fuße nach Heilbronn zu gehen, um dort mit dem engern Ausschuß der Bauern, welcher in jener Stadt seinen Sitz hatte, zu unterhandeln oder vielmehr die Annahme der zwölf Artikel zu beschwören. Als sie dies gethan hatten, heftete man ihnen ein weißes Kreuz, das Kennzeichen der Rottirer, auf die Brust. —

Auch der zweizüngige, falsche, von Herzensgrund feige und nur in der Uebermacht muthige, speichelleckerische, grausame, gemeine Raubritter „mit der eisernen Hand", Götz von Berlichingen, gesellte sich zu Metzler.

Der Bischof von Würzburg, Conrad von Thüngen, ein streng katholischer Kirchenfürst, scheint bei seinen Unterthanen nicht beliebt gewesen zu sein. Man wirft ihm Härte und Grausamkeit vor; daß er zwei seiner geistlichen Räthe, welche sich verheirathet hatten, entließ und aus dem Lande verwies, kann man ihm billiger Weise nicht übel nehmen. Da er sich auf seine Residenzstadt Würzburg nicht verlassen konnte, so versah er das gegenüberliegende feste Bergschloß Liebfrauenberg mit Lebensmitteln, mit dem besten Geschütz und einer stattlichen, treu ergebenen Besatzung. Der Schatz, das Archiv und alle Kostbarkeiten wurden dorthin in Sicherheit gebracht. Er selbst flüchtete dann, auf den dringenden Rath seiner Freunde, zum Pfalzgrafen nach Heidelberg.

Fünfundzwanzigtausend Mann stark rückten die Bauern vor Würzburg; die Bürger öffneten ihnen die Thore. Von dort aus durchzogen die Bauern in einzelnen Rotten das Land, um die Klöster und Schlösser zu plündern und zu zerstören.

Gegen den Liebfrauenberg wurde drei Mal Sturm gelaufen, aber jedes Mal fruchtlos. Die kleine Besatzung schlug die Belagerer muthig ab, und man ließ sich auch in keine ernstlichen Unterhandlungen ein, weil der Bischof insgeheim Nachricht geschickt hatte, daß Truchseß und der Kurfürst von der Pfalz zum Entsatze heranrückten.

Im Bauernheere entstanden Streitigkeiten zwischen den Einheimischen und den Fremden; es gab Uneinigkeit im

innern Rath, es erhob sich Mißtrauen und Eifersucht gegen die Anführer und die Edelleute. Den unschuldigen Anlaß zu diesem Mißtrauen, welches namentlich unter den fränkischen und Rothenburgischen Bauern umherschlich, hatte Wilderich von Ravenhorst gegeben durch seine zahlreichen beißenden Bemerkungen und oft leidenschaftlichen Ausfälle gegen Dr. Luther, die man vielfach mißverstand und verkehrt deutete, sowie namentlich durch eine heftige Rede, welche er im innern Bauernrath gegen Jäcklein Rohrbach und dessen Weinsberger Metzelei gehalten hatte. Er hatte es geradezu für eine Ehrensache des Bauernbundes erklärt, daß man sich nicht nur öffentlich und förmlich von den Rohrbach'schen lossage, sondern dieselben auch gefesselt den Feinden überliefere zur verdienten Züchtigung. Die Rothenburg'schen Hauptleute waren über ein solches Ansinnen dermaßen entrüstet, daß sie verlangten, Ravenhorst solle durch die Spieße gejagt und allen übrigen Edelleuten solle der Abschied gegeben werden. Da aber sprang Wilderich abermals empor, riß sein Schwert aus der Scheide und rief, von gerechtem Zorne überwältigt: „Aus euch schreit das böse Gewissen! Euch drücken Frevelthaten wie den Rohrbacher; in seiner Vertheidigung vertheidigt ihr euch selber und wollt euern Eigennutz mit dem Schein der Vorsorge für's gemeine Wohl umhüllen. Macht, was ihr wollt! Wer mich spießen will, möge kommen; ich heiße Wilderich von Ravenhorst und werde immer und überall Jedwedem Rede und Antwort stehen, sei's mit dem Munde, sei's mit dem Schwert. Keinen Streich aber führe ich mehr für die Sache gemeiner Bauerschaft, so lange ihr euch nicht von dem Rohrbacher lossagt!"

Damit verließ er den Rath. Metzler erklärte nach

seinem Fortgange, er werde Ravenhorst unter keiner Bedingung fahren lassen, da er mehr für die Sache der Bauern gethan habe, als ein Dutzend anderer Hauptleute und Prädicanten. Dagegen beharrten die Rothenburg'schen bei ihrer Meinung; namentlich waren es die Prädicanten Caspar Christ, vormals Commenthur des deutschen Ordens, Melcher und Hanns Rothfueß, beide entlaufene Klosterbrüder, sowie Johann Drischel und der berüchtigte Wittenberger Bilderstürmer Karlstadt,[1]) die das Volk fanatisirten, wie sie auch hauptsächlich durch ihre heftigen Predigten die fränkischen Bauern, vor allem die Stadt Rothenburg, aufgewiegelt hatten.

So dauerte denn der Zwiespalt eine Zeit lang fort. Wilderich von Ravenhorst wurde dies Mal durch die äußern Ereignisse ungemein in der Durchführung seiner Rolle unterstützt. Zunächst verlautete schon nach einigen Tagen die Zeitung über Truchsessens Verfahren gegen Rohrbach, Nonnenmacher, Leutz und die übrigen Rädelsführer bei der Weinsberger Blutthat. Ravenhorst begrüßte diese Post mit unverhohlener Freude — was ihm von den Rothenburgern freilich doppelt zum Verbrechen angerechnet wurde — und sah sich nunmehr wieder in der Lage, beim Rathen und Thaten der Bauern sich, wie früher, zu betheiligen. Noch wichtiger aber zur Herstellung seiner Geltung bei den Bauern war der Umstand, daß jetzt zugleich Luther's neue Schrift: „Wider die räuberischen und mörderischen Bauern" im Lager bekannt wurde.

[1]) Luther's Amtsbruder in Wittenberg; er war dort Archidiakonus an der Stiftskirche und hieß mit seinem rechten Namen Andreas Bodenstein, wurde aber nach seinem Geburtsorte Karlstadt genannt.

Der Reformator sagt sich in diesem Libell ganz von den Bauern los. Er nennt sie ungehorsame Buben und Bösewichter, Straßenräuber und Mörder, die man, heimlich oder öffentlich, wo und wie man immer könne, ohne alle Barmherzigkeit erstechen und wie tolle Hunde todtschlagen solle. Man könne nicht seliger sterben, als wenn man darüber das Leben verliere. Pflicht der Obrigkeiten sei es, keinen Augenblick länger Geduld zu haben; hie sei des Schwertes und des Zornes Zeit, nicht die Zeit der Gnade. Nichts sei so gerecht als die Sache der Fürsten; sie sollten drein schlagen, so lange sich eine Ader regen könne. Wer für die Obrigkeit umkomme, sterbe als Martyrer; jeder Bauer im Gegentheil sterbe als ein leibhafter Höllenbrand und ein Teufelsglied. Der jüngste Tag und die Zerstörung der Welt seien da.

Georg Metzler sorgte dafür, daß diese Schrift in Hunderten von Abschriften unter den Bauern verbreitet wurde. Auch den verstockten Rothenburgern gingen jetzt die Augen auf. Was Wilderich ihnen früher so oft prophezeit hatte, das sahen sie nunmehr als Thatsache vor sich: die Wohlfahrt des „armen Mannes" lag Luthern nicht am Herzen; die Bauern galten ihm nur als ein Werkzeug für seine Pläne, welches, wenn ihr Unternehmen glückte, weggeworfen, wenn es mißlang, preisgegeben werden könne.

Obwohl die neue Schrift Luther's viel dazu beitrug, den Zwiespalt im innern Bauernrathe beizulegen, machte man in der Belagerung des Schlosses Liebfrauenberg doch keine Fortschritte. Als auch der dritte Sturm mißglückt war, ließ man Bergleute kommen, welche das Schloß unterminiren und in die Luft sprengen sollten; aber ihr Werk förderte nicht. Man wollte Kanonen kaufen; allein

es waren keine zu haben. Nun sollten in der Stadt selbst neue gegossen werden. Bevor jedoch die erste fertig war, wurde dem Stückgießer von den Rächern der Kopf vor die Füße gelegt.

Georg Truchseß von Waldburg und der Kurfürst von der Pfalz, den der Erzbischof Richard von Trier, der Bischof Conrad von Würzburg, Otto Heinrich Pfalzgraf bei Rhein und zahlreiche Edelleute begleiteten, hatten ihre Heere vor Furfeld unweit Neckarsleben vereinigt und waren dann im Triumphzuge, überall siegreich, bis nahe vor Würzburg gerückt. Dort wurde eine entscheidende Schlacht bei Engelstadt geliefert. Die daselbst lagernden Bauern, auf welche die Würzburger und alle fränkischen Bauern ihre letzte Hoffnung gesetzt hatten, erlitten eine vollständige Niederlage. Das geschah auf Pfingsten. Am Pfingstmittwoch, den 7. Juni, ergab sich Würzburg den Rächern auf Gnade und Ungnade; am Donnerstage hielten die Fürsten ihren Einzug.

Todesstille herrschte in der Stadt. Den Reisigen der Fürsten war befohlen, nicht abzusitzen; sie blieben bis um die fünfte Stunde auf ihren Pferden. Den Bürgern und Bauern ward angesagt, sie hätten sich auf drei verschiedenen Plätzen in der Stadt zu versammeln, in einen Ring zu stellen und ihr Urtheil zu vernehmen. Es war, schreibt der Chronist, ein imponirender Anblick, den Einmarsch und die Strafhandlung mit anzusehen. Die Ritter hielten in den Straßen und auf den Plätzen in vollen scheinenden Harnischen; die Bürger der Stadt und die Bauern standen oder lagen auf den Knieen vor ihnen mit entblößtem Haupt; „unter dem Rath und den Bürgern sah man viel alte, verlebte, graue Männer, ihrer Etlichen gingen die

Augen über, und versahen sie sich nichts anders als Sterbens." Sechszig bis achtzig Mann wurden auf der Stelle, zum abschreckenden Beispiel, enthauptet; im Uebrigen aber wurde glimpflicher verfahren. Die Regelung der Verhältnisse im Einzelnen stellte man dem Bischofe anheim.

Die vereinigten Heere des schwäbischen Bundes und des Pfälzer Kurfürsten trennten sich nunmehr. Truchseß zog den Main hinauf, bestrafte die Bauern im Bisthum Bamberg und in den umliegenden Gegenden und wandte sich alsdann nach Schwaben, wo im Hegau und Allgau die Unruhen neuerdings ausgebrochen waren. Der Kurfürst von der Pfalz zog mit seinen Truppen den Main hinunter, um im Mainzischen, in seiner Pfalz und im Elsaß die Ordnung wieder herzustellen.

Der Truchseß konnte ohne Mord und Brand mit den unverbesserlichen Schwaben nicht fertig werden; dadurch aber bezwang er sie endlich. Als die Bundesräthe ihm wegen seiner Verheerungen Vorwürfe machten, antwortete er denselben: wenn sie ihn wollten Krieg führen lehren, so sollten sie lieber statt seiner in's Feld ziehen; er wolle sich an ihre Stelle daheim auf die weichen Pfühle setzen.

Während Truchseß sich in Füßen aufhielt, dankten die Bundesräthe, ohne den Feldhauptmann zu benachrichtigen, alle seine Truppen ab. Das war der Lohn! — Besser wußte Kaiser Karl sein Verdienst zu schätzen. Er schrieb ihm zwei sehr dankbare Briefe aus Spanien und ertheilte ihm die Rechte und den Titel eines Erbtruchseß des Heiligen Römischen Reiches für ihn und seine Nachkommenschaft. Des Kaisers Bruder, Erzherzog Ferdinand, bestellte ihn zum Statthalter des Landes Würtemberg.

XII.

Der „Lütfresser".

Auf einem schmalen Bergsteige, welcher zu der erzbischöflich Salzburg'schen Stadt Schlamingen führte, ritten an einem heißen Sommertage des Jahres 1525 dicht hinter einander zwei Edelleute in kriegerischer Rüstung. Das Helmvisir hatte der Vordere wegen der drückenden Schwüle aufgeschlagen, sein Hintermann dagegen nicht, weil er keins trug; zahlreiche Eindrücke seines Helmes ließen vermuthen, daß er's in irgend einer Schlacht verloren und nicht wieder aufgesucht hatte. Er mochte es wohl für entbehrlich halten bei seinen derben Knochen und seinem starken Arm. Auch der Vordere war riesenhaft groß und stark gebaut. Seine Haltung hatte aber, im Gegensatze zu dem hinter ihm Reitenden, etwas Ungeschlachtes, Rohes, so daß man ihn nach seinem Aeußern eher für einen Räuberhauptmann, als etwa für den Führer militairisch disciplinirter Truppen gehalten hätte. Das Gesicht war breit aufgedunsen und durch unleugbare Weinflecken entstellt, die Adlernase vollständig roth gekupfert; die etwas stier blickenden, hervorgetretenen und blutunterlaufenen Augen waren von starken schwarzen Brauen überschattet, während das kurzgeschorene Haupthaar, welches jetzt, da er ächzend den Helm abhob, sichtbar wurde, schon stark in's Weiße spielte. Der zottige Bart und der, wie die Lippenborsten eines Tigers, weit abstehende Schnurrbart zeigten beide Farben in malerischer Abstufung neben ein-

ander. Der Ritter, ursprünglich offenbar gleich seinem Hintermanne sehr ebenmäßig gebaut, begann etwas fettleibig zu werden; er mochte etwa fünfzig Jahre zählen. Das einzig Auffallende an seiner Rüstung war eine große goldene Kette, die er am Schwertgurte trug.

Die beiden Ritter kannten sich augenscheinlich nicht. Denn als der hinten Reitende jetzt seinem Vordermanne so nahe gekommen war, daß sie ohne übermäßige Anstrengung Zwiesprach halten konnten, wandte der Vordere sich um. „Grüß' Euch Gott!“ redete er den Andern an.

„Gott lohn's!“ versetzte der Gegrüßte.

„Soll's auch nach Schlamingen?“

„Für's Erste, ja.“

„Aha, also richtig geurtheilt.... Der Teufel und seine Großmutter soll in die Hunde fahren!“

„Wollen hoffen, daß wir ihnen auch ohne den Leibhaftigen das Fell gerben.“

„Kein Pardon wird gegeben! Die Aeser sollen haufenweise in der Sonne vermodern und durch ihren Leichengestank den Nachwuchs in der Geburt ersticken!“

„Wenn es nicht anders geht — —“

„Nein, nein, bei St. Georg! auf gütlichem Wege ist mit den Mordbrennern nichts zu beginnen. Kopf herunter! Das ist Kriegsweisheit. Ihr habt doch gehört, daß dreitausend Mann des Grafen Dietrichstein von den Schlamingern des Nachts, als sie sorglos in der eingenommenen Stadt ihre Ruhe hielten, ermordet worden sind? Und am andern Morgen wurden dreißig gefangene Edelleute hingerichtet!“

„Pfui! Wozu solche Barbarei?“

„Sie soll ihnen schwer aufbrechen, so wahr ich Frundsberg oder der »Lütfresser« [1]) heiße!"

„Wie? — Jörg von Frundsberg seid Ihr?"

„Wer sonst?"

„Dann mißverstehen wir uns — —"

„Wie so?"

„Ich bin der Bauernhauptmann Wilderich von Ravenhorst."

„Wer — was — ein Bauer? Ihr seid ein Bauer?"

„Ihr habt meinen Namen gehört."

„Dann soll Euch aber der Satan holen, bei Sanct Georg!"

„Was so viel heißt, als der »Lütfresser« und der Herrscher im Höllenreich machen Waffenbrüderschaft. Wohlan, Herr Lütfresser! habt Ihr Lust zum Morgen-Imbiß, so probirt's mit mir. Vielleicht schmeck' ich Euch: Kaninchen- oder Kalbfleisch verspeist Ihr nicht an mir." Wilderich sprach das ohne die geringste Erregung, im Tone leichten, gemüthlichen Humors, und ohne Miene zur Abwehr eines Angriffs zu machen.

Frundsberg betrachtete sich den stattlichen Ritter sehr gründlich. Der grimmige Ausdruck seiner Züge milderte sich nach und nach; auch stieß er das Schwert in die Scheide zurück. Dann brummte er etwas Unverständliches in den Bart und ritt weiter. Ravenhorst folgte nach.

[1]) „Lütfresser" wurde Georg von Frundsberg von den Schweizern im französischen Heere genannt seit der Schlacht von Pavia, wo an 3000 ihrer Stammesgenossen vor ihm und seinen Landsknechten in's Gras hatten beißen müssen.

Nach einer Weile blickte Frundsberg über die Schulter nach Wilderich um und fragte: „Warum tragt Ihr kein Visir?“

„Weil ich keins habe,“ antwortete Ravenhorst launig.

„Weshalb schafft Ihr Euch keins an?“ frug Frundsberg in derselben Weise wie vorher. „Habt Ihr all Euer Hab und Gut bei dem Bauernpack verlottert? Pfui! solltet Euch was schämen! So'n strammer Bursch, wie Ihr, läuft den unweisen Hunden nach! Habt Ihr denn nicht gelesen, was Doctor Martinus hat ausgehen lassen, daß man sie todtschlagen soll wie tolle Rüden?“

„Richtig, Herr Lütfresser,“ versetzte Wilderich im Tone seines frühern Humors. „Und habt Ihr nicht gelesen, was derselbe Doctor Martinus vordem hat ausgehen lassen über christlich evangelische Freiheit, und was er den Bauern geantwortet hat auf ihre zwölf Artikel? »Und ob ihr sie alle schlügt«, hat er da zu den Fürsten gesprochen, »so sind sie noch ungeschlagen; Gott wird Andere erwecken. Denn Er will Euch schlahen und wird Euch schlahen. Gott ist's selbst, der sich setzt wider euere Wütherei.«“

„Mag er früher gesagt haben, was er will,“ rief Frundsberg heftig; „er hat sich jetzt gegen sie erklärt. Das genügt für mich; denn das Mönchlein hat den Kopf auf dem rechten Fleck sitzen, und Ihr habt Euch den Kopf verdrehen lassen. Und ich sag's noch ein Mal: schämen solltet Ihr Euch, mit diesen Mordbrennern zu halten!“

„Herr Lütfresser, wenn ich mich recht erinnere, so sagtet Ihr vorhin, man solle Niemanden Pardon geben; die Aeser der Bauern sollten haufenweise in der Sonne vermodern ...“

„Das haben sie auch verdient, das sollen sie auch!" schrie Frundsberg. „Und Euch wird's nicht besser ergehen, wenn Ihr in Euerm Trotz beharrt. Ich sag's noch ein Mal: schämt Euch was, Ihr... Ihr..." Das Folgende verlief in ein unverständliches Gemurmel.

„Bester Herr von Frundsberg," sagte Wilderich jetzt mit Ernst und Nachdruck, „wollet nicht mit zweierlei Maß messen! Was für den Einen recht, ist für den Andern billig. Ich meinestheils verdamme sowohl die eigenen Freunde wegen unmenschlicher Barbarei, wie diese Schlaminger Metzelei eine ist, als auch die Gegner meiner Ansichten; und gelingt es mir, bei diesen Salzburger Haufen Macht zu gewinnen, so soll der verrätherische Mord nicht ungestraft bleiben, darauf gebe ich Euch mein Ritterwort."

Frundsberg schwieg. „Habt Ihr denn selbst keine Rotte bei den Bauern?" knurrte er nach einer Pause.

„Nein," antwortete Wilderich. „Mit genauer Noth habe ich mein Leben aus Würzburg gerettet, wo der Truchseß und der Kurfürst von der Pfalz, wie Ihr wißt, das ganze Bauernheer versprengt haben. Die Hauptleute sind in alle vier Winde zerstoben; und diejenigen, welche das größte Wort führten, verkriechen sich jetzt oder kriechen zu Kreuze vor den Fürsten — Beispiels halber der saubere Götz von Berlichingen, Euer Freund, so viel ich weiß..."

Ein unverständliches Murren Frundsberg's unterbrach den Redenden auf einige Secunden.

„Das sind meine Leute nicht," fuhr Ravenhorst fort. „Was man thut, das soll man gründlich machen, sonst soll man's gar nicht angreifen. So lange noch irgend etwas zu hauen ist im deutschen Reich wider die

Fürsten und übermüthigen »Herren«, so lange haue ich mit. Darum bin ich jetzt hergekommen."

„'s ist Jammer und Schade um den Gesellen!" murmelte Frundsberg für sich.

Abermals eine Zeit lang schweigend, ritten Beide weiter. Dann nahm Ravenhorst das Gespräch wieder auf mit der Frage: „Was hat's in Italien gegeben? Wie lange seid Ihr zurück von dort?"

„Laßt die Bauern laufen und kommt mit mir," antwortete Frundsberg. „Ihr könnt sogleich als Hauptmann eintreten . . ."

„Hierauf erlaßt Ihr mir wohl die Antwort," versetzte Wilderich lächelnd.

„Dann fahrt zum Teufel!" rief Frundsberg und gab seinem Rappen die Sporen. Nach einigen Augenblicken war er hinter der nächsten Biegung des Weges verschwunden.

„Sonderbare Zeiten!" sprach Ravenhorst für sich; „der Mann, welcher beständig die goldene Kette am Schwertgurt trägt, mit der er den Papst eigenhändig erhängen will, — der eingefleischteste Lutheraner zieht dem Cardinal Erzbischof Matthäus Lang von Salzburg, dem eifrigsten Feinde Luther's, wider seine aufrührerischen Unterthanen zu Hülfe! Sonderbare, sehr sonderbare Zeiten!"

Nachdem Georg Truchseß von Waldburg, wie wir erzählten, vom schwäbischen Bunde abgedankt war, erhielt der Ritter Georg von Frundsberg den Auftrag, mit seinen Truppen, die er aus Italien zurückgebracht hatte, im Namen des Bundes dem Erzbischofe von Salzburg zu Hülfe zu eilen. Das Schicksal des Grafen Dietrichstein, den der Erzherzog Ferdinand mit fünftausend Mann wider

die Salzburger Rottirer abgeschickt hatte, kennt der Leser. Danach war Ludwig Herzog von Baiern gegen die Bauern gezogen, allein auch er hatte nichts ausgerichtet. Jetzt sollte der Eisenfresser Frundsberg sein Glück versuchen. Am guten Willen, gründlich mit den Mordbrennern aufzuräumen, fehlte es ihm nicht, wie wir so eben aus seinem eigenen Munde hörten.

Der „Lütfresser" hatte dies Mal jedoch die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Es erging ihm gleich bei seinen ersten Versuchen, wie weiland den Oesterreichern in der Schweiz. Die Bauern hielten überall die engen Bergpässe besetzt, und auf diesem durch lauter Gebirge coupirten Terrain konnte Frundsberg mit seinen Landsknechten nichts beginnen. Mit Gewalt war also nichts auszurichten. Der „Lütfresser" sah sich daher, so unangenehm ihm das war, auf gütliche Unterhandlung angewiesen. Frundsberg verstand jedoch das Kriegshandwerk aus allen Tonarten; er versuchte und es gelang ihm, die meisten Hauptleute der Bauern zu bestechen. So kam ein Vertrag zu Stande, kraft dessen die Bauern alle seither bestandenen Verpflichtungen, Dienste, Abgaben u. s. w., wieder zu Recht anerkannten und übernahmen. Ferner versprachen sie, ihre Anführer auf Begehren auszuliefern, alles, was während der Empörung in ihren Besitz gekommen war, wieder herauszugeben, die Waffen niederzulegen, allen Bündnissen, die unter ihnen bestanden, zu entsagen, Frundsberg's Truppen zu bezahlen, den Erzbischof zu entschädigen und zu diesem Behufe neue Steuern zu übernehmen.

Als Wilderich von Ravenhorst vernahm, daß man sich in Unterhandlungen eingelassen habe, brach er sofort

mit seinem Haufen aus dem Flecken, welchen er besetzt hielt, auf und marschirte in Eilmärschen zum Hauptquartier. Er langte dort an, als man eben vertragseinig geworden und damit beschäftigt war, die Urkunde zu unterzeichnen. Mit gezücktem Schwerte stürzte er, von seinen Leuten gefolgt, in das Gemach. „Was geht hier vor?“ rief er mit donnernder Stimme. „Hasenherzen ihr,“ fuhr er die Hauptleute an, „laßt ihr euch so übertölpeln?“ Und er stürmte an den Tisch und riß die Vertragsurkunde in Fetzen.

Da gerieth er aber in harte Bedrängniß. Nicht bloß die anwesenden Frundsberg'schen, sondern auch die pactirenden Anführer der Bauern drangen auf den überkühnen, zornglühenden Ritter ein. Wilderich wehrte sich herzhaft und hatte einen um so härtern Stand, weil auch seine eigenen Leute ihn endlich im Stiche ließen. Aus vielen Wunden blutend, sank er, nach hartnäckigem Kampfe, erschöpft zu Boden. Ein Landsknecht erhob schon seine Waffe, um ihm den Gnadenstoß zu geben. Da trat Frundsberg, welcher sich auf kurze Zeit entfernt hatte, wieder in das Gemach und wehrte des Söldners mörderischem Beginnen, als er Wilderich erkannte. „Hebt ihn auf, wascht seine Wunden aus und verbindet diese mit aller Sorgfalt!“ befahl der „Lütfresser“.

Mit den nämlichen Mitteln und dem gleichen Ausgang, wie in Schwaben, am Rhein, in Franken und im Salzburgischen, wurde der Bauernkrieg auf beiden Seiten in den übrigen Gegenden Deutschlands geführt, also: in der Pfalz, im Bisthum Speyer, im Baden'schen, im

Elsaß bis nach Lothringen hin, in Baiern, in Tirol, Kärnthen und Steiermark, im Fulda'schen, in Hessen, Sachsen und Thüringen. Alle diese Länder waren von dem gewaltigen Brande ergriffen, der mit Sturmeseile aller Ecken und Enden aufloderte von den Grenzen Frankreichs bis an diejenige Böhmens, von den Alpen bis zum Harz. Und das Ende vom Lied? — „Die Bauern waren jetzt viel ärmer als vorher; sie wollten Herren werden und wurden viel größere Knechte, sie hatten nichts gesäet und konnten nichts ernten; an den Bund mußten sie große Summen zahlen und dem Adel mußten sie wieder herstellen, was sie verdorben hatten, und der Aebtissin von Heggbach mußten ihre Unterthanen am Abend vor Simon und Judä im Klosterhofe wieder huldigen." So eine Kloster-Chronik. Und die „Moral"? Ein Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts gibt sie mit folgenden Worten: „Es übermachen es beides, Herren und Bauern; Jene zu brechen Häfen, diese zu brechen Krüg'. Und hat Gott, der höchste Regent über alles, diese Weise, daß er gemeiniglich einen bösen Buben durch den andern, und zwar die Gewaltigen am gewaltigsten straft. Dahero bei den Polizeikundigen nicht unbillig diese Satzreden aufkommen, daß nämlich Tyrannei mit Rebellion und Aufruhr, hinwiderum Aufruhr und Rebellion mit Tyrannei gezüchtigt werden."[1])

[1]) Peter Crinitius (Haarer), Secretair des Pfalzgrafen Ludwig, in der Vorrede zu seiner Geschichte des Bauernkriegs, die er gleich nach Beendigung des Aufruhrs schrieb.

XIII.

Ein neues Kriegstheater.

Inmitten der im deutschen Volke durch Luther's Auftreten entstandenen Gährung war Kaiser Maximilian, der durch die Verheirathung seiner Kinder Spanien, Ungarn und Böhmen in den Besitz des österreichischen Herrscherhauses gebracht hatte, von der Welt abberufen worden. Er starb im Januar des Jahres 1519 zu Wels in Ober-Oesterreich.

Um die Kaiserwürde bewarben sich nun zwei länderreiche Fürsten: Franz I. von Frankreich und Karl, der Enkel Maximilian's, dem als mütterliches Erbe ganz Spanien zugefallen war. Die Gesandten des französischen Königs durchzogen neben mit Geld beladenen Lastthieren die deutschen Länder, um mit klingenden Gründen den Deutschen darzuthun, welche Vortheile ihnen aus der Wahl des Königs Franz erwüchsen. Die Wahlfürsten mochten aber doch ihre Selbstständigkeit für zu bedroht halten, wenn die Krone des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation über den Rhein wandere; sie boten dieselbe Einem aus ihrer Mitte an, dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen, Herzog zu Sachsen. Dieser jedoch empfahl die Wahl Karl's. Er verwies bei seiner Ablehnung auf seine geringe Hausmacht, mit welcher er der vom Reichsoberhaupte zu lösenden Aufgabe, deren Schwere er schon zu dreien Malen als kaiserlicher Vicar erprobt hatte, nicht gewachsen sei. Abgesehen von allen innern religiösen Wirren, abgesehen auch von den seitens des ehrsüchtigen und

ländergierigen Königs Franz in nächster Nähe drohenden Gefahren: die Türken — der Erbfeind der Christenheit — pochten stets stürmischer an die Ostpforten des Reichs. Die Lage war so, daß Wien nur unter Aufgebot der äußersten Kraftanstrengung vor den wiederholt durch Ungarn vordringenden Osmanenhorden sich schützen konnte. Mit genauer Noth leistete hier der Bruder Karl's, Erzherzog Ferdinand als König von Ungarn und Böhmen Widerstand. So erschien der im Jahre 1500 zu Gent in den Niederlanden geborene Enkel Maximilian's, ohnehin der natürliche Beschützer der österreichischen Grenzländer, als der geeignetste Träger der Reichskrone. Im Juni 1519 wurde er denn auch in Frankfurt zum Kaiser gewählt. Karl, der seit zwei Jahren in Spanien sich befand, trat im Mai 1520 die Reise nach Deutschland an; im October wurde er zu Aachen feierlich gekrönt. Der Papst bestätigte bald darauf den von Karl angenommenen Titel eines „römischen Kaisers", wie bekanntlich Karl der Große zuerst sich nannte.

Im folgenden Jahre schloß Karl V. mit dem Papste Leo X. einen Vertrag zur Regelung der italienischen Angelegenheiten, welchem zufolge der junge Herzog Sforza Mailand, der Papst Parma, Piacenza und Ferrara erhalten sollte; Urbino versprach der Kaiser einem aus dem Geschlechte Leo's, einem Mediceer zu geben; er selbst sollte Neapel und Sicilien behalten.

Dieser Vertrag wurde, wie vorauszusehen war, bald Anlaß zum Streite zwischen Franz und Karl. Der ehrgeizige und kriegslustige König von Frankreich, ohnehin wegen seiner fehlgeschlagenen Bewerbung um die deutsche Kaiserkrone dem siegreichen Rivalen grollend, konnte es nicht verschmerzen, daß die Herrschaft von Neapel in den

Händen des Kaisers sich befand. Neapel und Sicilien hatte früher dem der französischen Königsfamilie verwandten Hause Anjou gehört und König Karl VIII. von Frankreich seine Erbansprüche auf diese Länder schon geltend gemacht. Die Zwietracht der italienischen Fürsten öffnete ihm die Thore, durch die er von den Alpen bis zum Vesuv zog ohne Widerstand. Und wenn er auch auf seinem Heimwege erfahren mußte, daß die Italiener noch die Waffen zu führen verstanden, so hatte doch sein Zug die Selbstständigkeit und Unabhänigkeit der Halbinsel auf immer vernichtet. Es war die Zeit, wo die Fremdherrschaft sich festzusetzen begann, erst in Neapel, um dessen Besitz Frankreich und Spanien lange stritten, bis es der letztern Macht verblieb, dann in der Lombardei. Karl V. hingegen sah mit Unmuth die Franzosen nicht nur im Besitze von Mailand, aus welchem Franz I. den Herzog Sforza vertrieben hatte, ohne um die Lehnshoheit des deutschen Kaisers sich zu kümmern, sondern in dem gleichfalls angemaßten Besitze des zur Erbschaft seines Großvaters Maximilian gehörenden Herzogthums Burgund.

Der Krieg hatte gleich nach der Rückkehr des Kaisers von dem zur Schlichtung der religiösen Streitigkeiten nach Worms berufenen, aber ohne diesen Zweck zu erreichen, im Jahre 1521 abgehaltenen Reichstage begonnen und dauerte nun schon fünf Jahre. Er war beiderseits mit abwechselndem Glücke geführt worden; doch hatte schließlich der Kaiser die Oberhand behalten. Der Schauplatz der Hauptkämpfe war Ober-Italien, um dessen Besitz der Streit ja hauptsächlich entbrannt war.

Im Bündnisse mit dem Kaiser standen, außer der Republik Venedig und einigen andern kleinern italieni-

schen Staaten, König Heinrich VIII. von England und der Papst. Leo X., im December 1521 gestorben, hatte den eben so gelehrten als frommen und sittenstrengen Hadrian aus Utrecht zum Nachfolger erhalten. Derselbe war der Sohn eines Schiffszimmermannes und erst Professor der Theologie zu Löwen, dann Erzieher Karl's V. und zuletzt während einiger Jahre dessen Statthalter in Spanien gewesen. Nachdem Hadrian VI., um durch Beilegung des Streites die Kräfte des Abendlandes zum Widerstande gegen die ganz Süd- und West-Europa bedrohenden Türken zu schonen, vergebens versucht hatte, zwischen Karl und Franz zu vermitteln, war auch er, wie seine Vorgänger, auf die Seite des Kaisers getreten. Er starb aber schon nach kaum zwanzigmonatlicher Regierung aus Gram über die Erfolglosigkeit seiner so aufrichtigen und eifrigen Bestrebungen um die Kirchenreformen.[1]) Hadrian's Nachfol-

[1]) „Proh dolor! quantum refert, in quae tempora vel optimi.... cujusque virtus incidat! — Wie sehr, ach, hängt der Erfolg der Bestrebungen selbst des besten Mannes ab von den Zeitumständen, unter welchen er eben lebt," heißt es auf seinem Grabmal in der deutschen Nationalkirche Maria dell' Anima zu Rom, hinter der Inschrift: „Hier liegt Hadrian VI., der es für sein größtes Unglück hielt, daß er zu regieren berufen wurde." Hadrian war ein Reformator innerhalb der Kirche wie später Karl Borromäus. „Ich habe die Kirchen mit Priestern und nicht die Priester mit Kirchen zu versehen," war sein Wort, wenn er der Anhäufung der Aemter und Einkünfte entgegentrat. „Wenn er durch die Straßen schritt, so war er zwar nicht (wie die Päpste aus dem Hause der Medici) von Dichtern, Künstlern und Gelehrten umgeben, aber die Armen drängten sich um ihn und die Preßhaften; und er segnete sie und unterstützte sie reichlich," sagt der protestantische Geschichtschreiber der Stadt Rom, Ferdinand Gregorovius. Hadrian war der letzte Papst deutscher Abstammung,

ger, Clemens VII., Papst seit dem Herbste des Jahres 1523 und wieder ein Sprößling aus dem fürstlichen Geschlechte der Medici, wollte anfangs zwischen den kriegführenden Mächten neutral sich verhalten; dies brachte ihm aber nur Nachtheil. Darauf suchte er, mit Frankreich und England vereint, durch ein Bündniß italienischer Fürsten und Republiken den Kaiser zur Nachgiebigkeit gegen König Franz zu drängen; sein Ziel war: die Unabhängigkeit der apenninischen Halbinsel gleichzeitig vom kaiserlichen wie vom französischen Einflusse zu gewinnen. Aber auch das schlug zum Unheil aus.

Die Einfälle der Engländer in den Norden Frankreichs während der ersten Periode des Krieges, so wie die der Deutschen in das Herzogthum Burgund hatten außer der momentanen Verwüstung der davon betroffenen Landschaften für Franz keinen bleibenden Schaden, für den Kaiser keinen dauernden Nutzen. Aus Ober-Italien aber hatten die Franzosen weichen müssen, und ein ihrerseits im Jahre 1524 gemachter Versuch, Mailand zurück zu erobern, war mißlungen. Die Kaiserlichen unternahmen nach der wiederholten Vertreibung ihrer Gegner aus der Lombardei mehrmals Einfälle in das südliche Frankreich, kehrten jedoch nach vergeblicher Belagerung der festen Stadt Marseille bald zurück.

Da erschien zu Anfang des Jahres 1525 Franz abermals in der lombardischen Ebene und zwar jetzt mit einem Heere, wie das Land seit Friedrich Barbarossa's Zeiten keines mehr gesehen hatte. Er gewann Mailand zurück und belagerte Pavia. Hier wandte aber das Kriegsglück

und irren wir nicht, so hat nach ihm kein Nicht-Italiener mehr auf dem apostolischen Stuhle gesessen.

zum andern Male ihm den Rücken. Die Befehlshaber des kaiserlichen Heeres in Italien: Pescara, Lannoi und der Connetable von Bourbon, eilten zum Entsatze der bedrängten Stadt herbei. Sie gewannen die bei der Stadt gelieferte Schlacht, die vielbesungene Riesenschlacht von Pavia, in welcher ritterlich kämpfend die Blüthe des französischen Adels fiel und König Franz selbst gefangen wurde. „Alles ist verloren, nur die Ehre gerettet," schrieb er seiner Mutter nach Frankreich. An der Seite der genannten kaiserlichen Heerführer hatte Georg von Frundsberg mitgefochten mit 15,000 deutschen Landsknechten und mit seinen Leuten, die ihn „Vater" nannten, einen großen Theil zum Siege beigetragen. [1])

[1]) Ferrante d'Avalos, Marchese von Pescara, aus einem spanischen, nach Neapel übergesiedelten und noch blühenden Geschlechte, ist, obgleich einer der tüchtigsten Kriegshelden Italiens, fast noch berühmter durch die treue Liebe und Verehrung, die ihm seitens seiner hochbegabten Gattin, Victoria Colonna, über das Grab hinaus folgte. Wir werden dieser edeln Frau, einer der großartigsten, reinsten Charaktere aller Zeiten — und nebenbei bemerkt, die begabteste Dichterin Italiens — im Laufe unserer Erzählung noch begegnen. Sie blieb keiner der Lebensfragen ihrer gährenden Zeit, deren höhere Interessen sie mit Muth und Wärme umfaßte, fremd, sie vermittelte zwischen den streitenden Parteien und blieb doch fest in der Gesinnung und von allen Parteien geachtet. So konnte der Dichter mit Anspielung auf ihren Namen füglich sie nennen eine „Siegessäule, die ohne Wanken der Stürme Wuth bestanden" habe. — Charles de Lannoi war der Statthalter des Kaisers in Italien und führte den Titel „Vicekönig von Neapel". — Charles, Herzog von Bourbonnais, genannt der Connetable von Bourbon, war ein Vetter des Königs Franz I., hatte aber von diesem und dessen Mutter, Louise von Savoyen, der Wittwe Karl's von Orleans, Grafen von Angoulême, deren Neigung er nicht erwidern konnte, Ver-

Bei den Staatenlenkern Italiens war indessen lebhafter als je das Verlangen erwacht, jedweder fremden Herrschaft zu entgehen; fürchtend, der Kaiser werde, übermüthig durch seine Erfolge über Franz, zum völligen Gebieter der Halbinsel sich aufzuwerfen Lust bekommen, schlossen sie heimlich ein Bündniß mit dem in Folge eines Vergleichs eben aus der Gefangenschaft entlassenen Könige Franz ab. Dasselbe kam als förmlicher Vertrag zu Stande am 22. Mai 1526. Diesem Vertrage waren außer dem Papste, dem Herzoge von Mailand und Venedig auch König Heinrich VIII. von England beigetreten. Es war vorauszusehen, daß der Kaiser, sobald er Kunde hiervon erlange, Italien auf's neue mit Krieg überziehen werde.

So standen die Dinge, als der Connetable von Bourbon im Frühjahre 1526 aus Madrid zurückkam. Er hatte den bei Pavia gefangenen König Franz selbst dorthin vor den Kaiser geführt in der Hoffnung, daß bei dem Friedens-

kürzung an seinem rechtlichen Besitze erfahren und war in Folge dessen, seinem Vaterlande den Rücken kehrend, in des Kaisers Dienste getreten. — Georg von Frundsberg stammte aus Tyrol, hatte aber seine meisten Güter und seinen spätern Wohnsitz zu Mindelheim, einem Städtchen zwischen Augsburg und dem Bodensee. Er gehörte zu den bekanntesten deutschen Kriegsheerführern der Reformationszeit. Als die alte Kriegskunst zugleich unterging mit der Bedeutung der Feudalgeschlechter und der Ritterschaft, wurde Georg v. Frundsberg mit Kaiser Maximilian I. der schöpferische Organisator des neuen, nun bei der Kriegsführung in den Vordergrund tretenden Fußvolks, der Landsknechte. Sehr kundig der Anwendung des großen und kleinen Geschützes und gleichmäßig bewandert in der Feldbefestigung, wurde er Begründer der Taktik, die bis auf Gustav Adolph sich bewährte. In Anerkennung dieser seiner Verdienste wurde sein Standbild im Frühjahr 1867 im neuen Arsenal zu Wien aufgestellt.

schlusse auch seine persönlichen Ansprüche an Franz zur Geltung gebracht werden könnten; der Kaiser hatte ihn aber hierin getäuscht. Nur die Ernennung zum obersten Feldhauptmann der kaiserlichen Truppen in Italien brachte Bourbon mit. Pescara war, kaum fünfunddreißig Jahre alt, neun Monate nach der Schlacht von Pavia gestorben. Die Anstrengungen des letzten Feldzuges hatten seine Kräfte aufgezehrt. Georg von Frundsberg war, sobald eine Stichwunde in den Oberschenkel, die er vor Pavia erhalten hatte, es erlaubte, auf sein Schloß nach Mindelheim abgereist. Die andauernden Werbungen von Kriegsknechten für den Kaiser, deren Sold, da der letztere meist nicht bezahlen konnte, dann aus Frundsberg's Eigenem bestritten werden mußte, hatten die Vermögens-Verhältnisse der Frundsberg'schen Familie sehr herabgebracht. Georg sollte kommen, hatte sein Vater ihm melden lassen und mit sorgen helfen, daß dem „alten Ulrich" wenigstens ein Grab übrig bleibe auf angestammtem Grund und Boden. Georg war dem Rufe gefolgt, und dessen Sohn Caspar, der auch schon ein tüchtiger Krieger war, hatte die noch übrigen Landsknechte unter seinen alleinigen Befehl genommen.

Unter den obwaltenden Umständen war die Lage Bourbon's als des obersten kaiserlichen Heerführers keine erfreuliche. Die Schaaren sämmtlicher Abtheilungen der Armee, der Spanier, Italiener, Schweizer und Deutschen waren durch die letzte Schlacht und die darauf folgenden Seuchen sehr zusammengeschmolzen. Die hiernach bei den Fahnen zurückgebliebenen minderten sich von Tag zu Tag durch Ausreißerei, da der Sold nicht bezahlt wurde. Der Rest war die Hefe von Allen.

Alles das war nicht geeignet, die umdüsterte Stimmung zu verscheuchen, in welcher Bourbon bald nach der Freigebung des Königs Franz Madrid verlassen hatte; im Gegentheil wuchs die Erbitterung des Feldhauptmannes gegen den Kaiser von Tag zu Tag, und allmälig reifte der Entschluß des Connetable, von jetzt ab nur für sich zu sorgen und im Stillen, aber beharrlich, auf die Gründung einer eigenen unabhängigen Herrschaft in Neapel hinzuarbeiten. Pescara, der, er wußte das wohl, ihm nie recht getraut und den er deshalb stets als einen vom Kaiser bestellten Wächter über sein Thun und Lassen betrachtet hatte, stand ihm nicht mehr im Wege. Diesem hatte, wie er jetzt erfuhr, der Kanzler des Herzogs von Mailand früher einmal die Krone von Neapel angeboten und hierbei als Unterhändler des Papstes, Sforza's und des Königs Franz gehandelt, als ersterer, beengt durch des Kaisers Glück und Uebermacht, dem Letztgenannten wieder sich genähert hatte. Pescara hatte das Anerbieten von sich gewiesen und den Kanzler zum Lohne dafür, daß er sich zum Versucher an der Ehre eines Cavaliers hergegeben habe, in's Gefängniß werfen lassen. „Achtungswerth allerdings," — dachte Bourbon, „aber allzu bescheiden. Wenn diese die ihnen nicht zugehörende Krone verschenken und verhandeln können, warum sollte ich sie mir nicht nehmen dürfen?" Mit Lannoi hoffte der Connetable fertig zu werden, wenn er sich des Beistandes Georg's von Frundsberg vergewissert habe. Dieser aber, das wußte er, werde als guter Lutheraner zu einer Römerfahrt alsbald bei der Hand sein, wenn man ihm begreiflich mache, daß der Papst für das neue Bündniß mit Frankreich eine Züchtigung verdiene. Das letzte Ziel des Unternehmens,

meinte Bourbon, brauche man dem „Vater Jörg“ vor der Hand nicht zu offenbaren. Von Rom aus und nachdem die Söldner durch die Plünderung dieser reichen Stadt neuen Muth geschöpft, sei das nahe Neapel dann leicht zu gewinnen.

Der Connetable traf Lannoi in Mailand, wo Herzog Francesco Sforza, wie oben bemerkt, ein Mitglied der gegen den Kaiser geschlossenen sogenannten „heiligen Liga“, in der außerordentlich festen Citadelle sich verschanzt hatte und von den Kaiserlichen belagert wurde.

„Wir bedürfen des Jörg von Frundsberg, Herr Statthalter; der muß uns frische Kräfte aus Deutschland zuführen. Ich werde nach Erledigung der wichtigsten Geschäfte gen Mindelheim aufbrechen und unsern alten Kriegs- und Siegesgefährten zu einer neuen Werbung zu bewegen suchen.“

„Ich wünsche Eurer Hoheit besten Erfolg zu dem Vorhaben, zweifle aber am Gelingen,“ entgegnete Lannoi. Mit spöttischem Lächeln fuhr er nach einer kurzen Pause fort: „Wenn die Niederwerfung des Sforza verschoben bleiben soll, bis Ihr eine neue Armee in Deutschland zusammengebracht habt, so fürchte ich, wird die Zeit mir länger werden, als denen da drüben hinter den Mauern: Ihr wißt, wie die Dinge hier in der Stadt stehen.“

„Es soll nicht viele Monate dauern und ich bin wieder hier mit zehn bis zwölftausend Mann frischer Landsknechte, den »Lütfresser« an der Spitze“, erklärte der Connetable in zuversichtlichem Tone.

„Ihr habt wohl Geld vom Kaiser mitgebracht?“ — man sah es Lannoi an, daß es ihm schwer wurde, bei dieser Frage ernste Miene zu behalten. „Ist dem so, dann

laßt uns vorerst unsere jetzigen Truppen wenigstens theilweise befriedigen, und bleibt dann noch etwas übrig, so gibt's auch sonst Leute, die darauf warten. Die lutherischen Deutschen haben mir vor ein paar Monaten durch Caspar Frundsberg den Gehorsam kündigen lassen, wenn ich nicht alle goldenen und silbernen Kelche, Kannen, Schüsseln, Bilder, Reliquienkasten u. s. w., die sie aus den Kirchen und Klöstern Mailands und der Umgegend zusammengeschleppt hatten und da Niemand Baarschaft hat, nicht verschachern konnten, zu Geld münzen ließe und unter sie vertheile. Was konnte ich machen, als ihnen den Willen thun? Den vor mir zur Klage erschienenen Geistlichen habe ich aber eben so wenig das feierliche Gelöbniß verweigern können, sie für das, was ihnen in des Kaisers-Namen genommen worden sei, aus des Kaisers Säckel zu entschädigen. Was wir den Kirchen für den erlittenen Raub vergüten, wird sicher der armen Bevölkerung zu Gute kommen. Habt Ihr also Geld ...."

„Dafür gewiß nicht!" fiel Bourbon dem Spötter in die Rede. „Aber auf Geld zur Erreichung meiner Zwecke habe ich wenigstens Aussicht. Und unsern Truppen soll auch auf eine Zeit lang geholfen werden. Ich wurde heute um eine Audienz ersucht für den Podesta der Stadt und den Magistrat. Ich habe sie auf Morgen zu mir beschieden in den herzoglichen Palast, freilich nicht um zu hören, was sie wollen — denn bei Gott, das zu errathen, ist keine Kunst —, sondern um ihnen zu sagen, was ich will."

XIV.

„Euern Schwur, Herr, hat der Himmel gehört!"

Die kaiserlichen Truppen zur Belagerung des in der Citadelle eingeschlossenen Herzogs waren in der Stadt einquartiert. Die beklagenswerthen Einwohner sahen sich, nachdem man alles, was nur immer als Wehr und Waffe hätte dienen können, ihnen genommen hatte, der Willkür der räuberischen Söldner auf Gnade und Ungnade preisgegeben. Kein Versteck entging der brutalen Begier der durchweg lutherischen Landsknechte, kein Zufluchtsort der Ehrsamkeit wurde von ihnen geachtet. Nicht nur waren die Läden und Vorrathskammern geleert, das Hausgeräthe ohne Unterschied seines Werthes unter den Kesseln verbrannt; wer, wenn ihm Geld oder Lebensmittel abgefordert wurden, nichts gab, weil er eben nichts mehr hatte, konnte auf die gröbsten Mißhandlungen gefaßt sein. Schließlich wurde den Bäckern verboten, Brod an andere Leute, als an die kaiserlichen Söldner zu verkaufen. Ueberall stieß man auf Leichen Solcher, die vor Hunger gestorben waren. Die Begräbnißzüge durchkreuzten die Processionen von Weibern und Kindern, welche baarfuß, einen Strick um den Hals, unter Thränen vom Himmel Barmherzigkeit erfleheten. Fliehen durfte und konnte Niemand, denn die Thore waren geschlossen und wurden strenge bewacht. Viele aber stürzten sich in ihrer Verzweiflung von den Wällen, um weiterm Elend durch den Tod zu entrinnen.

Als der Podesta der Stadt mit dem Magistrat vor dem Ober-Commandanten erschien, begannen sie nach be-

müthigster Beglückwünschung über Bourbon's Erhöhung die Schilderung der bejammernswerthen Zustände in der Stadt.

Bourbon aber unterbrach sie schnell mit den Worten: „Das sind mir bereits bekannte Dinge. Sagt mir lieber, wie ihr meint, daß ich helfen könne.“

„Geruhen Euere Hoheit in Erwägung zu ziehen, ob es nicht ginge, daß die Truppen die Stadt verließen und ein Feldlager außerhalb derselben bezögen,“ versetzte schüchtern der Podesta.

Bourbon schwieg eine Weile, wie theilnahmvoll die Ausführung des vorgeschlagenen Hülfsmittels erwägend. „Ich fühle euere und euerer Mitbürger Noth bitter,“ nahm er dann wieder das Wort; „aber wie gründlich ich die Sachlage auch erwäge, es bleibt euch nur ein Ausweg aus dem Jammer. Alle die Rechtswidrigkeiten seitens der Söldner, über die ihr euch beklagt, haben ihre Erklärung und ihre Entschuldigung in der Mittellosigkeit dieser Leute. Sie können doch nicht Hungers sterben, und so langen sie denn zu, wo es noch etwas zu nehmen gibt. Die Hauptleute wissen am besten, wie viel rückständigen Sold sie ihren Truppen noch schuldig sind, und müssen deshalb angesichts des gröbsten Unfugs nicht bloß ein Auge, nein, beide Augen zudrücken. Ich weiß mir eben so wenig zu helfen, wie sie; wir alle sind kaum mehr Herren über die Truppen. Schafft mir dreißigtausend Ducaten als Mittel zur Ueberwindung ihres Widerstandes, und ich will das Meinige thun, um sie aus der Stadt herauszubringen und euch dadurch vor weiterer Behelligung zu schützen.“

„Ach Gott — Euer Gnaden,“ — stammelte der Podesta, „wir sind so weit heruntergekommen, daß dieser

gute Rath für uns keiner mehr ist. Er zeigt uns keinen Ausweg aus unserm Elend: ich möchte ihn, wenn Euere Hoheit mir die Freiheit des Vergleichs erlauben, eine Sackgasse nennen. Wir haben gar nichts mehr; wir —"

„Macht einen letzten Versuch, Freunde, das Sümmchen aufzubringen," fiel Bourbon dem Stadtobersten in die Rede. „Jeder gute Hausvater legt einen Nothpfennig zurück für die Tage der Krankheit und anderer Noth; so werdet auch ihr es gemacht haben, ihr Väter der Stadt. Aber wie dem auch sei, verliert die Zeit nicht mit längerm Reden; ohne Geld kann ich nichts für euch thun."

„Ich sehe keine Möglichkeit, die ungeheuere Summe irgendher zu beschaffen," seufzte traurig der Podesta. „Aber wenn es uns gelingen sollte, können wir dann auch auf die Zusage Euerer Hoheit bauen? . . . Verzeiht den Zweifel, Herr. Wir sind schon so gar oft getäuscht worden, daß . . . ."

„Auch ich bin durch falsche Versprechungen hingehalten worden," versetzte Bourbon, „und zwar von Seiten eines Monarchen, dessen Wort doch heilig sein sollte. Bringt das Geld nur ohne Befürchtung. Wenn ich euch hintergehe, treffe mich die erste feindliche Kugel, die in dem ersten uns bevorstehenden Gefechte aus dem Feuerrohr kommt."

„Euern Schwur, Herr, hat der Himmel gehört!" rief mit feierlich erhobener Rechte der würdige Podesta.

Zwei Tage später brachten die Magistratsvorstände das Geld. Bourbon ließ es sofort unter die Söldnerschaaren vertheilen; das unter eidlichem Gelöbniß gegebene Wort zu lösen, gelang ihm aber nicht. Die unersättlichen Kriegsknechte weigerten sich entschieden, ihre städtischen

Quartiere zu verlassen, und den unglücklichen um ihre letzte Hoffnung betrogenen Bürgern blieb nichts übrig, als Geduld und noch einmal Geduld.

Wenige Wochen waren vergangen, als der Connetable ernstlich an die Abreise nach Mindelheim dachte. Die Botschaft, die er zu Karl V. nach Madrid gesendet hatte, um von diesem die Mittel zur Befriedigung des Heeres und zur Anwerbung neuer Söldner zu erlangen, war mit leeren Händen zurückgekommen, und doch hatte er dem Kaiser die Sachlage so dringlich geschildert. „Fehlte es uns nicht am nervus rerum," — so hatte er ihm geschrieben, „so könnten wir, wie die Dinge hier stehen, ganz Italien für Euere Majestät gewinnen. Aber wir sind nicht im Stande, die wenigen Leute, die bei der Fahne aushalten, zu bezahlen und können gegen ihr Plündern nichts thun; denn der Kriegsmann muß seine Sache haben. Statt weiter Fuß zu fassen, geht uns unter diesen Umständen das Gewonnene wieder verloren. Die Städte, die wir besetzt haben, möchten lieber heut als morgen das kaiserliche Joch abschütteln, und lange dauert's nicht mehr, Kaiserliche Majestät, so wird's der Mehrzahl gelingen, sobald von Außen ein leichter Anstoß kommt. Dieser aber ist schon in der Vorbereitung. Die in der Liga verbündeten Staaten sammeln ein Heer, das der Herzog von Urbino, Giovanni de' Medici und Andere befehligen werden."

Bourbon ging nach Turin zu dem Herzog von Savoyen, dessen persönliche Freundschaft zu ihm selbst und dessen Hinneigung zur Sache des Kaisers er bei verschiedenen Anlässen und noch ganz kürzlich erfahren hatte. Er wurde ehrenvoll aufgenommen und machte den Fürsten

mit seinem Reiseplane nach Schwaben bekannt, indem er ihm die mißliche Lage des kaiserlichen Heeres und die Nothwendigkeit, baldmöglichst für die Auffrischung und Verstärkung zu sorgen, offen darlegte. „Unter dem Beistande des Erzherzogs Ferdinand hoffe ich bald eine genügende Anzahl Leute zusammen zu haben; was mir aber fehlt, ist Geld. Ihr wißt, die Deutschen fechten gut, sie wollen aber auch gut bezahlt sein. Je nun, jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth, und das Kriegshandwerk ist der Arbeiten leichteste noch lange nicht. Zu Euch, Herzog, komme ich nun, damit Ihr mir Geld verschaffet. Ihr seid meine einzige Zuflucht; an wen könnte ich sonst mich wenden? Vom Kaiser ist nichts zu bekommen. Wollt Ihr großmüthig sein, Herzog, so helft mir. Thut es dem Kaiser, thut es *mir* zu Liebe; wir werden's Euch zeitlebens danken und wohl auch noch einmal vergelten können. Laßt *Ihr* uns im Stich, so wird der Kaiser die Lombardei und möglicherweise auch noch Neapel verlieren."

„Ich lasse euch *nicht* im Stich, Bourbon, und helfe so gut ich's vermag, sowohl Euch als dem Kaiser zu Liebe. Ihr sollt nicht allein die Baarschaft meines Schatzes haben, sondern auch meine Juwelen. Damit wird sich hoffentlich schon etwas machen lassen; meine Schuld wenigstens soll's nicht sein, wenn Ihr nicht eine neue Armee auf die Beine bringt."

„Bei St. Barbara!" rief Bourbon überfroh, „Ihr seid ein treuer Freund in der Noth."

Beladen mit Gold und Juwelen reiste der Connetable am folgenden Morgen mit seinen Leuten aus Turin ab und nahm seinen Weg über Susa, den Mont Cenis und

Genf nach dem Bodensee und über diesen nach Lindau und Mindelheim.

XV.

Ein Abend in Georg von Frundsberg's Trinkstube.

Die beiden reckenhaften Gestalten, die wir in dem nicht allzu geräumigen, mit mächtigen Humpengestellen und Feuerwaffen garnirten Gemache an dem eichenen Tische beisammen finden, sitzen sicher nicht mehr beim ersten Humpen; es ist nicht allein die drüben zwischen den Hügeln in rothem Glühen versinkende Herbstsonne, was ihre Wangen und Augen so leuchten macht. Wir kennen die beiden Ritter.

„Sagt's nur frei heraus: es gefällt Euch nicht mehr in Mindelheim. Seit Euere Wunden geheilt sind, langweilt's Euch bei dem Frundsberg. Ihr seid schweigsam geworden und nachdenklich. Ihr möchtet wieder an's Kriegshandwerk. O, daß Ihr wüßtet, was es einbringt! Da seht mich, was es aus mir gemacht hat!" Bei diesen Worten erhob sich Frundsberg und ging, mit seinem allerdings noch immer nicht ganz hergestellten Beine absichtlich hinkend, in der Halle herum. „Beim Reiten freilich hat es nichts mehr zu sagen. Zerschossene Glieder und leere Taschen, das sind die Früchte, die ich im Kriege geerntet habe. Zwei Dinge," fuhr er, sich wieder niedersetzend fort, „sollten einen Jeden vom Kriege abschrecken: die Verderbung und Unterdrückung der armen unschuldigen Leute und die Undankbarkeit der Fürsten, bei denen die Ungetreuen hoch kommen und reich werden und die Wohl-

verdienten unbelohnt bleiben. Ich sag' Euch, geht nicht; bleibt noch bei mir. Ich hab' Euch lieb, nicht bloß weil Ihr mir die Zeit verkürztet in dieser Einsamkeit durch die Erzählung alles dessen, was in Schwaben und am Rhein sich begab, während ich des Kaisers Sache in Italien verfocht, sondern weil Ihr ein wackerer deutscher Mann seid, den Jeder ehren und werthschätzen muß."

Während der Angeredete noch immer schwieg, erhob Frundsberg, offenbar aufgeregt, sich zu einem zweiten Gang durch's Gemach. Georg von Frundsberg war, wie schon früher bemerkt, ein grimmiger Lutheraner; in seinem Eifer für die Ausbreitung der neuen Lehre schreckte er vor keiner Gewaltthat zurück. Wenn er vom Papste oder von „römischen Pfaffen" sprach, gerieth er immer in eine Art Raserei. Jene goldene Kette, mit der er, wie berichtet, den Papst aufhängen wollte, trug er beständig am Schwertgurt.

Frundsberg war eben an's Fenster getreten, als ihm sein Waffengefährte aus Italien, der Connetable von Bourbon und Wolfgang Sittich von Embs, ebenfalls ein alter Kriegsfreund, gemeldet wurden, die mit einer kleinen Reiter-Schaar ihn zu besuchen gekommen seien.

Die Freude Frundsberg's über das unverhoffte Wiedersehen der alten Feld-Kameraden brauchen wir nicht zu schildern; sie verscheuchte mit einem Male alle in der melancholischen Abendstunde erwachten schwermüthigen Gefühle aus seiner Brust und weckte an deren Statt die alte Lust nach Krieg und Abenteuern. Wolfgang Sittich von Embs, den Bourbon schon auf dem Wege durch die Schweiz für das Commando eines Theiles der zu werbenden Landsknechte gewonnen hatte, war mit Ritter Wilderich von Ravenhorst — denn der Gast, den wir vorhin allein mit

Frundsberg getroffen haben, ist kein Anderer, als unser Bekannter aus dem Bauernkriege — so wie dieser mit den übrigen neuen Gästen bald vertraut geworden.

Da Bourbon mit dem Project, das ihn nach Schwaben geführt hatte, nicht lange hinter dem Berge hielt, so kam das Gespräch bald in Fluß.

„Viel Begier habe ich nicht, mir für den Kaiser, der für seine Getreuen nicht zu sorgen weiß, auch noch die andere Lende lahm schießen zu lassen," polterte Frundsberg mit nicht ganz ernst gemeinter Sprödigkeit, denn er saß, sobald er von einem Kriege gegen den Papst gehört hatte, schon nicht mehr ruhig in seinem Sessel.

„Was Ihr dem Kaiser nicht thut zu Lieb, das thut dem Papste zu Leid!" stachelte Bourbon. „Wir dürfen uns das, was wir am Po gethan haben, nicht wieder zu nichte machen lassen durch den in der »heiligen Liga« mit Franz von Valois verbündeten Papst. Auch ich habe, bei der heiligen Barbara! dem Kaiser nichts zu danken. Laßt euch erzählen, wie er mir's in Madrid gemacht hat. Ihr kennt den Spanier ja persönlich von Worms her, Frundsberg?"

„Ob ich ihn kenne! Ihr hättet ihn sehen sollen, welchen Blick er mir zuwarf, als er, unvermuthet hinter mir stehend, die Worte hörte, die ich dem armen Luther zuraunte; ich meinte, er habe mich mit den Augen vergiften wollen. Und ich hatte dem Mönche, ihm vertraulich auf die Schulter klopfend, doch nur zugeredet, getrost zu sein; wenn er gerechter Meinung sei und seiner Sache gewiß, so werde Gott ihn nicht verlassen. In dem Augenblicke stieß ein Hofschranze mir in die Seite, und als ich mich umwandte, traf mich das graue Auge des an mir

heraufsehenden Kaisers [1]) so durchbohrend, als ob er mir auf dem Grunde der Seele habe lesen wollen. Es war die Miene eines fünfzigjährigen finstern Gelehrten, nicht die eines einundzwanzigjährigen Jünglings."

„Und seit der Zeit habt Ihr ihn nicht mehr gesehen?" unterbrach Bourbon den Erzähler und fuhr nach der kurz verneinenden Antwort Frundsberg's fort: „Da solltet Ihr Euch wundern, wie das Gewichtige seines Auftretens und sein düsteres Dreinschauen ihn jetzt erst alt erscheinen läßt. Er hat sich das Wort, das die Spitzbuben, die gern den Valois zum Kaiser gewählt hätten, zu Speyer einstmals an die Wände schrieben: »Wir wollen von keinem Knaben regiert werden,« offenbar zu Herzen genommen. Leugnen läßt sich freilich nicht, daß die Erfahrungen, die er trotz seiner Jugend schon gemacht hat, an einem von Natur so ernst angelegten Charakter nicht ohne tiefe Einwirkung vorübergehen konnten. Er ist eben nicht der lustige, vergnügungssüchtige Franz von Valois, sondern ein Fürst, den die Sorgen für das Reich Tag und Nacht nicht verlassen. Aber so weise und klug er ist, diesmal wird er von Franz von Valois angeführt. Dieser wird, wie schon das Eingehen der Liga mit dem Papste zeigt, nicht viele der im Madrider Vertrage vereinbarten Stipulationen halten."

[1]) An Statur war Karl V. bekanntlich nicht über mittelgroß. Doch waren seine Glieder wohl proportionirt und nicht schwächlich; seine Haltung aufrecht und stattlich. Die Stirne war frei; das Gesicht nur dadurch weniger schön, daß die sonst wohlgebildete Nase nicht ganz gerade war und die untere Kinnlade mit den Zähnen vor der obern etwas vorstand.

„Ihr waret bei dessen Abschluß gegenwärtig?“ fragte Wilderich von Ravenhorst. „Erzählt doch, zu was hat Franz sich denn verstanden? Es ist so manche Mär darüber im Umlaufe, der anderseits widersprochen wird, daß ich das Richtige gern wissen möchte.“

„Das müßte ich des Breitern erzählen, wenn Ihr einen richtigen Einblick in die Sachlage gewinnen solltet. Wie Frundsberg weiß, war der gefangene König erst nach Pizzighettone am Po gebracht, dann, da man ihn dort nicht sicher geborgen hielt, nach Spanien hinübergeführt worden. Zu Madrid sperrte man ihn in ein altes maurisches Schloß. Nachdem Karl ihn dort Monate lang in der größten Abgeschlossenheit hatte schmachten lassen, gab er von seiner Strenge so viel nach, daß er der Schwester des Königs, Margaretha von Valois, der Wittwe des Herzogs von Alençon, den Eintritt nach Spanien und den Verkehr mit dem gefangenen König gestattete. Margaretha war von ihrer Mutter, der Herzogin von Angoulême, geschickt, aber weniger um den König zu trösten, als um den Kaiser mit ihren Reizen zu fesseln. Der durch den eben erfolgten Tod der Königin Claudia gleichfalls frei gewordene König Franz sollte dann zu verstehen geben, daß er einer Verbindung mit der Schwester des Kaisers, Eleonore von Oesterreich, die, wie Frundsberg weiß, von Karl m i r versprochen war, nicht abgeneigt sei, und so der langjährige Streit mit einer allgemeinen Heirath enden. Bei dem Kaiser, der seine Augen auf die schöne Isabella von Portugal geworfen hat, verfingen die Künste freilich nicht; aber es war nun fast ein Jahr, daß Franz gefangen saß, und ich hätte die Sache gern zum Abschlusse gebracht gesehen. Alle unsere desfallsigen Versuche — auch Lannoi

war aus Italien zu diesem Zwecke herübergekommen, waren bisher gescheitert. Ich machte meinen Plan, traf die nöthigen Vorbereitungen und verlangte eines Tages eine Audienz beim Kaiser. Dieselbe wurde mir unverzüglich gewährt. Als ich in das Cabinet des Kaisers kam, fand ich denselben im Gespräche mit Lannoi und dessen Kanzler Gattinara.

Der Kaiser saß da, wie gewöhnlich dunkel gekleidet; Wamms und Hose von schwarzem Taffet. Den mit Zobelfell besetzten, gleichfalls schwarzen Damastmantel zierte eine Stickerei in Form des Kreuzes von Santiago. Weitern Schmuck trug er nicht, außer der Halskette mit dem goldenen Vließ und ein goldenes Kettchen um das schwarze Sammetbarett.

Als ich eintrat, schien der Kaiser überrascht, mich von der Herzogin von Alençon begleitet zu sehen. Er runzelte die Brauen, als sein Blick sie traf, und schien wenig geneigt, sie anzuhören.

»Majestät«, sagte ich, als ich mich dem Kaiser näherte, »ich bitte, entlaßt die Herzogin nicht ungehört.« Dann fuhr ich mit gedämpfter Stimme fort: »Das Leben des Königs ist in Gefahr. Wenn man ihm nicht mehr Freiheit gewährt, wird er nach dem Urtheile der Aerzte nicht mehr lange machen. Stirbt er, so kommen Euere Majestät um das Lösegeld.«

Der Kaiser schien betroffen. »Habt Ihr ihn gesehen,« fragte er.

»Das nicht Majestät«, war meine Antwort; »aber mit dem Arzte habe ich selbst gesprochen. Versagt der Herzogin Euer Ohr nicht, Herr. Tretet näher, edele Frau,«

rief ich dieser dann lauter zu, »Ihr dürft dem Kaiser Euer Gesuch vorbringen.«

Darauf hin trat die Prinzessin vor, die in ihrer Verwirrung noch schöner erschien als sonst, und warf sich dem Kaiser zu Füßen. Dieser wollte sie, ihr die Hand reichend, nöthigen, aufzustehen; sie aber verharrte in ihrer Stellung. »Sire,« begann sie in einem Tone, der wohl geeignet war, das Herz des Kaisers zu rühren; »wenn Euere Majestät Mitleid haben mit meinem unglücklichen Bruder, so verwehrt ihm die Gnade Eueres Anblickes nicht. Besucht ihn bald! Ihr allein habt es in der Gewalt, seiner aus dem Kummer entstandenen und in der andauernden Trübsal mächtig gewordenen Krankheit Einhalt zu thun; die Aerzte vermögen nichts mehr, sie haben erklärt, daß er, wenn Euere Majestät ihn verlassen, sterben wird. Ladet Euch diese Schuld nicht auf das Gewissen. Helft ihm! Rettet ihn! noch ist es vielleicht Zeit.«

»Seid ruhig, Herzogin, ich will ihm helfen, ich will ihn retten,« begütigte der Kaiser und half der Knieenden vom Boden. »Ich wußte nicht, daß es so schlimm stehe mit Euerm königlichen Bruder. Um die ganze Welt wollte ich seinen Tod nicht. Eilt und sagt ihm das; ich komme bald zu ihm.«

»Diese Botschaft wird ihm neues Leben einflößen; ich will ihm sagen, daß er sich auf den Besuch Euerer Majestät vorbereite.«

Mit anmuthiger Verbeugung gegen den Kaiser verließ sie das Zimmer und eilte in das Gefängniß.

Kaum hatte die Thüre sich hinter ihr geschlossen, als Gattinara sich zum Kaiser wendete mit den Worten: »Sire, erlaubet mir zu bemerken, daß, wenn Ihr unter diesen

Umständen zu dem Könige in's Gefängniß Euch begebt, Ihr dem Gefangenen unbedingt die Freiheit gewähren müßt, sollen Euerm Besuche nicht anders unwürdige Motive unterlegt werden.«

Ohne eine Antwort des Kaisers abzuwarten, rief ich dem Federfuchser zu, ob er vielleicht die unvermeidlichen Vorwürfe zu tragen habe, wenn der König sterbe?

»Es schien mir Pflicht,« versetzte Gattinara mit wichtiger Miene, »Seine Majestät auf die Auslegung hinzuweisen, die man der Gnade seines Besuches voraussichtlich geben werde.«

Ihr wißt's, Frundsberg, Lannoi ist sonst eben mein Gönner nicht; aber er kam mir zu Hülfe. »Wir dürfen,« sagte er, zum Kaiser gewandt, »die realen Vortheile des Sieges nicht opfern einem überspannten Ehrbegriffe zu Liebe. Was bleibt uns für das bei Pavia vergossene Blut übrig, wenn der König stirbt?«

»Bei Santjago! Ich will ihn sehen,« rief der Kaiser. »Und nicht nur das: nehmt den Entwurf des Friedens-Vertrages zu Euch, Gattinara, und dann folgt mir.«

Als die Thüre des Gemaches, in welchem Franz eingeschlossen war, vor dem Kaiser, Lannoi, Gattinara und mir sich aufthat, erhob Franz sich von seinem Lager.

Karl hielt an der Thüre seine Schritte an und sah, offenbar betroffen durch das veränderte Aussehen seines Gefangenen, einen Augenblick schweigend auf diesen hin. »Ist das,« seufzte er dann leise, »der einstmals so stattliche Franz von Valois? Heilige Mutter Gottes, welche Veränderung!«

Als der Kaiser weiter in das Zimmer vortrat, richtete Franz, unter Beihülfe seiner Schwester, sich vollends auf

und sagte in einem Tone, der halb wie Vorwurf, halb wie Ironie klang: »Euere Majestät kommen, um Ihren Gefangenen sterben zu sehen.«

»Nein, nicht so, ich komme, um Euch das Fortleben wieder begehrenswerth zu machen,« versetzte der Kaiser und trat mit schnellen Schritten auf ihn zu. »Ihr sollt nicht länger mein Gefangener sein, sondern mein Freund, mein Bruder. Von diesem Augenblicke an seid Ihr frei.«

Der Kaiser hatte diese gnädigen Worte kaum zu Ende gesprochen, als Franz die Hand seiner Schwester schon hatte fahren lassen; er umschlang den Kaiser mit beiden Armen und rief bewegt: »Dank, herzlichster Dank für diese Güte. Ihr gebt mir mit der Freiheit Gesundheit und alles wieder.«

»Das wolle Gott!« versetzte der Kaiser. »Ich würde es mir nie haben verzeihen können, wenn Euch hier in Madrid etwas Menschliches begegnet wäre. Ihr sollt noch heute frei sein, das heißt,« fügte er rasch hinzu, »wenn wir, wie ich hoffe, uns über die Bedingungen des Vertrags verständigen können. Das ist nun einmal, wie Ihr wißt, eine nothwendige Vorbedingung.«

»Freilich,« seufzte der König. »Aber ich fühle mich kräftig genug, um die Paragraphen des Vertrags heute mit Euch durchzugehen.« Vom Kaiser und der Schwester unterstützt verließ Franz dann das Lager und nahm Platz an dem Tische, dem Kaiser gegenüber.

»Unser Großkanzler,« bemerkte der Kaiser, »hat den Vertrag vollständig im Reinen und« — hier gab er dem ihm zur Linken sitzenden Gattinara einen Wink — »wird uns denselben jetzt vorlesen.«

»Vollständig im Reinen! — da wird allerdings die Verständigung kurz sein,« rief Franz, indem seine Miene sich wieder verdüsterte.

»Langes Hin- und Herreden über die einzelnen Punkte könnte möglicherweise Euere Haft verlängern,« bemerkte der Kaiser, der eben so wenig wie die Andern gehört haben wird, daß die dicht hinter ihrem Bruder zwischen diesem und mir sitzende Herzogin den König zur Zustimmung ermunterte mit dem von mir deutlich vernommenen Zusatze, ein im Gefängniß unterzeichneter Vertrag könne ihn doch nicht binden.

»So laßt uns denn hören,« wandte Franz sich zu Gattinara, der eine große Pergamentrolle vor sich ausgebreitet hatte. »Laßt den Eingang weg und gebt uns aus dem Uebrigen nur die Hauptartikel, Herr Kanzler; ich bin kein Freund von Förmlichkeiten.«

»In diesem Vertrage, Sire,« begann Gattinara, »tretet Ihr Seiner kaiserlichen Majestät ab alle Euere Ansprüche auf das Königreich Neapel, das Herzogthum Mailand, auf Genua, Asti — mit einem Worte, alle Euere wirklichen oder vermeintlichen Rechte in Italien.«

Als Franz während der hier folgenden kurzen Pause keine Einwendung machte, fuhr der Kanzler fort: »Weiterhin tretet Ihr an den Kaiser ab das Herzogthum Burgund . . . .«

»Das müßte eigentlich zurückgeben heißen, nicht abtreten,« unterbrach ihn Karl, »denn Burgund war meiner Großmutter Maria Erbgut; aber weiter nur!« . . . .

»Also das Herzogthum Burgund, die Grafschaft Charollais, die Herrschaften Noyers und Château-Chinon, die Vicomteschaft Auxonne und die Gerichtsherrschaft Saint-Laurent . . .«

Ein Ausruf des Unwillens preßte sich durch die Lippen des Königs, aber Margaretha ergriff hastig ihres Bruders Hand, um ihn zur Vorsicht zu mahnen.

»Einen Augenblick Geduld, Bruder!« bemerkte der Kaiser. »Ich will sogleich Euere Meinung über Burgund hören. Fahrt fort, Kanzler!«

»Euere Majestät wird die schützende Hand zurückziehen von Henri d'Albret, der in der Schlacht von Pavia gefangen wurde, aber entwischte; imgleichen wird Ew. Majestät allen Einfluß auf den Genannten aufbieten, daß er dem Titel eines Königs von Navarra entsagt.«

»Bei Gott, das kann ich nicht,« rief Franz.

»Laßt unsern Kanzler weiter lesen, Bruder,« bemerkte der Kaiser.

»Gleicherweise wird Euere Majestät Ihren Schutz entziehen dem Herzog von Geldern, dem Herzog von Würtemberg und Robert von der Mark.«

»Heiliger Ludwig! Ich soll so alle meine Freunde und Verbündeten opfern?"

»Hört ihn ruhig zu Ende, Bruder! Hört ihn zu Ende.«

Gattinara räusperte sich, um fortzufahren. Ich war gespannt, was nun folgen werde; denn bald mußte das an die Reihe kommen, weshalb ich nach Madrid gegangen war und die Ausgleichung betrieben hatte. Und richtig, Gattinara fuhr fort: »Euere Majestät statten dem Herzoge von Bourbon zurück alle Länder und Lehen und Herrschaften, die ihm abgenommen wurden und fügen denselben zu die Provence und die Dauphiné. Diese Länder werden zu einem Königreiche erhoben, und dessen Krone

trägt der Herzog von Bourbon erblich und nicht als Lehen der Krone Frankreich.«

»Nimmermehr,« kreischte da Franz und sprang in höchster Wuth von seinem Sitze auf. »Lieber will ich in der Knechtschaft bleiben, alle Tage meines Lebens, als daß ich zu dieser Schmach Frankreichs meine Zustimmung gebe. Bourbon mag alles zurück haben, was ihm gehörte; ich will ihn entschädigen für alle Verluste, die er erlitten zu haben glaubt; aber Frankreich zerstückeln, um für ihn ein Königreich zu schaffen: nie, nie! Wenn ich so niedrig denken könnte, das zuzugeben, ständen, Gott Lob, die Staatsgesetze dem entgegen und würden es verhindern.«

»Daraufhin will ich's wagen,« wandte ich mich zu Franz. Und bei der h. Barbara, er konnte sehen, daß es mir Ernst war. »Was mit dem Schwerte gewonnen worden ist,« setzte ich bei, »das läßt sich auch mit dem Schwerte behaupten. Die Bedingung muß unterschrieben werden.«

»Der König stimmt zu,« bemerkte Margaretha von Valois, indem sie Franz zu begütigen versuchte und auf seinen Sitz neben sich niederzog.

Auf einen Wink des Kaisers fuhr Gattinara dann fort: »Euere Majestät soll den Herrn von Pomperant und alle andern Parteigenossen des Herzogs von Bourbon wieder einsetzen in den Genuß ihres Eigenthums. Und Ihr laßt frei den Prinzen von Oranien, den Ihr wegen seines Eifers für den Kaiser in dem Schlosse von Lusignan gefangen haltet, und gebt ihm zurück alles, was sein ist.«

»Zu dieser letzten Vertragsbedingung gebe ich meine Zustimmung ganz unbedenklich,« sagte Franz.

»Endlich,« fuhr Gattinara fort, »bezahlt Euere Majestät dem Könige von England 500,000 Goldkronen und Seiner kaiserlichen Majestät ein Lösegeld von 2,000,000 Goldkronen.«

»Das sind drückende Bedingungen,« rief Franz schmerzlich, als er sah, daß Gattinara zu Ende war.

»Sie scheinen ihm nur hart,« nahm Margaretha schnell das Wort. »Mein Bruder wird anderer Meinung sein, wenn er sich nur wieder einmal der süßen Freiheit erfreut.« Ein eigenthümliches Zwinkern der Augen sollte offenbar den König, der seine Schwester bei dieser ihrer letzten Bemerkung unwillig ansah, mit der wahren Bedeutung der Worte bekannt machen. Es schien gelungen, denn er schwieg.

»Seine Majestät,« erlaubte ich mir zu bemerken, »muß sein Wort zum Pfande geben, daß, wenn im Laufe von drei Monaten nicht alle Bedingungen des Vergleichs erfüllt sind, er in die Gefangenschaft wieder zurückkehrt.«

»Stimmt Ihr dem bei, Bruder? Wollt Ihr Euer königliches Wort dafür einsetzen?«

»Er stimmt bei; er setzt sein Wort dafür ein,« mischte Margaretha sich dazwischen.

»Nicht so, Madame,« sagte Karl; »laßt den König für sich selber sprechen!«

»Ich gebe mein Wort.« Franz preßte, das sah man, die Worte nur mit der größten Anstrengung zwischen den Zähnen durch.

»Aber Euere Majestät muß auch Geißeln stellen, die mit ihrem Leib und Leben haften für die Einlösung Eueres verpfändeten Wortes,« drang ich weiter.

»Geißeln?« fragte Franz, unwillig die Blicke zum Kaiser gewandt.

Ohne dessen Aeußerung abzuwarten, wiederholte ich: »Ja, Geißeln, und als Geißeln Personen, die Euch und Euerm Volke die kostbarsten sind: — Euere zwei ältesten Söhne. Sie müssen Euere Stelle in diesem Gefängnisse einnehmen und darin verharren, bis alles erfüllt ist.«

»Sire, das verlangt Ihr gewiß nicht?« wandte Franz sich zum zweiten Male an den Kaiser.

»Wenn Ihr's ehrlich mit der Ausführung unseres Vertrages meint, woran ich nicht zweifele, so sehe ich nicht ein, warum Ihr nicht gern darauf eingehen solltet,« beschied ihn der Kaiser. »Allerdings muß ich auf Geißeln bestehen.«

»Widerstrebe nicht!« mahnte Margaretha, die offenbar schon an die Möglichkeit dachte, die beiden Prinzen zu befreien.

»Wohlan denn, Sire. Muß ich nicht zustimmen?!« rief Franz.

»Nun bleibt noch ein Punkt,« bemerkte der Kaiser. »Ich hätte ihn freilich lieber abgesondert von diesem Vertrage mit Euch verhandelt. Gewisse Umstände lassen mir es jetzt aber räthlich erscheinen, daß er einen Theil unseres Uebereinkommens bilde. Er betrifft meine Schwester Eleonore, die verwittwete Königin von Portugal.«

»Wohl, Sire; ich erneuere hiermit den Vorschlag, den ich Euch ihretwegen gemacht habe. Stimmt Ihr zu, mir ihre Hand zu geben?«

»Die Hand Eleonorens ist mir zugesagt!« rief ich zwischen die Frage und die erwartete Antwort. »Ich denke,

Seine Majestät wird erklären müssen, daß meine Ansprüche die ältern sind.«

»Allerdings,« sagte der Kaiser, »aber ich hätte die Willensmeinung der Schwester erst hören müssen, ehe ich Euch die Zusage gab.«

»Ihr wollt damit wohl andeuten, daß Eleonore einer Verbindung mit mir jetzt sich abgeneigt zeigt?« fragte ich. Und nun denkt Euch, Freunde, welche Antwort das freche Weibsbild unberufen auf diese an den Kaiser gerichtete Frage zu geben sich erlaubte: »Die Königin,« spottete sie, »kann doch kaum schwanken, wenn es sich um die Wahl handelt zwischen einem landesflüchtigen Prinzen und einem mächtigen Monarchen.« Da war meine Geduld zu Ende. »Was!« donnerte ich ihr in die Ohren, »der landesflüchtige Prinz ist's, der mächtig ist, und der Monarch ist ein armer Gefangener; versteht Ihr? Aber ich verzichte auf meine Ansprüche. Euere kaiserliche Majestät ist frei. Gebt Euere Schwester, wem Ihr wollt.«

»Dann, Bruder, ist sie die Euere,« sagte der Kaiser, zu Franz gewendet. »Ich kann Euch jetzt offen bekennen, daß Euere ritterlichen Eigenschaften Euch die Bewunderung und Zuneigung Eleonorens im höchsten Grade gewonnen haben; so daß ich Euch nicht bloß ihre Hand sondern auch ihr Herz zusichern darf. Euere Verbindung mit ihr wird, so hoffe ich, ein dauerndes Freundschaftsband zwischen uns knüpfen. Durch den eben abgeschlossenen Vertrag seid Ihr verpflichtet, Burgund an mich abzutreten. Ich willige hiermit ein, daß das Herzogthum statt dessen auf meine Schwester übergeht, und nur in dem Falle, daß Euere Ehe mit ihr kinderlos bleiben sollte, an mich zurückfällt.«

»Sire, ich bin's zufrieden,« erklärte Franz.

»Wenn wir nun im Reinen sind, wie ich meine, so laßt uns den Vertrag unterzeichnen«, bemerkte der Kaiser.

Das Document wurde unterschrieben und unterzeichnet und so der Obhut des Groß-Kanzlers übergeben.

Mit dem Verlaufe der Verhandlungen sichtlich zufrieden, führte Karl V. seinen bisherigen Gefangenen selbst durch die auf sein Geheiß sich öffnenden Thore des Schlosses hinaus und geleitete ihn in den Palast, wo ihm eine seinem königlichen Range entsprechende Wohnung zur Verfügung gestellt wurde.

Wenige Tage darauf fand die Verlobung des Königs mit Eleonore Statt, und sobald Franz dann zur Reise sich kräftig genug fühlte, geleitete Lannoi ihn mit starker Bedeckung nach Fuentarabia. In der Mitte des kleinen Flusses Bidassoa, der die Grenze zwischen Spanien und Frankreich bildet, wurde das Schiffchen, welches ihn hinübertrug, vor Anker gelegt, und hier fand die Auswechselung des Königs gegen seine beiden Söhne Statt. Das war im Anfange dieses Jahres, und noch war dasselbe nicht halb verflossen, so waren, wie ich allerdings vorgesehen hatte, alle Gelöbnisse von Seiten des Valois vergessen und die heilige Liga mit dem Papste geschlossen. Was sagt Ihr, Frundsberg? Hatte Ritter Bayard Recht, mich vor zwei Jahren, als meinem Vaterlande abtrünnig zu beklagen, weil ich einem solchen Fürsten die Treue nicht gehalten habe?"

Der Frundsberg aber antwortete nicht auf diese Frage; er war, die Hände in den Taschen der Lederhose, unter den Wirkungen des genossenen Weines und der Erzählung Bourbon's von den Vertragsparagraphen, sanft einge-

schlummert. Das Gelächter, das bei dieser Entdeckung erschallte, weckte ihn aber. Er wurde wieder munter und war wieder durstig. Die Kannen wurden auf's neue gefüllt.

„Also, Frundsberg, sobald genug Leute geworben sind, brechen wir auf nach Italien? Wir machen, sobald Euere Leute den ersten Streit dort siegreich bestanden haben, einen Marsch nach Rom und geben ihnen die Stadt zur Plünderung?"

„Unter dieser Bedingung thu' ich das Meine, ja!" lachte Frundsberg. „Ich will eine Schaar Reiter und Landsknechte zusammenwerben, wie Italien noch keine so wackere gesehen hat. Die gehen mit, wohin ich sie führe, weil sie wissen, daß, wenn sie schlecht bezahlt werden, ihnen das Plündern bleibt, und, wenn sie einen Tag Mangel leiden, sie den nächsten im Ueberfluß leben. Es sollen lauter stramme Lutheraner sein, wie ich, alle excommunicirt vom Papst, so daß es ihnen ein Herzenslabsal ist, die Baalspfaffen zu maltraitiren, zu chicaniren und zu cujoniren, die Götzenbilder der Römlinge entzwei zu schlagen und den goldenen und silbernen Krimskrams in ihren Tempeln zu gutem, baarem Gelde zu machen. Bei den Gebeinen meines Stammvaters, wie viele solcher Heiligthümer habe ich mit meinen schwäbischen Burschen schon ausgekehrt! Das Herz hüpft mir noch jetzt vor Freude, wenn ich daran denke, an die schlanken silbernen Leuchter und die schweren goldenen Kelche. Wie viel dieses Gezeugs muß aber erst in Rom zu finden sein! Jede Kirche dort ist ja, wie man hört, eine Schatzkammer. Und erst St. Peter, dieser Hauptsitz des Antichrists! Den Oberpfaffen, den hänge ich mit eigenen Händen; da seht her, diese Kette — die ist eigens zu dem Zwecke gemacht

— von Gold, freilich; à tout seigneur tout honneur! Man muß dem Papste Respect erzeigen, selbst wenn man ihn hängt. Ha, ha!"

In das Gelächter Frundsberg's stimmten die Uebrigen nur erzwungen ein, trotzdem auch ihre Köpfe umnebelt waren. Bourbon wurde angesichts der gottesschänderischen Wirkungen seiner Plünderungs-Verheißungen beinahe bedenklich; er that sich Gewalt an, um Frundsberg in dem Glauben zu lassen, er sei durchaus mit ihm einer Meinung, und doch schien der Landsknechtsvater fast zu merken, daß dies nicht allewege der Fall sei.

„Versprecht mir Rom, Bourbon!" begann dieser auf's neue. „Versprecht mir die Schätze von St. Peter und vom Vatican für meine Soldaten; versprecht mir den Antichrist für mich selbst, und ich bin Euer mit Leib und Seele!" Derselbe Ausbruch des wilden Lachens folgte, wie vorhin.

„Ich verspreche Euch alles, was Ihr verlangt," versetzte Bourbon.

„Dann ist der Contract abgeschlossen," rief Frundsberg und schlug mit seiner gewaltigen Faust auf den Tisch, daß die schweren zinnernen Kannen wankten und der Leuchter umfiel. „Also die Humpen zur Hand, Gesellen! Wir trinken auf das Verderben des Franz von Valois, des Papstes zu Rom und aller ihrer Verbündeten. Wer mir nicht Bescheid thut und sich dadurch verpflichtet, mit uns, Bourbon und mir, zusammenzuhalten bis in den Tod, ist ein Schuft."

Auch Ritter Wilderich von Ravenhorst und Wolfgang Sittich thaten, wenn auch mit innerm Widerstreben, Bescheid.

So dauerte das Gelage bis spät in die Nacht.

XVI.

Die Vorbereitung zu Bourbon's Römerfahrt.

Nach einer Rast von einigen Tagen brach der Connetable von Bourbon von Mindelheim auf, um mit seiner kleinen Schaar nach Mailand zurückzukehren.

Wolfgang Sittich von Embs blieb in Schwaben, um mit Wilderich von Ravenhorst unter Frundsberg's Oberbefehl die zu werbende Landsknechts-Armee über Lindau, Feldkirch, Chur und den Splügenpaß nach Italien hinüberzuführen. Die den Werbern zur Verfügung zu stellenden Mittel hatte der Connetable in dem von dem Herzoge von Savoyen erhaltenen Geld und Geldeswerth bei Frundsberg zurückgelassen.

In Como, so war verabredet, sollte Frundsberg bei seinem Eintreffen einen Boten des Connetable vorfinden, um zu erfahren, in welcher Gegend der oberitalienischen Ebene der Ober-Commandant des kaiserlichen Heeres der deutschen Hülfstruppen benöthigt sei.

Bourbon fand bei seiner Rückkehr nach Mailand die Lage der Dinge unverändert, wie er sie verlassen hatte. Lannoi lag noch immer vor der Citadelle zur Belagerung Francesco Sforza's, der, obgleich eingeschlossen mit seinen Leuten, kaum mit größerm Mangel zu kämpfen hatte, als die kaiserlichen Heerführer und Truppen.

Als Lannoi, der Statthalter des Kaisers, auf den der Connetable stets eifersüchtig war, diesen so zeitig und allein zurückkommen sah, lachte er im Stillen. Bourbon aber ließ den Vicekönig — als einmal dessen Schadenfreude

laut wurde, merken, wie sehr er sich täusche. „Ich hoffte, ich würde zwölftausend Mann mitbringen; ich darf sagen, daß fünfzehntausend mir ziemlich sicher sind.“ Durch Lannoi's Spott gereizt, fuhr er fort: „Und zudem stehen diese Truppen ein wenig anders zu mir, als die bisherigen; denn die Armee, die ich mir jetzt beschaffe, ist meine eigene und wird keinen Andern über sich erkennen, als mich; hört Ihr? keinen Andern!“

„Ich hätt's nicht für möglich gehalten,“ erwiderte Lannoi, über das Kitzliche in des Connetable Rede klüglich wegsehend. „Ihr habt Euere Zeit wohl benutzt, indeß wir hier wenig zu Stande gebracht haben während Euerer Abwesenheit.“

„Ich weiß es und bedauere es,“ versetzte Bourbon. „Wie ich höre, ist die Armee der Liga am Po unter dem Herzoge von Urbino und Giovanni de' Medici zu beträchtlicher Stärke angewachsen?“

„So ist es,“ erwiderte Lannoi, „und wofern Euere Landsknechte nicht bald kommen, haben wir keine Aussicht, ihnen, wenn sie uns auf den Leib rücken, Stand halten, geschweige sie mit Erfolg angreifen zu können.“

Es kam jedoch besser, als Beide fürchteten. Nachdem Herzog Francesco Sforza noch einige Wochen ausgehalten, während welcher Zeit Bourbon ihm auch seine letzten Zufuhr-Gelegenheiten abgeschnitten hatte, capitulirte er. Es wurde ihm gestattet, sich nach Como zurückzuziehen, von wo er dann aber doch auf Umwegen zu der Armee der italienischen Liga zu entkommen wußte.

Georg von Frundsberg hatte unterdessen die Alpen überschritten mit vierzehntausend Landsknechten und fünfhundert Reitern; letztere hatte der Erzherzog Ferdinand ihm

auf sein Ersuchen unter dem Commando des Hauptmanns Zucker zugeschickt. Die für Como verabredete Botschaft des Connetable beorderte das Heer nach Borgoforte, um dort die Schaaren der italienischen Liga zu werfen.

Es fand ein heftiger Kampf Statt, den die Deutschen indessen bald zu ihrem Vortheil entschieden.

Der Verlust der Italiener war groß. Ihr tapferer Führer Medici wurde, als er an der Spitze der leichten Reiterei einen Angriff machte, von einem Falconettschuß getroffen, der ihm das eine Bein zerschmetterte; er wurde halbtodt vom Schlachtfelde getragen. Das wurde der Wendepunkt des Erfolges. Die durch das Unglück Medici's entmuthigte Reiterei wurde durch Zucker's Cavalerie in die Flucht geschlagen und das venetianische Fußvolk von Frundsberg's Landsknechten völlig zersprengt.

Nicht das kleinste Verdienst hiervon gebührte Wilderich von Ravenhorst. Das erkannte Frundsberg auch gern an, und er ließ den wackern westfälischen Ritter seitdem nicht mehr von der Seite.

Der für die Deutschen glückliche Ausgang dieser Schlacht, der ersten, in welcher sie ihre Tüchtigkeit hatten beweisen können, ermuthigte sie über alle Maßen. Ohne weiter durch den Herzog von Urbino bei ihrem Vordringen behelligt zu werden, verbreiteten sie sich über das Land auf dem rechten Po-Ufer und verheerten die Territorien von Parma, Reggio und Modena. Wie eine Wolke von Heuschrecken fielen sie ein in dieses reiche und fruchtbare Land, stürmten und verbrannten die Städtchen und Dörfer und plünderten die Kirchen. In der Nähe von Piacenza angelangt, ließ Frundsberg dann das Lager aufschlagen, um Bourbon zu erwarten.

Seit die italienische Liga ihren besten Heerführer verloren hatte, — Giovanni de' Medici war der Einzige, der die deutsche Invasion aufzuhalten, das Zeug gehabt hätte — schien es, als ob ihre Armee gar nicht mehr existirte. Von dem Schlachtfelde zu Borgoforte war der tapfere Medici nach Mantua gebracht worden und dort gestorben. Als ihm, um so vielleicht das kostbare Leben zu retten, das Bein abgenommen wurde, hielt der junge Held den Wundärzten selbst das Licht, ohne zu zittern, und ohne, trotz den grausamsten Schmerzen, auch nur eine Miene zu verziehen. Er unterlag.

Bourbon würde längst, ehe die barbarischen Horden Frundsberg's nach Piacenza gekommen waren, aus dem Mailändischen mit seinen Schaaren aufgebrochen und zu ihnen gestoßen sein, hätte es ihm nicht wieder an Geld gefehlt. Wenn er seine Armee von Mailand wegbringen wollte, mußte er ihnen vorher wenigstens einen Theil des rückständigen Soldes ausbezahlen. Aber woher die dazu nöthige Baarschaft nehmen? Alles, was er an Geld und Geldeswerth besaß, hatte er längst vertheilen lassen; jeder weitere Druck auf die Mailänder Bürger war vergebens: die Kelter blieb trocken, denn es war nichts mehr übrig, als die hundert Mal ausgepreßten Grappen.

In dieser Noth verfiel Bourbon auf einen Plan, den er sofort auszuführen beschloß.

Girolamo Moroni, Sforza's Kanzler und Privat-Secretair, schmachtete noch immer in dem Gefängnisse, in welches, wie früher erzählt, Pescara ihn hatte werfen lassen, um ihn zu strafen, weil er den genannten Feld-

herrn zum Treubruch gegen den Kaiser hatte verleiten wollen. Er saß in der Veste zu Pavia. Bourbon wußte, daß Moroni über große Reichthümer gebot und begab sich nach der eben genannten, von Mailand nicht sehr entfernten Stadt.

Als die Kerkerthüre sich vor ihm öffnete, war Moroni, der den Connetable als seinen Freund betrachtete, glücklich, diesen zu sehen. „O, Ihr kommt, um mich zu befreien!“ rief er dem Eintretenden entgegen.

„Ich komme allerdings, Euch aus Euerer Haft zu befreien, aber Ihr habt deswegen doch keine Ursache, mich willkommen zu heißen. Macht Euch zum Sterben bereit; Ihr sollt morgen früh geköpft werden.“

„Weshalb? Was habe ich verbrochen?“ stammelte Moroni, sich entfärbend und am ganzen Leibe zitternd.

„Ihr habt gegen den Kaiser conspirirt und dieser hat nach reiflicher Erwägung Euere Bestrafung jetzt angeordnet.“

„Aber welchen Nutzen bringt ihm mein Tod? Lebend könnte ich seiner Sache gegen die Liga Manches nützen und wäre bereit, es zu thun.“

„Die Liga macht uns wenig Sorge,“ lachte Bourbon. „Aber Ihr könnt dem Kaiser in anderer Art dienen. Ich bin befugt, unter Einer Bedingung Euch das Leben zu schenken und die Freiheit wiederzugeben. Ich weiß, Ihr seid vermögend, Ihr habt Euer Geld in Sicherheit — —“

„Bei allen Heiligen! da seid Ihr übel berathen, Herr Connetable,“ unterbrach diesen Moroni. „Pescara — er ist auch Euer Freund nicht gewesen, ich könnte Euch Beweise dafür liefern — hat mir alles genommen, was ich besaß.“

„Macht mir keinen blauen Dunst vor, ich durchschaue ihn doch; Ihr habt einen geheimen Schatz. Zahlt mir sechszigtausend Ducaten und ich lasse Euch frei; wo nicht, so kann ich Euern Kopf nicht retten."

„Sechs—zig—tausend Ducaten! Unmöglich, Euer Gnaden! Woher sollt' ich armer, seit Jahren gefangener Mann eine solche Summe nehmen, wie ich sie nie besessen habe?!"

„Das müßt Ihr selbst am besten wissen, Herr Kanzler. Ich gebe Euch zwei Tage Bedenkzeit; am Morgen des dritten verliert Ihr, wenn Ihr bis dahin nicht Rath geschafft habt, den Kopf."

„Wollten Euer Hoheit doch bedenken, daß die Erfüllung des gestellten Verlangens eine Unmöglichkeit ist."

„Ich habe kein Verlangen, sondern nur eine Bedingung gestellt, unter welcher Ihr Euer Leben retten könnt." Mit diesen Worten verließ Bourbon die Zelle.

Als Moroni während des folgenden Tages nichts von sich hören ließ, gab Bourbon Befehl, am Morgen des zweiten in dem Hofe der Veste, den Moroni von seiner Zelle aus übersehen konnte, ein großes Schaffot aufzuschlagen.

Diese schreckensvollen Vorbereitungen thaten Wirkung. Nunmehr überzeugt, daß Bourbon seine Drohung auszuführen Willens sei, erklärte Moroni sich bereit, das Geld zu bezahlen.

„Seht Ihr, das wußte ich, daß Ihr einen verborgenen Schatz hättet," rief Bourbon, als Moroni in der folgenden Nacht unter der ihm mitgegebenen Bedeckung aus Mailand zurückkehrte und die Säckchen Geld vor dem

Connetable aufpflanzen ließ. „Ich weiß auch,“ setzte er hinzu, „daß Euch jetzt noch genug übrig bleibt, um sorgenlos leben zu können.“

Bei seiner Rückkehr nach Mailand versammelte Bourbon seine Truppen und ließ das Geld unter sie vertheilen. Dann hielt er folgende Ansprache an sie: „Tapfere Hauptleute! wackere Soldaten! Die Stunde ist gekommen, um Euch in meine Pläne einzuweihen. Ihr habt mir lange gedient um spärlichen Sold; die Zeit der Anerkennung und Belohnung ist gekommen. Wir gehen nach Rom. Das nehmen wir im Sturm und ich überlasse es Euch zur Plünderung. Die Reichthümer der Adeligen, der Senatoren und Prälaten sind Euer. Mit dem ganzen Consistorium von Cardinälen, ja mit dem Papste, der uns alle excommunicirt hat und nicht werth ist, auf dem Stuhle St. Peter's zu sitzen, könnt Ihr abrechnen nach Euerm Belieben.“

Diese Worte wurden mit den lebhaftesten Beifallrufen beantwortet. Die Anführer zogen ihre Schwerter, die Söldner schwenkten ihre Hellebarden oder Hakenbüchsen über ihren Häuptern; ein allgemeines Geheul: „Nach Rom! nach Rom!“ erschütterte die Luft.

„Ich will euch nicht täuschen, brave Waffengefährten!“ nahm Bourbon das Wort, nachdem die Ruhe hergestellt war. „Nachdem ich heute das Geld, das ich, nicht ohne Schliche und Pfiffe, noch aufzutreiben vermochte, unter euch vertheilt habe, besitze ich nichts mehr; ich bin ärmer, als Einer von euch. Aussichten haben wir nicht mehr, als bei den Reichthümern zu Rom! Vater Frundsberg und seine Landsknechte warten auf uns in der Nähe von Piacenza. Laßt uns zu ihnen stoßen ohne Verweil,

damit sie nicht ungeduldig werden und ohne uns aufbrechen und Rom vor uns erreichen!"

„Wir sind bereit; lieber heut' als morgen!" riefen Tausende von Stimmen. „Nach Rom! nach Rom! Es lebe Bourbon!"

Bourbon zögerte nicht, damit der Enthusiasmus nicht wieder verrauche; er ließ die Marschordnung bilden und drängte mit solchem Eifer vorwärts, daß er am Abende des zweitfolgenden Tages das Lager Frundsberg's erreicht hatte.

Als die zwei Armeen mit einander verschmolzen waren, sah Bourbon sich an der Spitze von zweiundzwanzigtausend Mann; es waren vierzehntausend Landsknechte, die Frundsberg gebracht hatte, fünfhundert Reiter unter Capitain Zucker, fünftausend Spanier, zweitausend Italiener und tausend leichte Reiter.

„Mit solch einer Armee, wie diese, will ich ganz Italien erobern," sagte Bourbon zu Frundsberg, als beide nebeneinander die Fronte entlang ritten.

XVII.

Der Prinz von Oranien.

Mit den wilden Banden, deren Leiter Bourbon nun war, kam eine Geißel über Italien, wie es keine mehr gefühlt hatte seit den Tagen, wo die Horden des Gothenkönigs Alarich sich über das Land wälzten. Die Spanier waren grausamer und habgieriger als Straßenräuber und kaum irgend einer Disciplin zugänglich. Die Deutschen waren von Natur nicht viel besser und eben so undisciplinirt; sie waren aber als Lutheraner obendrein erfüllt

von dem glühendsten Hasse gegen den Papst und alles Katholische und glaubten ihre lutherische Religion am besten auszuüben, wenn sie die Andersmeinenden plünderten und mordeten. Die Italiener, welche von Fabrizio Maramaldo, Sciarra Colonna und Ludovico Gonzaga befehligt wurden, hatten die Untugenden der Spanier und Deutschen vereint; sie waren blutdürstig und ausschweifend und schreckten vor keiner Gewaltthat, vor keinem Raube zurück. Unter den noch bei der Armee befindlichen spanischen Führern war auch der Marquis del Vasto; seit dem Tode Pescara's aber, seines gefürchteten Nebenmannes, und seit Bourbon's Popularität im Wachsen war, hatte er wenig Autorität mehr unter den Truppen.

Bourbon übte, ohne Jemanden verantwortlich sein zu wollen, die oberste Gewalt aus über diese ganze wildgährende Masse fremdartiger Elemente, die nur in dem einen Gefühle sich begegneten, daß sie nahmen, was ihnen gefiel, und über alles spotteten, was Andern heilig war. Die Landsknechte waren ihrem „Vater Jörg" mit Leib und Seele ergeben und folgten auch den unter ihm commandirenden Hauptleuten Wilderich von Ravenhorst und Wolfgang Sittich; die deutschen Reiter ließen sich lenken von Capitain Zucker; aber sowohl die Spanier als die Italiener wollten nur dem unmittelbaren Befehle Bourbon's gehorchen. Und der Connetable verstand es auch allein, mit ihnen fertig zu werden. Frei und frank und leutselig, bald fest, bald nachsichtig, hielt er die wildesten und ausschweifendsten Burschen in gewissen Grenzen der Ordnung, und wenn er, wie dies gar nicht selten vorkam, einmal an einem aufrührerischen Gesellen ein Exempel statuiren mußte, so anerkannte die Armee doch immer die Gerechtigkeit

seines Richtspruches und es wagte Keiner, seine Autorität anzutasten.

Daß der Connetable von Bourbon es über sich brachte, seine Geschicke zu verketten mit denen von Leuten, deren einziges, offen erklärtes Ziel Mord und Plünderung war, kann einigermaßen seltsam erscheinen. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß die edelern Regungen bei einem Leben, wie er es in der letzten Zeit führte, zurückgedrängt werden, wenn nicht gar ersterben mußten. Die von Seiten des Kaisers ihm bereiteten Enttäuschungen, die den von Franz I. erlittenen Kränkungen folgten, brachten auf der andern Seite die ehrgeizigen Pläne in seiner Brust zur vollen Reife. Er wollte jetzt für sich selbst eine Krone gewinnen; wie, auf welchen Wegen, mit welchen Werkzeugen, das galt ihm gleich.

So kam es, daß die Söldner in dem Connetable zuletzt nur einen Abenteurer sahen, wie sie selbst waren. Und konnten sie anders? Wie erzählt, hatte er sein Geld weggegeben und seine Juwelen; er hatte nichts behalten, als sein Schwert und seine Lanze, seine Rüstung und sein Roß. Das Zelt war seine Heimath, die Armee seine Familie. Dennoch war er nie so mächtig gewesen, wie jetzt. Keiner wagte ihm ungehorsam zu sein. Die Gemeinen ehrten, die Hauptleute fürchteten ihn wie ein höheres Wesen. Sonder Land und sonder Geld lenkte und beherrschte er seine ganze Umgebung, ohne daß diese nur einmal merkte, sie gehorche einem Befehle und nicht eigener Willkür. Von seinen frühern Mitgeneralen hatte nur Einer ihn auf den Zug nach Rom begleitet: Pomperant, gleich ihm selbst und so ziemlich wegen derselben Ursachen aus dem Vaterlande verbannt.

So war's, um die Truppen nicht zu ermüden, langsam weiter gegangen über San Donino, Parma, Reggio und Modena, Bologna zu. Schon in Parma wurde das schwere Geschütz zurückgelassen, weil es sich dem nothwendigen schnellen Vordringen zu hinderlich erwies.

Keine dieser Städte wurde angegriffen; Bourbon begnügte sich mit der Plünderung und Verheerung der Umgegend; die Scheunen und Keller wurden geleert, die Kirchen und Klöster ihrer goldenen und silbernen Gefäße beraubt und was dann an nicht verwerthbaren Ornamenten, Schreinen und Bildern übrig blieb, wurde demolirt, verbrannt, entweiht. Mangel litt die Armee bei solchem Vorgehen nicht; im Lager war Ueberfluß an Allem, und es verging fast keine Nacht, die Frundsberg mit Capitain Zucker, Ravenhorst, Wolfgang Sittich und den andern deutschen Hauptleuten nicht wenigstens zur Hälfte durchzecht hätte.

Einen Tagesmarsch vor Bologna hatte Bourbon eine Unterredung mit Alfonso d'Este, Herzog von Ferrara, der, durch den Papst von der Liga ausgeschlossen, die Invasion Bourbon's mit heimlicher Freude begrüßte.

Da Bourbon jetzt die zurückgelassenen Kanonen mißte, versuchte er deren von dem Herzoge zu bekommen. D'Este lehnte dieses Ansuchen ab, zahlte aber so reichliche Hülfsgelder, daß Bourbon im Stande war, jedem Landsknechte zwei Goldkronen reichen zu lassen.

Das war der erste Sold, den sie erhielten, seit sie Italien betreten hatten.

In Ermangelung von grobem Geschütz zog Bourbon auch an Bologna vorbei. Da hörte er, daß der Herzog von Urbino mit der venetianischen Armee ihm nachrücke,

während er nun bald darauf gefaßt sein mußte, daß die vom Marquis von Saluzzo befehligten päpstlichen Truppen ihm entgegentraten. Die Lage erwies sich jedoch in der Folge als nicht so gefährlich, wie sie auf den ersten Blick sich gezeigt hatte; der Herzog von Urbino beschränkte sich auf die Beunruhigung von Bourbon's Nachhut, ohne ein ernstliches Zusammentreffen zu wagen, und der Marquis von Saluzzo zog sich in angemessener Weite vor den Nahenden zurück.

Während Bourbon vorrückte, wuchs sein Heer beständig. Es verging kaum ein Tag, an welchem nicht ein halbes Hundert, oder mehr, aller Regel und Ordnung spottender Abenteurer, oder Flüchtlinge aus der Armee der Liga oder den päpstlichen Truppen unter die Fahnen des Connetable sich einreihen ließ, angelockt von der Hoffnung auf mehr Freiheit in Raub und Plünderung. Bourbon nahm sie alle in seine Reihen auf, indem er lachend sagte bei den Erstbezeichneten: „Es sind Landesproducte, einheimische Pflanzen, die gedeihen am besten;“ und bei den Andern: „Sie wollen mir zum Troste melden, daß die Masse der uns gegenüberstehenden Heere auch aus nicht viel besserm Stoffe ist, wie das meinige.“

So war Bourbon bis zu dem Apenninen-Gebirge gekommen, welches von Genua her westlich laufend, dann südöstlich sich wendend, die Halbinsel der Länge nach durchzieht und auf dem Wege von Modena und Bologna nach Rom überschritten werden mußte. Es war ein wildes, malerisches Fleckchen Erde, hier wo an den Ausläufern des genannten Gebirgszuges die Armee ihr Lager für die Nacht aufgeschlagen hatte. Zwischen den prächtigen Felsen campirten die Söldner gruppenweise um die Feuer und ver-

trieben sich die Zeit gewohnterweise mit Spiel und rohen Späßen, mit Zank und Neckereien. Daß dabei wacker gezecht wurde, bedarf kaum der Erwähnung. Hier und da in Kreisen von Spaniern wurde ein Lied gesungen, das sie zu Ehren des Connetable verfaßt hatten und das, wie man schon aus den Anfangsversen:

Calla, calla, Julio Cesar, Hannibal y Scipion,
Viva la fama de Bourbon,

ersieht, den Ruhm der Helden des Alterthums erbleichen sieht und verstummen heißt vor dem Ruhm ihrers Anführers Bourbon.

Während die Gesellen so sich gütlich thaten, machte der Meister seine nächtliche Runde. Eben um einen Felsvorsprung biegend, hörte er, wie die Wachen einen Reitersmann anriefen, der den Hügel hinauf dem Lager zukam. Bourbon schickte den neben ihm reitenden Pomperant, um nachzusehen, was es gebe.

Der von den Wachen auf seinem Wege gehemmte Reiter war ein junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren und einnehmendem Aeußern. Er war hochgewachsen und wohlgebildet; sein hübsches Gesicht that der männlich stolzen Haltung und dem kriegerischen Aussehen nicht im mindesten Eintrag. Im ersten Augenblick, wo Pomperant des Fremden ansichtig wurde, glaubte er, es sei ein venetianischer Offizier, der dem Connetable eine Botschaft des Herzogs von Urbino zu überbringen habe. Als er aber so nahe hinzugeritten war, daß er die Züge des nächtlichen Besuchers unterscheiden konnte, entfuhr ihm ein Schrei freudiger Ueberraschung. Der Fremde war der Prinz von Oranien, einer der bittersten Feinde des Königs

Franz und einer der hingebendsten Freunde des Connetable von Bourbon. Der Leser wird sich erinnern, daß sein Name schon genannt wurde bei dem Abschlusse des Madrider Vertrages zwischen dem gefangenen Könige von Frankreich und Kaiser Karl.

So jung er noch war, Philibert de Chalons, Prinz von Oranien, galt für einen der tüchtigsten Heerführer jener Zeit. Er stammte aus einem berühmten burgundischen Geschlechte und hatte alle kriegerischen Tugenden seiner Vorfahren geerbt. Eine ungebändigte, stolze und rachsüchtige Natur, vergaß er eine ihm zugefügte Beleidigung nie. Sein Haß gegen König Franz hatte seinen Grund in einer von diesem ihm widerfahrenen Zurücksetzung. Als der älteste Sohn des Königs nämlich getauft werden sollte, gehörte auch der Prinz von Oranien zu den geladenen Gästen. Er erschien mit einem, seinem Range angemessenen Gefolge im Louvre, wurde aber nicht nur sehr kühl empfangen, sondern fand auch die früher für ihn bestimmten Gemächer jetzt einem andern Gaste angewiesen. Aufgebracht über diese Behandlung kehrte er auf der Stelle nach seinem Schlosse Nozeroi zurück und bot bald darauf dem Kaiser seine Dienste an. Dieser nahm ihn nicht nur mit offenen Armen auf, sondern entschädigte ihn auch an Grund und Boden für alle ihm in Folge seiner freiwilligen Exilirung abgesprochenen Besitzthümer. Philibert hatte in der Folge Gelegenheit, dieses weisen Entgegenkommens des Kaisers sich würdig zu erweisen, wurde aber, als er bei dem Einfalle Bourbon's in die Provence diesem von Barcelona aus zu Hülfe segelte, von Andrea Doria, dem venetianischen Admiral, gefangen und im Schlosse von Lusignan in Poitou eingesperrt. Die Schlacht von Pavia

brachte ihm dann, wie wir wissen, die Freiheit zurück. Die Kerkerhaft konnte seinen Zorn gegen Franz nur mehr entflammen. Unbekümmert um alle Folgen, sann er nur darauf, wie er den König zu ärgern vermöchte. Die Mauern seiner Zelle waren bei seiner Freilassung mit Spottgedichten auf „den Tyrannen“ bedeckt von oben bis unten. Daß der König, wie er die im Madrider Frieden ihm auferlegten Stipulationen überhaupt nur theilweise erfüllte, die darin gleichmäßig bedungene Freigebung der confiscirten Güter Philibert's ablehnte, konnte Letztern begreiflicher Weise nicht zu versöhnlichern Gefühlen stimmen. Ohne das geringste Gefolge und fast aller Baarschaft entblößt, machte er sich auf, um zu Bourbon zu kommen, was ihm nach manchfachen Abenteuern und Hemmnissen heute gelungen war.

„Wollt Ihr mich, Connetable, so wie ich da bin?“ rief er dem ihm mit warmem Händedrucke entgegenkommenden Feldherrn zu. „Ich habe Euch nichts zu bieten als mein Schwert, aber das stelle ich Euch hiermit zu Diensten.“

„Tausendmal willkommen!“ versetzte Bourbon. „Euer Schwert ist viele Hunderte werth; ich nehme Euer Anerbieten an. Ein Mann, wie Ihr seid, ist überall zu brauchen; mir aber kommt Ihr wie gerufen. Wer von unsern Feinden Euerm ruhmreichen Namen nicht weichen will, der mag die Wucht Euerer Streiche fühlen. Ihr seid, nehmt das als Beweis, wie ich Euch zu schätzen weiß und wie ernst mir mein Willkomm gemeint ist, von diesem Augenblicke an der zweite Commandant der Armee, der Nächste nach mir!“

„Eine solche Auszeichnung will erst verdient sein,“ versetzte Philibert mit einer ablehnenden Handbewegung.

„Das nachträglich zu thun, wird's an Gelegenheit nicht fehlen; sie wird bald kommen. Ihr seid mir aber jetzt schon eine unschätzbare Stütze, weil Ihr ein Freund seid, dem man vertrauen kann. Wir Beide haben Gleiches erduldet von dem falschen, treulosen Valois, und sind deshalb Beide gleich gründlich seine Feinde."

„Nennt mir den Namen dieses Schurken nicht!" schrie Philibert wild. „Möchten alle Verwünschungen, die mir das Herzeleid ausgepreßt hat während meiner Knechtschaft zu Lusignan, über ihn herabkommen! Bei Gott, wäre ich an des Kaisers Stelle gewesen, ich hätte diesen aller Ehre baaren Menschen nicht eher freigelassen, als bis alle Bedingungen erfüllt gewesen wären. Nun, der Kaiser mußte erfahren, was wir schon erfahren hatten, he, Bourbon? Sei denn fürder sein kronentragendes Haupt der Ablagerungsplatz aller Schande! Doch verzeiht, edeler Connetable, meine Heftigkeit. Hier nehmt mit meiner Hand meinen Dank für das Vertrauen, welches Ihr in mich setzet. Ich hoffe, er wird kommen, der Augenblick vollgültiger Rache an unserm gemeinsamen Feinde."

„Und dann soll er nicht unbenutzt vorübergehen," fügte Bourbon, ernst gestimmt, hinzu. „Aber das Werk der Vergeltung muß mit Rom beginnen. Werft einen Blick um Euch herum, Prinz. Was seht Ihr?"

„Eine Armee wackerer Männer, die vielleicht etwas wild dreinschauen und nicht so gut ausstaffirt sind an Kleidern und Waffen wie die französischen Legionen; aber ich halte sie für tüchtig, ein Königreich zu erobern."

„Der Valois ist Schuld, daß ich mich an die Spitze einer solchen Bande stellen muß," bemerkte Bourbon bitter;

„und Euch, Prinz, hat er genöthigt, mein Geschick zu theilen.“

„Was liegt daran! Ich dien' dem Bourbon lieber, als irgend einem unserer gekrönten Häupter. Wenn ein Heer fechten kann, was kümmert's mich, ob es aus Räubern zusammengesetzt ist!“

„Das ist der richtige Name für sie, Prinz. Sie stehlen und rauben so gut als sie fechten. Ihr werdet sie noch kennen lernen,“ lachte Bourbon.

„Wenn der Mann ohne Bezahlung dient — und so wird's wohl hier der Fall sein, he, Connetable? — so muß er plündern oder verhungern. Das Letztere wäre aber noch unverzeihlicher als das Erstere; meint Ihr nicht so, Bourbon?“

„Allerdings; doch soll's mich wundern, ob der Papst uns in der Beurtheilung dieses Moralcasus beistimmt, wenn wir ihm unsere Gesellschaft in die Stadt einquartieren. Wir werden's ja bald sehen.“

„Ihr habt wohl nicht im Plane, Florenz anzugreifen?“ fragte der Prinz von Oranien.

„Es fehlt uns an schwerem Geschütz,“ antwortete der Connetable; „auch möchte ich die Zeit nicht aufwenden zu einer Belagerung. Die Leute drängen nach Rom, und ich habe keine Veranlassung, dieses Feuer zu dämpfen. Rom ist mir das Wichtigere. Wozu die dort nothwendigen Kräfte an Florenz verbrauchen, das, wie ich höre, von der Armee der Liga und von päpstlichen Truppen vertheidigt werden soll?“

Während dieses Gesprächs waren Frundsberg, Ravenhorst, Zucker und die übrigen Hauptleute hinzugekommen.

Bourbon machte sie mit dem neuen Cameraden bekannt und stellte ihnen denselben als zweiten Befehlshaber vor.

Philibert besaß einen Theil der soldatischen Eigenschaften Bourbon's und so gewann er an Frundsberg, der ihn alsbald zum Zechen einlud, und den übrigen deutschen Führern rasch warme Verehrer.

XVIII.

Lannoi versucht, Bourbon auf seinem Marsche nach Rom aufzuhalten.

Am folgenden Tage gegen Abend sahen Bourbon und seine Schaaren von den Höhen der Apenninen hinab auf das reizende Florenz und das gartengleiche Thal des Arno. Da lag sie, die unvergleichbare Stadt, umgeben von blühenden und reichen Orten; dort winkte Fiesole mit seinen freundlichen Thürmen herüber; dahinter hoben sich die blauen Kuppen der Berge von Lucca von dem goldenen Abendhimmel reizend ab. Und überall die Spuren tausendjähriger Arbeit geistvoller Menschen! Dem hier wie nirgends ausgebreiteten Glanze der Welt gegenüber mahnten heilige Stätten der Abgeschiedenheit daran, daß ihr Wesen vergeht.

Aber für diese Mahnung war der Sinn der Kriegsknechte stumpf. Sie hatten nur ein Auge für die Stadt, die auf diesem reizenden Boden ruhte, wie eine Wasserlilie hervorragt über den See. Der Wunderbau Brunelleschi's, die herrliche Kuppel der Kathedrale, die damals schon seit bald einem Jahrhundert die Herzen anderer Menschenkinder erhob, diese verthierten Söldner zog sie hinab in den Staub — an der Hand des Schlusses: welche

Reichthümer sich finden lassen müßten in einer Stadt, die solche Kirchen baue! Ihre Gier steigerte sich bis zum Wahnsinn, und sie verlangten, zum Sturm geführt zu werden. „General, gebt uns Florenz!" schrie es aus tausend Kehlen. „Laßt uns Florenz erobern!"

„Nein, meine braven Waffenbrüder," mahnte Bourbon, „euer Verlangen kann ich leider nicht gewähren. Florenz ist zu gut vertheidigt. Seht ihr dort die Kanonen auf den Wällen und Bastionen? Seht ihr die zur Abwehr vor den Wällen gelagerte Armee? Ohne schweres Geschütz, und solches haben wir nicht, dürfen wir uns an die Eroberung nicht wagen. Nach Rom wollen wir und nach Rom müssen wir. Halten wir unsere Kräfte zusammen, so nehmen wir dies mit Leichtigkeit. Nach Rom! Cameraden, dort ist der Reichthum von Florenz zehnfach aufgehäuft."

Dieses letztere Argument schlug durch, und die Gemüther beruhigten sich wieder.

Bourbon führte andern Tages seine Schaaren von der Höhe in's Thal, umging Florenz in weiter Entfernung, überschritt den Arno an seinem obern Laufe und gelangte ohne Widerstand in die Nähe von Viterbo, wo er Halt machte.

Während dieser Rast wurde ihm von zur Recognoscirung der Gegend ausgesandten Kundschaftern die Nachricht gebracht, der kaiserliche Statthalter Lannoi nähere sich im Geleit einer kleinen Escorte dem Lager. Eine Stunde später saß der Vicekönig von Neapel bereits bei Bourbon in dessen Zelte. Der Prinz von Oranien, Del Vasto, Frundsberg, Wilderich von Ravenhorst, Zucker und die übrigen Führer waren gleichfalls bei der Unterredung gegenwärtig.

„Um es rund heraus zu sagen, ich komme, Euerer Hoheit jedes weitere Vorrücken zu verbieten," wandte Lannoi sich zu Bourbon. „Ich habe so eben im Namen des Kaisers einen Waffenstillstand mit dem Papste abgeschlossen und dabei die Verpflichtung übernommen, dafür zu sorgen, daß die unter Euerm Befehle stehende Armee sich zurückziehe."

„Da hat Euere Hoheit eine Verpflichtung übernommen, welcher nachzukommen über Euere Macht geht," versetzte Bourbon. „Ich habe wohl nicht nöthig, Euch zu sagen, daß die Truppen vom Kaiser lange nichts mehr gehört haben" — er machte mit dem Daumen die Bewegung des Zahlens — „und daß sie deshalb für eine solche plötzliche Ordre, die ihnen einen längst in's Auge stechenden Gewinn entzieht, nicht das rechte Verständniß haben werden."

„Die Auslöhnung des rückständigen Soldes wäre ich wohl im Stande zu übernehmen, wenigstens zu einem guten Theil. Der Papst hat mich bevollmächtigt, Euch zu sagen, daß an diesem Punkte das mit mir an des Kaisers Statt getroffene Abkommen nicht scheitern solle. Die Armee muß sich also zurückziehen. Und ..."

„Muß sich?" hohnlachte Frundsberg dem Statthalter in die Rede. „Bei dem Barte meines Vaters, ich habe nie was gemußt! Ich für mein Theil protestire gegen jede Einmischung im Namen des Kaisers. Ich stehe nicht in des Kaisers Sold; ich diene dem Bourbon."

„Wir folgen dem Bourbon, wir Alle," riefen Zucker, Maramaldo und die Andern wie aus Einem Munde.

„Aber der Herzog von Bourbon ist doch der oberste Feldhauptmann des Kaisers; vom Kaiser hat er seine

Autorität im Heere," argumentirte Lannoi. „Ich wiederhole, daß der Papst sich bereit erklärt hat, mir für den Kaiser die nöthige Summe zur Ausbezahlung des Soldes zur Verfügung zu stellen."

„Das scheert uns wenig," schrie Frundsberg. „Meint Ihr, wir seien über die Alpen zum Po und vom Po durch ganz Italien bis hierher gezogen, um uns hier wie Schulbuben wieder nach Hause schicken zu lassen, bloß weil es dem Kaiser gefallen hat, im letzten Augenblick einen Waffenstillstand abzuschließen?! Euer Waffenstillstand, Herr Vicekönig, bindet uns nicht. Da seht Ihr zu! Die Lumpenheller, die Ihr uns als Sold bietet, die wollen wir nicht. Ich und meine Leute, wir gehen nicht zurück, um kein Geld in der Welt! Wir sind geschworene Feinde des Antichrist. Wir wollen es dem Boden gleich machen, dieses götzendienerische Nest von Rom!"

„Ist es möglich, Herr Connetable, daß Ihr solche gotteslästerliche Reden duldet?" wandte Lannoi sich zu Bourbon. „Wenigstens werden die spanischen Truppen mir Folge leisten. Ich werde sie nach Rom führen zur Vertheidigung der Stadt gegen diesen, wie ich aus allem erkenne, von Anfang an beabsichtigten und wohlgeplanten Angriff. Sorget Ihr dafür, General," wandte Lannoi sich zu Alfonso d'Avalo, Marchese del Vasto, einen jüngern Verwandten des verstorbenen Pescara, „daß Euere Leute von meiner in des Kaisers Namen erlassenen Aufforderung in Kenntniß gesetzt werden, mit mir nach Rom zu ziehen."

„Ich fürchte, das wird nicht die gewünschte Wirkung haben," versetzte der Marquis.

„Versucht's einmal," bemerkte Bourbon. „Findet Ihr die Leute willig, werde ich sie nicht zurückhalten."

Del Vasto verließ hierauf das Zelt; es dauerte aber noch nicht zehn Minuten, so wurde von draußen ein großer Tumult hörbar und der Marquis kehrte mit bestürzter Miene zurück.

„Es scheint, Ihr seid nicht glücklich gewesen, General?" rief Lannoi ihm entgegen.

„So ist's, leider!" antwortete del Vasto. „Die Soldaten kündigten mir einfach den Gehorsam auf. Der geschlossene Waffenstillstand kümmere sie nicht, sagen sie, und den Papst zu beschützen, hätten sie erst recht keine Lust. Die Stadt Rom sei ihnen versprochen, die Stadt Rom wollten sie haben. Sie erkännten keine Befehle an, die nicht von Bourbon ausgingen, und Ihr solltet machen, daß Ihr aus dem Lager kämet. Auch ich sehe so viel ein, daß dies für Euere Hoheit wirklich das Gerathenste ist. Die Leute sind dermaßen erbittert, daß ich für Euer Leib und Leben fürchte."

„Ich rufe Euern Schutz an, Herr Connetable," wandte Lannoi sich an diesen; er zitterte am ganzen Leibe.

„Habt keine Furcht!" begütigte Bourbon. „Ich verbürge mich für Euere Sicherheit."

Er hatte die Worte kaum gesprochen, als eine Rotte spanischer Söldner mit dem Geschrei: „Tod dem Lannoi! Tod dem päpstlichen Unterhändler!" in's Zelt einbrach.

„Wer wagt es, ungerufen bei mir einzudringen?!" donnerte Bourbon, von seinem Sitze aufspringend, ihnen entgegen. „Hinaus, ihr meuterischen Schurken!"

Diese wichen vorerst nicht. „Liefert uns den Vicekönig aus, Herr Connetable, und Ihr sollt kein Wort

mehr über uns zu klagen haben," war die Antwort des Rädelsführers.

„Wie, du Spitzbube willst mit mir unterhandeln? Hinaus, sage ich, oder —". Er griff an's Schwert.

Die Tumultuanten zogen sich zurück; am Ausgange des Zeltes sich umwendend, verschossen sie ihre Bosheit noch in giftigen Droh-Blicken auf Lannoi. Der Spectakel draußen wurde nach ihrer Rückkehr wieder heftiger.

„Euere Hoheit hätte besser gethan, sich nach der Stimmung unter unsern Leuten zu erkundigen, ehe Ihr Euch in ihre Mitte wagtet," bemerkte Frundsberg mit offenbarer Schadenfreude über die Verlegenheit des Vicekönigs. „Nicht Jeder versteht es, mit ihnen umzugehen."

„Ihr habt mir Euern Schutz zugesagt, Herr Connetable! Ich möchte fort."

„Fürchtet nichts! Ich bringe Euch heiler Haut aus dem Lager. Kommt nur."

Bourbon schritt vor, dicht hinter ihm Lannoi und del Vasto. Als die Gruppe unter der draußen harrenden Menge erschien, wollten Einzelne mit erneuerten Drohungen an den Vicekönig sich herandrängen. Bourbon's Blicke aber machten reine Bahn. Sobald Lannoi, umgeben von seiner kleinen Bedeckung, im Sattel saß, kam ihm ein Theil seines Muthes wieder: „Laßt meine letzte Mahnung nicht vergeblich sein," rief er den Söldnern zu. „Kehrt zu Euerer Pflicht zurück. Gehorcht dem Kaiser, der durch mich zu euch spricht!"

„Wir gehorchen Keinem, als dem Bourbon," war die Antwort. „Es lebe Bourbon!"

Del Vasto glaubte den kaiserlichen Statthalter auch noch bei seinem letzten Versuche unterstützen zu müssen. „Wollt ihr mir, euerm alten Führer und Waffengefährten, gehorchen?“ fragte er.

„Nein!“ war die einstimmige Antwort. „Nennt Euch nicht mehr unsern Waffengefährten. Ihr gehört nicht zu uns; unser Führer ist Bourbon. Fort mit Euch!“

„Wer wagt es, mich gehen zu heißen?“ schrie erbittert der Marquis.

„Wir, wie wir da sind,“ erscholl's von allen Seiten. „Ihr habt versucht, uns zu betrügen. Ihr wollt uns an den Papst verhandeln. Ihr seid nicht mehr unser General. Fort mit Euch, zu Euerm neuen Herrn!“

„Seid doch nicht so stürmisch, Freunde,“ versuchte der Vicekönig sein Ziel nun mit begütigenden Worten zu erreichen. „Ich will ja euer Bestes und möchte euch vor einem großen Unrecht bewahren, das zu begehen ihr im Begriffe —“

„Kein Wort mehr. Wir wollen nichts mehr hören!“ unterbrachen die Soldaten ihn in höchster Wuth. „Fort mit Euch, und laßt Euch nicht mehr hier sehen, sonst drehen wir Euch den Hals um.“

„Euere Hoheit hätten besser gethan, still weg zu reiten,“ bemerkte Bourbon. „Ihr erbittert die Leute und macht es mir am Ende unmöglich, mein Versprechen zu halten. Auch Ihr, mein Herr“ — er wandte sich zu del Vasto — „müßt gehen. Eueres Bleibens ist, wie Ihr seht, hier nicht mehr.“

Der Rath wurde befolgt. Zur Verhütung weitern Unheils begleitete Bourbon die Scheidenden bis über den Kreis der Vorposten hinaus.

XIX.

Georg von Frundsberg's letztes Zechgelage.

Von Viterbo aus war es hauptsächlich Bourbon, welcher vorwärts drängte. Er hoffte, Rom zu überrumpeln. Sein Heer, welches, wie erwähnt, täglich neuen Zuwachs erhielt an Ausreißern von der liguistischen Armee und den päpstlichen Truppen, zählte bereits an vierzigtausend Mann.

Als von den Höhen bei Bracciano aus das unglückliche Rom, das so bald in die Hände der wildesten Rotte fallen sollte, die Italien je betreten, sich den sehnsüchtigen Blicken zeigte, da war die Erregung im ganzen Heere, bei den Söldnern wie bei den Hauptleuten und Oberführern, eine wahrhaft wahnsinnige.

Am Abend dieses Tages hielt Frundsberg ein großes Trinkgelage. Zucker, Ravenhorst und die sämmtlichen andern deutschen Führer waren in seinem Zelte versammelt. Schon war es Mitternacht vorbei, als Bourbon mit dem Prinzen Philibert von Oranien und Pomperant ebenfalls erschien, vielleicht in der Hoffnung, dadurch der Orgie ein Ende zu machen.

Wie ein schwankender Thurm ragte bei ihrem Eintritte die Gestalt Frundsberg's über die andern Zechbrüder empor. Sein Gesicht war glühender, als man es je gesehen hatte. Er hielt eben eine Ansprache an seine Gefährten über das Glück, daß sie längstens in zwei Tagen zu Rom sein würden. „Dann gibt's reichliche Entschädigung für alle erlittenen Strapazen und Contumazen; dann gibt's Geld

und Weiber und Wein. Hei! wie wollen wir die Tempel frei machen von allem Plunder und Krimskrams; wie wollen wir die Pfaffen züchtigen für allen Firlefanz, den sie dem Volke vormachen! Jedem von euch, Cameraden, überlasse ich einen Cardinal; aber der Papst selbst muß mein sein, das behalte ich mir vor. Ihr wißt, was ich mit ihm vorhabe." Bei diesen Worten hielt er die bewußte Goldkette in die Höhe und beschloß seine Comödie mit einem satanischen Gelächter.

„Ehe Ihr ihn aber baumeln laßt, Camerad, laßt ihn erst alle Reichthümer ausschwitzen, die er verschlungen hat!" sagte Zucker. „Im Vatican oder wo sonst immer müssen ganze Tonnen Goldes verborgen sein. Sorgt, daß Ihr das Versteck erfahrt, ehe Ihr ihn —"

Ein wiederholtes Lachen Frundsberg's unterbrach den Sprecher. „Habt keine Noth, Camerad," brüllte er dann weiter. „Ich werde ihm schon die rechten Daumschrauben ansetzen. Aber das Geld ist nicht die Hauptsache; meine Mission muß ich erfüllen. Hat mir Dr. Martin Luther nicht selbst geschrieben, ich sei vom Himmel bestimmt, den Thron des Antichrist umzustürzen und die Stadt Rom rein zu waschen in ihrem Blute von allem Götzendienst, von allen Scheußlichkeiten, die in ihren Mauern gepflegt worden sind? Er hat's mir geschrieben, und darum habe ich mich aufgemacht, als ich bereits alle Freude am Kriegshandwerk verloren hatte."

In diesem Momente fiel Frundsberg's Blick auf den Connetable, der, ohne vorzutreten, mit seinen Begleitern ruhig zugehört hatte. „Ha — willkommen, Feldhauptmann! Wir feiern, wie Ihr seht, unsern Sieg ein wenig im voraus, und da ist's recht, daß Ihr dabei seid. Das

nächste Mal zechen wir in Rom; dann aber soll's erst lustig hergehen! Das hier ist nur so ein kleines Vorspiel, ha, ha!"

„Es ist schon spät, Frundsberg," sagte der Connetable ernst, „und Ihr alle, wie Ihr hier seid, habt genug getrunken." Sein Auge schweifte bei diesen Worten über die Umhersitzenden; es war keiner mehr bei Verstande. „Morgen früh sollen wir bei Zeiten aufbrechen, und dann habt Ihr klare Köpfe wohl nöthig."

„Noch Einen Becher auf Euer Wohl, Oberfeldhauptmann, und dann soll's genug sein. Bescheid müßt Ihr uns thun." Er schüttelte dem Connetable die Hand. „Wir haben uns da einen so süffigen Montepulciano ergattert, daß Ihr ihn schmecken müßt. Er ist aus des Papstes Weinbergen und war für seinen eigenen Keller bestimmt, ha, ha! Hier nehmt — und dann sagt, ob das nicht ein Göttertrank ist. He?..." Er schnalzte mit der Zunge. „Da, fülle auch mir!" rief er dem das Amt des Schenken übenden Burschen zu. Er reichte dabei ein goldenes Gefäß hin, das früher auf dem Altare von San Lorenzo-alle-Grotte als Ciborium gedient hatte und von den Landsknechten dort gestohlen worden war. „Füll' ihn bis zum Rande! Alle müssen mir noch einmal Bescheid thun!"

„Ihr wollt doch das Ding da nicht mehr leer trinken," fragte Bourbon, erstaunt das Gefäß betrachtend, das wohl nicht weniger als eine Maß hielt.

„Den Schluck da?" schrie Frundsberg. „Ihr kennt meinen Zug schlecht!" Ein schallendes Gelächter folgte; dann hob er das übervolle Gefäß an den Mund. Als er absetzte, war es leer bis zur Nagelprobe.

Nach vollbrachter Heldenthat sah er Bourbon triumphirend an; aber seine Siegesfreude war von kurzer Dauer. Mit einer krampfhaften, den ganzen gewaltigen Körper schüttelnden Anstrengung zur Hervorbringung eines Wortes stürzte er lautlos rückwärts zu Boden.

Man eilte ihm zu Hülfe, aber der Beistand war vergeblich. Er war erstickt, und in wenigen Secunden hatte das Herz zu schlagen aufgehört.

Der Connetable schauderte, als er auf den leblosen Körper niedersah, und wie er, waren alle Anwesenden starr vor Entsetzen. Die linke Hand der Leiche hielt die goldene Kette noch krampfhaft umfaßt. Der Bursche, welcher das Credenzen besorgt und welchen Bourbon aufgefordert hatte, sich das Werthstück zuzueignen auf seine Verantwortung, gab es nach einem kurzen Versuche auf, die Kette der erstarrten Faust zu entwinden. „Ich mag sie nicht,“ brummte er, sich erhebend und noch einen schaudernden Blick zurückwerfend in das Gesicht des Todten, dessen offenstehende gläserne Augen selbst die von den Schlachtfeldern her an solche Dinge gewohnten herzlosen Krieger mit Entsetzen erfüllten.

Frundsberg wurde zu Bracciano eingescharrt und die goldene Kette mit ihm.

Die Landsknechte stellte Bourbon unter das Commando des Konrad von Bemmelberg, der Frundsberg's Adjutant gewesen war.

XX.

Eine geheimnißvolle Mahnung.

Am andern Morgen, sobald der Tag graute — es war der 5. Mai 1527 — ritt Bourbon, der sich, ohne die Rüstung abzulegen, nur die allernöthigste Ruhe gegönnt hatte, auf den Gipfel des Berges. Dort hatte er einen ziemlich vollständigen Ueberblick über die Stadt, die dem Verderben zu überliefern er im Begriffe war.

Die einstige Beherrscherin der Welt und nun das Haupt der Christenheit, die Ruhestätte der Apostelfürsten und so vieler Martyrer, lag Rom da mit seinen sieben Hügeln, seinen heidnischen Tempeln und seinen christlichen Heiligthümern, mit seinen durch tausend geschichtliche Erinnerungen ehrwürdigen Ruinen und Monumenten. Dort das Coliseum — und rechts davon den mit dem Palaste der Cäsaren gekrönten Palatin; dort der Aventin, der Esquilin mit den Titus-Bädern, dort der Monte Pincio mit seinen Cypressen. Und — wenngleich sie noch ihres erhabensten Schmuckes, der riesigen und doch so schönen Kuppel entbehrte — über alles emporragend die Basilika von St. Peter! Daneben links der Vatican und noch weiter die drohende Engelsburg, deren Fuß der gelbe Tiberstrom bespült. Konnte er, der gekommen war, alles das zu zerstören, diese von der Zeit wie von der Andacht vieler Millionen geheiligten Herrlichkeiten sehen, ohne bewegt zu werden? In der That, es wollte ihn mit reuevoller Wehmuth erfassen; aber er verscheuchte die Gefühle, die ihn bestürmten, mit Gewalt.

Als der Connetable in's Lager zurückritt, war die erste Kunde, die man ihm entgegenbrachte: Wilderich von Ravenhorst sei seit Tagesanbruch verschwunden; man habe ihn gen Rom reiten sehen; Keiner kenne den Beweggrund, der ihn weggeführt habe. Die Einen meinten, sein Ehrgefühl sei gekränkt durch die Verleihung des Commando's über die Landsknechte an Bemmelberg; die Andern sagten, sein Geist sei verwirrt durch den plötzlichen Tod Frundsberg's. Als man diesen eingescharrt habe, sei er zugegen gewesen, und bei dieser Gelegenheit habe er die letzten Worte gesprochen, die man aus seinem Munde gehört. „Herr,“ habe er laut und mit zu den Sternen gewandten Augen gebetet, „Herr, sei ihm gnädig und mir!“

Der Tag rückte vor. Die Wachen auf den Wällen und an den Thoren der Stadt und auf den Zinnen der Engelsburg erspäheten das große feindliche Heer, welches durch die öde und weite Fläche der Campagna angerückt kam. Zu gleicher Zeit kam ein Bote nach dem andern und gab, schreckenbleich, Kunde von der Zahl und dem wilden Aussehen der nahenden Feinde.

Papst Clemens hörte diese Botschaften, wie es schien, unbekümmert. Obwohl sonst furchtsam, unschlüssig und leicht rathlos, mahnte er jetzt mit zuversichtlicher Miene zum Vertrauen; es seien ausreichende Vorbereitungen getroffen zur Vertheidigung der Stadt. Er duldete nicht, daß, wie ihm vorgeschlagen wurde, die die beiden Stadttheile verbindenden Brücken abgebrochen würden, und ließ die Kaufleute, welche ihre Waaren auf Schiffen die Tiber hinunterschaffen wollten, davon abmahnen.

Die Motive zu dieser Haltung des Papstes sind wohl darin zu suchen, daß er fest vertraute, mit Bourbon sich verständigen und die Stadt durch eine, wenn auch noch so beträchtliche Subsidiensumme von der Erstürmung und Plünderung loskaufen zu können. Daß nicht mehr Bourbon, sondern die Armee Herr war, und der Anführer ohne der Söldner Willen gar nicht unterhandeln durfte, das freilich ahnte der Papst nicht.

Die Vertheidigung der Stadt war dem ehemaligen Vertheidiger Marseille's gegen Bourbon, Renzo da Ceri [1]), anvertraut, und dieser gab sich der Hoffnung hin, auch jetzt den Angreifer zurückschlagen zu können. Außer der ausreichenden Besatzung der Engelsburg hatte er die Schweizergarde des Papstes, noch etwa zweitausend mit Hakenbüchsen bewaffnete Söldner und einige Cavalerie zur Verfügung. Die Mauern und sonstigen Umwallungen waren im großen Ganzen in gutem Zustande und gut mit grobem Geschütz bewehrt. Dieser letztere Umstand stärkte Renzo hauptsächlich in seinem Vertrauen, denn er wußte, daß Bourbon gar keine Artillerie und nur höchst dürftige Munition für die kleinen Feuerwaffen hatte.

Als Bourbon der Stadt nahe genug war, wurde das Heer behufs der Erstürmung in mehrere Haufen geschieden, die im Vereine die Mauern der Leostadt rund umgaben: von der Porta Angelica an, in der Nähe der Engelsburg, hinter dem Vaticanischen Gebiete und der Peterskirche her bis zu dem Janiculischen Hügel und der Porta Santo Spirito. Philibert von Oranien sollte die Nordseite be-

[1]) Eigentlich hieß er Lorenzo Orsini. Mit der üblichen Abkürzung des Taufnamens nannte das Volk ihn nach dem seiner Familie gehörenden Orte Ceri.

rennen, der Connetable die Mauern hinter der Peterskirche, Bemmelberg die Südseite. Nachdem dies geschehen, sandte er Pomperant, um den Papst zur Uebergabe Roms aufzufordern.

Pomperant näherte sich der Porta Flaminia, welche an der Stelle sich befand, wo jetzt die jener etwa ein halbes Jahrhundert später gefolgte Porta del Popolo steht. Dann gab er dem ihn begleitenden Trompeter ein Zeichen zu dreimaligem Blasen und forderte darauf selbst mit lauter Stimme in des Connetable von Bourbon Namen die Uebergabe der Stadt.

Alsbald erschien Renzo da Ceri und gab in sehr selbstbewußten Redensarten Antwort. Er hieß Pomperant sich entfernen, sonst würde er auf ihn schießen lassen. Dieser zog sich ohne weiteres zurück.

Bourbon hatte keinen andern Bescheid erwartet. Er gab sofort seinen Leuten Befehl, sich zum Sturme, der am andern Morgen beim Tagesgrauen erfolgen sollte, bereit zu machen.

Am Abend ritt Bourbon, begleitet von dem Prinzen Philibert und Pomperant auf den Monte Mario, um die Mauerwälle zu übersehen. Nach sorgfältiger Prüfung setzte er fest, daß der Angriff gleichzeitig an allen oben bezeichneten Stellen unternommen werden sollte. Hierauf begab er sich mit seinen Begleitern in das Lager zurück. Er selbst hatte sein Quartier in dem reizend auf einem Hügel zwischen der Leostadt und Trastevere gelegenen Kloster S. Onofrio aufgeschlagen [1]).

[1]) Dasselbe, in welchem später Tasso starb und in welchem er begraben liegt. Die Umgegend des Janiculus lag damals noch außerhalb der Mauern und trug nur Klöster und Villen.

Noch war kein Schuß gefallen; denn der Papst hatte durch Renzo da Ceri hauptsächlich in der Engelsburg mahnen lassen, die Feindseligkeiten nicht vorzeitig zu eröffnen. Die Kanonen waren jedoch zum Abfeuern bereit, und die Wachen schritten, die geladenen Hakenbüchsen auf den Schultern, hinter den Brustwehren der Wallgänge auf und nieder.

Im Lager angelangt, ließ Bourbon seine Leute zusammentreten und hielt folgende Ansprache an sie: „Waffengefährten! Was wir so lange ersehnt, ist erreicht: Rom liegt vor uns. Jenseits dieser alten Mauern erwarten euch unermeßliche Reichthümer. Aber es bedarf euerer ganzen Tapferkeit, um sie zu gewinnen. Kanonen, die Mauern zusammenzuschießen, haben wir nicht; wir müssen sie ersteigen."

„Wir nehmen sie, General!" schrie die Menge; „wir brauchen keine Kanonen."

„Ich selbst werde den Sturm leiten," fuhr Bourbon fort, nachdem das Toben sich gelegt hatte.

„Wir folgen mit dem Rufe: Es lebe Bourbon!"

„Hört mich zu Ende, Freunde! Der berühmte Sterndeuter Cornelius Agrippa, von dem ihr gehört haben werdet, hat prophezeit, ich würde vor den Mauern einer großen Stadt sterben.[1]) Möglich, daß es mir bestimmt

[1]) Cornelius Heinrich Agrippa von Nettesheim, 1486 zu Köln geboren, war ein in der Theologie, Juristerei und Medicin sehr gelehrter, sehr merkwürdiger — Geheimnißkrämer. Unstäten Geistes nahm er, nachdem er erst in Frankreich, dann in Köln Theologie docirt hatte, auf einer Reise nach Italien Kriegsdienste unter Kaiser Maximilian und wurde als Hauptmann zum Ritter geschlagen. Nach mancherlei Fahrten durch Deutschland und Frankreich wurde er Leibarzt der in unserer

ist, hier vor Rom zu fallen. Soll's so sein, so sei es! Es wäre das ein ruhmwürdiger Tod, wie ich mir keinen schönern wünschte. Ich werde mich deshalb morgen furchtlos an euere Spitze stellen, sicher, daß, wenn ich dabei das Leben verliere, ihr, meine treuen Kriegsgefährten, die Stadt doch nehmen und mich an ihr rächen werdet."

„Agrippa ist ein falscher Prophet!" schrieen hundert Stimmen zugleich. „Ihr sollt nicht hier sterben; wir alle bewachen Euch und krönen Euch morgen zum König von Rom."

„Komme, was da wolle," fuhr Bourbon fort; „mag es mir vergönnt sein, noch lebend Theil zu nehmen an euerm Siege oder kämpfend zu fallen: ich weiß, daß Rom mit seinen Reichthümern, seinem Papste, seinen Cardinälen, seinen Adeligen und seinen schönen Frauen euerer Tapferkeit sicher ist. Und nun kehrt zurück in euere Zelte und pflegt der Ruhe. Ihr bedürft der Stärkung für morgen; es wird ein heißer Tag für euch werden. Eine Stunde vor Sonnenaufgang werdet ihr aufgerufen werden, damit ihr euch bereit machen könnt. Euere Hauptleute haben ihre Befehle und ausreichende Instructionen. Schlaft ohne Furcht, ich werde für die nöthige Wache sorgen."

Die Söldner gingen dann unter Anstimmung ihres „Calla, calla! Viva la fama de Bourbon!" auseinander.

„Ihr glaubt doch nicht an diese dumme Prophezei-

Erzählung mehrgenannten Mutter Franz' I. Weil er den Ausgang des italienischen Feldzugs der letztern zu prophezeien sich weigerte, verlor er seine Stelle und kam wieder an's Wandern, bis er endlich 1535 zu Grenoble starb.

ung?" bemerkte der Prinz von Oranien, als er den Connetable den Hügel hinauf zu dessen Quartier begleitete.

„Als sie mir gemacht wurde, habe ich darüber gespottet und seither nicht mehr daran gedacht, bis heute Abend, als ich vom Monte Mario herab auf Rom niedersah. Ich kann nicht leugnen, daß diese Erinnerung daran wie ein feuchter Nebel plötzlich über meine siegesfrohen Aussichten sich herabsenkte. Wenn ich falle," fügte Bourbon nach einer Pause hinzu, „so müßt Ihr den Oberbefehl über das Heer übernehmen."

„Das wird hoffentlich nicht nöthig sein," bemerkte Philibert; „aber Ihr mögt Euch für alle Fälle beruhigen. Die Leute sollen eines Führers nicht entbehren."

„Und Ihr seid mir gerade der Mann, den ich mir dazu wünsche. Doch nun gehabt Euch wohl, Prinz; pflegt auch Ihr der Ruhe. Ich erwarte Euch hier eine Stunde vor Tag."

Als der Prinz von Oranien das Gemach verlassen hatte, versank der Connetable in tiefes Sinnen. Um Mitternacht ungefähr entraffte er sich seinen Betrachtungen und ging hinunter durch den Garten zu der die ganze Stadt beherrschenden Terrasse. Es war eine wundervolle Nacht. Das Häusermeer vor ihm war durch das Mondlicht wie in einen silbernen Schleier gehüllt. Im Lager war alles so still, daß man von fernher die Schritte der auf den Wällen hin- und hergehenden Wachen hören konnte. Nachdem Bourbon den Blick einige Minuten über dieses feierliche Bild hatte schweifen lassen, kehrte er in sein Gemach zurück. Er schürte den Docht der düster glimmenden Lampe, so daß deren Flamme wieder hell aufflackerte

und rückte seinen Sitz vor einen auf dem Tische ausgebreiteten Plan der Stadt.

Die sich leise öffnende Thüre scheuchte ihn plötzlich aus seinen Berechnungen auf. Pomperant trat ein im Geleite einer zweiten Person in Nonnenkleidern.

Ueberrascht von diesem Anblicke fragte Bourbon in etwas barschem Tone, aus welchem Grunde man ihn in seiner Ruhe störe.

„Das mag die ehrwürdige Schwester selbst Euch erklären," antwortete Pomperant. „Sie kam so eben aus der Stadt und verlangte so dringend Euere Hoheit zu sprechen, daß ich sie nicht zurückweisen konnte."

„Warum nicht zurückweisen konnte?" versetzte Bourbon, über die Willfährigkeit Pomperant's sichtlich erzürnt. „Ich habe Dringenderes zu thun, als Weiberklagen anzuhören. Geht hin, gute Schwester, wo Ihr hergekommen seid!"

„Verzeiht dem wackern Pomperant, daß er nachsichtiger gegen mich war, als gehorsam gegen Euch," flehte diese. „Als ich zu den Wachen Eueres Lagers kam und dringender Eröffnungen halber vor Euch gebracht zu werden verlangte, da wiesen die Leute mich barsch und hartnäckig zurück. Der ritterliche Pomperant, der vorbei kam, hatte Mitleid mit meinen Thränen. Verzeiht ihm, edeler Herr; mich aber entlaßt nicht ohne Gehör. Seht mich nur an, Connetable; sollte ich wirklich so verändert sein, daß Ihr mich nicht mehr kennt, die Wittwe Eueres ehemaligen Kriegs- und Siegsgenossen Pescara?"

„Vittoria Colonna! Und in Nonnenkleidern?!" rief Bourbon, auf's höchste überrascht.

„So ist es,“ versetzte diese. „Nach dem Tode meines Gatten habe ich, alleinstehend und ohne Kind, in dem Clarissenkloster S. Silvestro eine stille Zufluchtsstätte gefunden; die Klosterzelle paßte besser zu meiner Gemüthsstimmung, als die Paläste meiner Angehörigen. Die Gelübde abzulegen, hat der Papst mir nicht verstattet; im Gegentheile hat er der Vorsteherin meines Klosters bei strengen Kirchenstrafen untersagt, mich zu denselben zuzulassen, weil er glaubt, ich gäbe dem Schmerze mehr Gehör, als reiflicher Erwägung. Doch wie bald wurde ich in meiner Abgeschiedenheit von neuem aufgeschreckt! O, ihr ahnt nicht das Leid, Herr, das ich erduldete, als ich sah, wie meine Vettern zu Ende des vorigen Jahres das Schwert zogen, um den Kaiser für den Abschluß der Liga zwischen dem Papste und König Franz zu rächen! [1]) Und Ihr seid jetzt im Begriffe, alle diese Greuel zu wiederholen. Kehrt zurück, ich beschwöre Euch! Verschmäht nicht die Mahnung eines zwar schwachen aber schwergeprüften und deshalb die Welt und den Ruhm der Welt in ihrem wahren Werthe erkennenden Weibes. Verrath und Aufruhr sind große Verbrechen; aber sie sind nichts

[1]) Die Colonnesen eröffneten die entsetzlichen Scenen, welche die Regierung Clemens' VII. zu der unheilvollsten machten, die Rom seit Jahrhunderten gesehen und von deren Folgen die Stadt sich nie mehr vollkommen erholt hat. Als der Papst mit Frankreich förmlichen Bund einging, riefen die Colonna auf ihren zahlreichen Lehen die Vasallen zu den Waffen; aus dem Neapolitanischen stießen Truppen zu ihnen; der kaiserliche Botschafter in Rom führte ihnen selbst Mannschaft zu. So überfielen sie in der Morgenfrühe des 20. Sept. 1526 den Vatican, plünderten die Peterskirche und die umliegende Leostadt; in der Engelsburg eingeschlossen, wurde der Papst zu einem Vergleich genöthigt.

im Vergleich zu der Unthat, zu welcher Ihr Euch anschickt. Auf ewig wird Euer so ruhmreicher Name mit Schmach gebrandmarkt sein, wenn Ihr Rom den Verheerungen Euerer Soldknechte überliefert. Laßt ab davon und kehrt zurück!"

„Ich kann nicht zurück," erwiderte Bourbon ungeduldig.

„Ihr könnt zurück, Herr," rief Vittoria. „Ihr könnt die Stadt retten, wenn es Euch Ernst damit ist, es zu wollen. Der Papst ist zu jedem Opfer bereit, um Euere Leute zu befriedigen."

„Ihr habt meine Antwort, edele Frau. Laßt Euch daran genügen; eine andere kann ich nicht geben. Meine Leute zu befriedigen, steht nicht in des Papstes, nicht in meiner Macht. Sie verlangen die Plünderung."

„Ihr habt also kein Mitleid für die hülflose Unschuld und das erbarmenswerthe Alter? Ihr scheut Euch nicht, die heiligen Stätten Euerer Religion preiszugeben der Verwüstung und Entheiligung?"

„Ein Soldat darf Mitleid nicht walten lassen über seine Entschließungen, so schwer ihm das auch wird. Doch, geht jetzt, edele Frau; Euere Mahnungen sind umsonst."

„Wohlan denn, thut, was Ihr wollt; aber wisset, der ewige Gott läßt Seiner nicht spotten. Er hat Euch Gnade geboten, und Ihr habt das Angebot mit Füßen getreten. So zittert denn vor seiner Strafe! Ihr werdet Euerer That Euch nicht erfreuen, die Stadt Rom nicht betreten!"

„Wer sollte mich daran hindern?" fragte Bourbon mit ironischem Lächeln, zu dem er, das bekundeten die düster zusammengezogenen Brauen, seine Lippen mühsam zwang. „Und wäret Ihr" — er erhob sich in furcht-

barer Erregung von seinem Sitze — „ein Bote des Himmels selbst, Ihr solltet mich nicht abhalten, der Erste zu sein, der morgen die Mauern ersteigt.“ Dann wandte er sich zu Pomperant: „Die Unteredung ist zu Ende, führet die Schwester durch das Lager und so weit, daß sie ungefährdet die Stadt erreichen kann.“

Während Pomperant sich anschickte, Vittoria beim Arm mit sich fortzuführen, schlug diese den schwarzen Mantel zurück und zog aus dem weißen Gürtel, der ihr graues Gewand zusammenhielt, ein zusammengefaltenes Papier, welches sie Bourbon darhielt mit den Worten: „Um die Uebergabe dieses Briefes bat mich ein Ritter, als ich die Stadt verließ, um zu Euch in's Lager zu gehen.“

Mit diesen Worten wandte Vittoria sich und schritt mit Pomperant hinaus und der Stadtmauer hinter Sanct Peter zu.

In deren Nähe angekommen, sprang sie in den trockenen Graben, welcher die Mauer umgab, ging in der Richtung zum Vatican hin unten eine Strecke weiter fort und klatschte dann drei Mal in die Hände. Auf dieses Zeichen wurde eine Leiter von der Mauer herabgelassen, mittels welcher sie die Wallgänge hinaufstieg.

Vittoria glaubte sich hierbei unbeobachtet, aber sie täuschte sich. Pomperant, neugierig, auf welchem Wege die Nonne in die Stadt zurückgelangen würde, war ihr auch nach seiner Verabschiedung gefolgt und hatte nicht nur alles angesehen, sondern auch an der Stelle, wo Vittoria verschwunden war, eine schadhafte Stelle in der Mauer entdeckt, die einer eingeschossenen Bresche nicht unähnlich war. Das aus Backsteinen gebaute und sonst außerordentlich feste Mauerwerk war hier beinahe bis

auf die Hälfte der Höhe sehr zerbröckelt, so daß man fast wie auf einer Treppe hinaufsteigen konnte. Nachdem Pomperant die Stelle genau untersucht hatte, kehrte er zu Bourbon zurück.

Er fand denselben regungslos dasitzend, den Kopf in die eine Hand gestützt; die andere hielt das geöffnete Schreiben, welches Vittoria dem Connetable im Augenblicke ihres Abschiedes übergeben hatte. „Euere Hoheit müssen verzeihen, wenn ich noch einmal störe," begann Pomperant, in dem Glauben, der Connetable sei eingeschlafen; dieser richtete den Kopf in die Höhe. „Ich habe eine Bresche in der Mauer entdeckt..."

„Und ich habe entdeckt, wo Wilderich von Ravenhorst hingekommen ist; er ist bei den Päpstlichen und pfuscht, während er, wie ich sehe, unter dem von unsern Leuten bei Viterbo vertriebenen Marchese del Vasto eine Schaar päpstlicher Truppen anführt, dem Cornelius Agrippa in's Handwerk. Seine neueste Prophezeiung [1]) stimmt auffallend mit der Unheilskunde des Sterndeuters Agrippa, von welcher ich gestern Abend vor den Truppen gesprochen habe. Der mir immer ein wenig unheimlich gewesene Ritter aus dem Sachsenlande hat mich nicht bloß todt gesehen, sondern auch bereits meinem Begräbniß beigewohnt. Daß das letztere, wie er schreibt, am Meeresstrande vor

[1]) Zweites Gesicht, second sight, Deuteroskopie, heißt das unter verschiedenen Volksstämmen, in Westfalen, im nördlichen Schottland u. s. w., heimische Vermögen, den Tod Anderer vorauszusehen, wobei dem Seher ein Schattenbild des bald Sterbenden, ein Leichenzug 2c. erscheinen soll. Auf einem Balle zu Brüssel soll 1815 eine englische Dame dem nach Quatrebras aufbrechenden Herzog von Braunschweig den Tod verkündet haben.

sich gehen soll, gereicht mir zu einigem Trost; denn wenn es mir bestimmt wäre, hier vor Rom zu sterben, würde ich voraussichtlich doch auch in Rom mein Grab finden."

Pomperant lachte. „Laßt den nebelhaften Köpfen ihre Schemen, Herr, und haltet Euch an der Wirklichkeit. Wollt Ihr mich nicht zu der schadhaften Stelle der Mauer begleiten?"

„Wohlan," sagte Bourbon, „laßt sehen, ob Ihr Euch nicht getäuscht habt. Aber befremdlich sind diese Dinge doch. Als ich vorhin, ehe Ihr zurückkehrtet, über den Brief des Westfalen nachsann, kam mir auch der Traum wieder in das Gedächtniß, den ich zu Bracciano hatte, in der Nacht, wo Frundsberg starb. Ich träumte mich vor Rom, von dessen Mauern ein Engel mit flammendem Schwerte mich zurücktrieb. Lachet nicht! — Höret mich zu Ende, Pomperant. Ihr wißt, als ich mit den unglücklichen Mailändern verhandelte, rief ich den Himmel zum Zeugen an, daß ich es ehrlich mit ihnen meine. Ich sprach die Verwünschung über mich selbst aus, daß, wenn ich nach Bezahlung der Subsidien mit den Söldnern die Stadt nicht verließe, ich zu Grunde gehen möge durch den ersten Schuß bei der ersten Schlacht. Den Mailändern wurde das gegebene Wort gebrochen. Die erste Schlacht seitdem steht uns bevor, und der erste Schuß kann mich, denn es ist noch keiner gefallen, noch immer treffen."

„Der erste Schuß wird Euch nichts thun, Herr," erwiderte Pomperant. „Ihr habt die Mailänder nicht absichtlich und mit Willen getäuscht. Welche Schuld habt Ihr daran, daß Euch die Soldaten damals keine Folge leisteten?"

„Das ist zwar wahr, aber doch nur äußerlich wahr," versetzte Bourbon. „Ich selbst fühle zu gut, daß ich mein Versprechen gebrochen habe, und wenn der Himmel die selbst herabgerufene Strafe über mich verhängt, darf ich mich nicht beklagen. Doch kommt; laßt uns den Wall in Augenschein nehmen."

Nachdem Beide zur Verdeckung der Rüstungen dunkelbraune Mäntel umgeschlagen hatten, verließen sie das Kloster und näherten sich, durch das Lager hindurchschreitend, der Mauer hinter dem Campo Santo bei St. Peter.

XXI.

„Herr Jesus, meine letzte Hoffnung, erbarme Dich meiner!"

Als Vittoria Colonna den Wallgang erreicht hatte, wurde die Leiter, auf welcher sie denselben erstiegen, von den Wachen sofort zurückgezogen. Sie hatte aber kaum einige Schritte über die Mauer gemacht, als eine kriegerische Gestalt in Stahlhaube und Halbküraß, ihr die Hakenbüchse entgegenhaltend, den Weg vertrat. „Seid Ihr wirklich, was Euer Gewand sagt, eine Ordensschwester? Und wenn, wo kommt Ihr her und was habt Ihr hier zu schaffen?" fragte der Mann barsch.

„Ich komme aus dem feindlichen Lager, wo ich mit dem Connetable von Bourbon gesprochen habe," antwortete die also Gefragte.

„Ihr, eine Nonne, mit Bourbon gesprochen!" rief der Soldat verwundert. „Ihr treibt Scherz mit mir."

„Keineswegs!“ war die Gegenrede. „Ich habe vor dem Connetable gestanden, wie ich jetzt hier vor Euch stehe; bin aber leider in meinen Bemühungen, ihn von dem Vorhaben der Plünderung der Stadt abzubringen, nicht glücklich gewesen.“

„Ha, ha!“ lachte der Soldat. „Daß das ein vergeblicher Gang sein würde, hättet Ihr auch wohl voraussehen können. Bourbon mit vierzigtausend Mann sollte sich von einer Nonne heimschicken lassen?!“

„Bourbon hat ein edeles Herz, und so war ich nicht ganz ohne Hoffnung, ihn zur Milde zu bewegen. Zudem kenne ich ihn von früher; er war der Kriegs- und Siegsgenosse meines seligen Mannes und meines Neffen, des Generals — —“

„Alle Himmel! Was ist das?“ rief der Soldat, der auf die letzten Worte der Nonne gar nicht mehr gehört und mit steigender Aufmerksamkeit die zerstörte Stelle der Mauer betrachtet hatte. „Dieses Loch da hätte doch früher ausgebessert werden sollen!“

„Das soll, wie ich gehört habe, morgen in der Frühe beantragt werden, Meister Benvenuto Cellini,“ versetzte die auf und ab wandernde Wache.

„Morgen könnte es leicht zu spät sein,“ bemerkte Cellini. „Das muß ohne Verzug dem Obergeneral gemeldet werden.“

„Den braucht Ihr nicht weit zu suchen, wackerer Meister Benvenuto,“ fiel Renzo da Ceri, der, auf einem Rundgange begriffen, eben in die Nähe der Gruppe gekommen war, Cellini in die Rede. „Was ist's, das Ihr mir zu sagen habt?“

„Da betrachtet einmal den Zustand der Mauer," antwortete Cellini. „Es sieht ja aus wie eine von Kugeln geschossene Bresche."

„Beim Himmel, Ihr habt Recht," rief Renzo erstaunt; „ich begreife nicht, wie das mir entgehen konnte."

„Nun, wenn's Euerm scharfen Auge entgehen konnte, wird's der Feind hoffentlich auch nicht merken," meinte Cellini. „Gut wäre es freilich, wenn die schadhafte Stelle so bald als möglich ausgebessert würde."

„Das soll gleich morgen geschehen," versicherte Renzo.

„Wenn Bourbon uns noch Zeit dazu läßt," bemerkte Cellini mit einem Anflug von Spott.

„Oho! Was denkt Ihr, Meister?! Vor Monatsfrist wird er den Sturm nicht wagen. Er hat auch nicht ein Stück Geschütz. Wir aber werden morgen oder spätestens übermorgen den Grafen Guido Ranzone mit fünftausend Mann Fußvolk und einem Artilleriecorps als Verstärkung bekommen. Er ist bereits am Ponte Salario. Auch der Herzog von Urbino und der Marquis von Saluzzo werden uns bald einen Theil ihrer Streitkräfte zuführen. Die Stadt ist mithin vor jeder ernstlichen Gefahr sicher gestellt."

„Euere Gnaden werden verzeihen," erwiderte Cellini, „ich halte die Stadt nicht für sicher gestellt, wenn ein Feind wie Bourbon dieselbe belagert."

„Ihr seid ein wackerer Mann, Cellini," bemerkte Renzo mit etwas ironischem Lächeln, „denn Ihr habt Bleistift und Meißel niedergelegt und die Muskete ergriffen, um die Stadt vertheidigen zu helfen. Das ist gewiß brav und edel. Aber doch zweifele ich, daß Ihr als Kriegsmann es zu dem Ruhme bringen werdet, den Ihr als

Künstler genießt. Wenn dem so wäre, könnte Rom doppelt stolz auf Euch sein."

„Versuchen wir's!" bemerkte Cellini. „Der Wille ist wenigstens in mir, auch das jetzt ergriffene Handwerk nicht halb, nicht schlecht zu betreiben."

„Ich habe also unerwartet die Bekanntschaft des berühmten Benvenuto Cellini gemacht?" fragte Vittoria, die, um durch Renzo Rückgeleit zu erhalten, während des obigen Gesprächs in einiger Entfernung von den Redenden stehen geblieben war und nun wieder näher trat.

„So ist es, edele Frau; und damit auch er wisse, daß er mit einer Dame spricht, die durch ihren Geist und ihre Verdienste um Stadt und Vaterland nicht minder berühmt ist, denn er als Künstler, so erlaubt mir, ihm Euern Namen zu nennen," — zu Cellini sich wendend — „Ihr seht in dieser Schwester die Wittwe des unvergeßlichen Helden Pescara, die edele Vittoria Colonna."

„Ich bin stolz darauf, die Wohlthäterin der Stadt, die Freundin unseres unvergleichlichen Meisters Michelangelo persönlich begrüßen zu dürfen. Ihr verzeiht, hohe Frau, daß ich vorhin —"

„Bst!" lispelte Vittoria und, mit dem Finger nach unten zeigend, fuhr sie mit leiser Stimme fort: „Ich sehe zwei große Gestalten der Mauer sich nähern. Seht ihr nicht? sie treten immer deutlicher aus dem Morgennebel hervor."

„Still! und wir können hören, wovon sie sprechen," mahnte Cellini, gebückt hinter der Brustwehr sich versteckend. Nachdem er einige Momente gehorcht hatte, fuhr er fort: „Sie haben die mangelhafte Stelle in der Mauer entdeckt; der Sturm soll hier versucht werden."

„Wie könnt Ihr das wissen?“ fragte Renzo. „Ich habe auch nicht ein Wörtchen verstanden.“

„Meine Ohren haben mich nie getäuscht,“ antwortete Cellini. „Wer, glaubt Ihr, daß die Beiden sind?“

„Der Größere von ihnen ist Bourbon,“ lispelte Vittoria. „Ich erkenne ihn an der Gestalt und an der Stimme.“

„Bourbon!“ rief Cellini, fast lauter, als gerathen war, wenn er nicht gehört werden wollte. „Dann ist,“ fügte er leise hinzu, „seine Stunde gekommen.“ Bei diesen Worten hatte er bereits die Hakenbüchse auf die Brustwehr angelegt, um bedächtig auf den Herzog zu zielen. Vittoria ergriff seinen Arm und einen Augenblick später wandten die Beiden sich zum Gehen.

„Maledizione! Warum habt Ihr mich nicht schießen lassen, Schwester? Rom wäre befreit gewesen mit Einem Schusse. Gefehlt hätte ich ihn sicher nicht.“

„So sollte er nicht sterben! Einen Helden tödtet man nicht anders als im Kampfe, nicht aus dem Hinterhalte!“ mahnte Vittoria. „Und wer weiß,“ setzte sie sinnend hinzu, „ob unsere Mahnungen nicht doch noch fruchten.“

„Entgehen soll er mir doch nicht!“ sagte Cellini. „Er prahlte, der Erste sein zu wollen, der die Mauer ersteige. Wohlan, ich will Dich hier erwarten, Bourbon! Aber was sagt Ihr nun, Herr Commandant?“

„Ich zweifele kaum mehr, daß es Bourbon's Absicht ist, den Sturm morgen und an dieser Stelle zu wagen,“ erwiderte Renzo. „Da aber die schadhafte Stelle bis dahin nicht mehr ausgebessert werden kann, werde ich dafür sorgen, daß Diejenigen, die von ihr Vortheil zu ziehen gedenken, hinreichende Kräfte zur Vertheidigung hier finden sollen.“

„Aber mir gestatten Euere Hoheit den ersten Schuß?" bat Cellini.

„Zugestanden!" antwortete Renzo. „Ich will Ordre geben, daß Euer erster Schuß das Signal zur Eröffnung des Feuerns sein soll."

Unterdessen kündigte sich im Osten der Tag an, der traurigste Tag, den Rom je gesehen hatte.

Die ganze Streitmacht Bourbon's stand unter Waffen. Die zum Sturme drängende Ungeduld der Leute war kaum zu zügeln. Die Hauptleute formirten ihre Colonnen, um die sogenannte Leostadt, [1]) den schmalen Stadttheil, welcher sich westlich des Tiber von der Engelsbrücke bis nach St. Peter, dem vaticanischen Gebiet, hinzieht und auch Borgo heißt, von drei Seiten zugleich anzugreifen. Prinz Philibert von Oranien sollte, wie schon gesagt, die Nordseite der Leostadt berennen, da, wo nicht weit von der Engelsburg gegenwärtig die Porta Angelica sich befindet; der Connetable mit Pomperant die Mauer hinter der Peterskirche, wo damals die Porta Pertusa war; Konrad von Bemmelberg mit seinen Landsknechten die Südseite, bei

[1]) Leo IV. hatte um die Mitte des neunten Jahrhunderts diesen bis dahin der Willkür aller Feinde bloßgestellten Stadttheil mit Wall und Mauern umgeben. Der gleichfalls auf das rechte Tiberufer herübergreifende und danach Trastevere geheißene Theil war schon von der sogenannten Aurelianischen Backstein-Mauer eingeschlossen, welche die Hauptstadt auf dem linken Ufer umgab (und noch heute umgibt) und mit mehr als dreihundert Thürmen befestigt war. Erst unter Urban VIII., in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, wurde das zur Zeit unserer Geschichte noch offene Gebiet des Janiculus, den Tiber entlang, zwischen Borgo und Trastevere, in die Befestigung hereingezogen.

der Porta Torrioni, die jetzt Porta Cavallegieri heißt, und bei der Porta Santo Spirito. [1])

Die hohen, altersgrauen, mit Kanonen gespickten Mauern und Basteien, so drohend sie mit ihrer Krönung von Bewaffneten herniederschauten, so wie das furchtbare, in der Dämmerung noch größer sich darstellende Castell der Engelsburg schienen, statt zu schrecken, den wilden Muth der Angreifer nur um so mehr anzufeuern. Von allen Seiten hatten die Schaaren im Schutze des Frühnebels den Mauern sich schon so weit genähert, daß die auf den Wällen aufgepflanzten Kanonen bereits über sie hinweggestrichen hätten.

Wie ein Lauffeuer ging es bei dem ersten Strahl der aufgehenden Sonne von Mund zu Mund, daß der Augenblick gekommen sei, — der Augenblick, in welchem Rom, die einstige Herrin der Welt, erobert werden sollte mit einem Apparat, wie er Stürmenden wohl nie ärmlicher zu Gebote gestanden: zum Ersteigen der Mauern und Umwallungen war nichts vorhanden als Bretter aus einer benachbarten Ziegelei und zu Leitern verarbeitete Gartenhürden.

Da entstand eine Bewegung in dem Centrum der Linie, welche die Leostadt von der Porta Angelica bis zur Porta Santo Spirito umspannte. Bourbon erschien, um Allen besser sichtbar zu sein, über der Rüstung mit einem weißen Gewande bekleidet. Neben ihm schritt sein Fahnenträger, des Connetable gewaltiges Banner tragend. Es war aus gelber Seide und trug rechts und links von den darauf abgebildeten gekreuzten Flammenschwertern die In-

[1]) Dieselbe kam durch die oben erwähnte Befestigung Urban's VIII. innerhalb der Stadt zu liegen.

schrift: „Esperance“. Dicht hinter diesen Beiden schritt Pomperant, während plötzlich einige spanische Soldaten vorausliefen, die eine lange Sturmleiter trugen und dieselbe, an der Mauer angelangt, an dieser in die Höhe richteten.

Das alles war das Werk weniger Minuten. Ein auf der ganzen Linie widerhallender Trompetenstoß gab dann das Signal zum allgemeinen Sturm. Bourbon, das Schwert in der Hand, bestieg die Leiter und rief, nachdem er einige Stufen erklommen hatte, und in seinem weißen Kleide weithin sichtbar war, mit lautschallender Stimme: „Folgt mir, ihr Braven! Vorwärts! Vorwärts!“

In dem Augenblicke, als er zu dieser Anfeuerung sich umwandte, legte, über die Brustwehr sich hinüberbeugend, ein Musketier seine Büchse auf ihn an. Mit dem letzten Worte Bourbon's war der Schuß gefallen. Die Kugel war unter dem erhobenen Arme zwischen dem Brust- und Rückenpanzer in die rechte Seite eingedrungen. Der Connetable, fühlend, daß er schwer verletzt sei, wollte von der Leiter gemach herabsteigen, verlor dabei aber die Kraft sich zu halten und stürzte wie leblos in den Graben.

Noch einmal lehnte Cellini — denn aus dessen Muskete war das todbringende Blei gekommen — sich über die Brustwehr, und den guten Erfolg seines Schusses gewahrend, jauchzte er, seine Waffe über dem Kopfe schwingend: „Pereat Bourbon! Ich hab' ihn getroffen!“ Er hatte sich auf diese Art den Angreifern kaum bemerklich gemacht, als hundert Kugeln aus den Schießrohren der erbitterten Soldaten seine Ohren umsausten, ohne daß eine davon ihr Ziel getroffen hätte.

Pomperant war zur Unterstützung Bourbon's gleich zur Hand. „Fühlt Ihr Euch schwer getroffen, Herr?" fragte er mit ängstlich besorgter Theilnahme.

„Getroffen — zum — Tode," keuchte Bourbon. „Es wird bald zu Ende sein mit mir. Laßt mich deshalb, Pomperant! Tretet an meine Stelle! Treibt die Leute vorwärts. Vorwärts!"

„In dieser Noth darf ich Euch nicht verlassen, Herr," versetzte Pomperant. „Vielleicht bringt kurzer Beistand Euch wieder auf die Beine."

„Ich sage Euch, es geht zu Ende," stöhnte Bourbon. „Es wird mir dunkel vor den Augen... Wie halten sich die Leute? Geht die Sache vorwärts?"

„So viel ich in dem Qualm sehen kann, schwärmen die Unserigen auf wenigstens hundert Leitern die Mauern hinauf," beruhigte Pomperant.

„Ich höre das Geschrei wohl und das Geknatter der Büchsen, aber ich sehe nichts. Wenn nur die Geschütze der Engelsburg den Leuten Philibert's keinen großen Schaden thun! Ist es noch Keinem gelungen, die Mauer zu ersteigen?"

„Bis jetzt nicht, Herr," antwortete Pomperant. „Die Vordersten sind meist von den Leitern gestürzt, aber mit neuem Muthe folgen ihnen Andere auf dem Fuße. Es gilt verzweifelten Widerstand zu bewältigen. Die Unserigen stürzen schaarenweise kopfüber in den Graben."

„Werden aber von Andern ersetzt — wie?"

„Ha, dort gibt es in dem Pulverdampf eine Lücke. Es hat Einer Fuß gefaßt auf der Mauer — zwei, drei..."

„Brav! brav!“ rief Bourbon, in den neues Leben zu kommen schien. „O, wäre ich bei diesen Wackern! Wissen die Leute, daß ich zum Tode getroffen bin?“

„Ein Theil mag Euern traurigen Sturz gesehen haben,“ antwortete Pomperant. „Hört! — Hunderte rufen im Siegesjubel Euern Namen... sie glauben Euch ohne Zweifel oben auf den Wällen.“

Und in der That, tausendstimmig erscholl es: „Viva la fama de Bourbon!“ durch das Getöse und Geknatter.

„Die Mauer ist in unserer Gewalt!“ jubelte Pomperant nach einer kurzen Pause. „Euere Fahne ist aufgepflanzt; ich sehe sie ruhig über der Mauer flattern. Hört diese Siegesfreude der Unserigen da droben!“

„Ich höre sie; sie ist Linderung meinen Schmerzen. Aber vorwärts! vorwärts nach St. Peter und dem Vatican. Mein Herz ist bei euch!... Wo ist mein Schwert?“ Der Sterbende machte einen vergeblichen Versuch, sich aufzuraffen.

„Herr — edeler, lieber Herr! Wendet Euere Gedanken von der Welt ab, dem Himmel zu!“ flehte Pomperant, der des Connetable letzte Augenblicke gekommen sah.

„Ich kann nicht beten, es würden leere Worte bleiben... meine Gedanken und mein Herz sind bei meinen Tapfern. O, daß ich über diese Mauern weg könnte! Aber ich sollte das Ziel meiner Fahrt nicht erreichen, das ersehnte Rom nicht betreten. Agrippa's Wort hat sich erfüllt und der Fluch, den ich in Mailand über mich herabgerufen, hat mich getroffen. Ich trage die gerechte Strafe für meine Schuld.“

„Der Himmel wird sie Euch vergeben, guter Herr; bittet ihn nur darum, noch ist es Zeit,“ bat Pomperant.

„Herr Jesu, meine letzte Hoffnung, erbarme Dich meiner!“ flehte Bourbon mit dem ganzen Aufwand seiner Stimme und unverkennbarer Inbrunst.

In den sonst schönen Zügen Bourbon's zeigte sich dann auf einmal eine solche Veränderung, daß Pomperant glaubte, er habe geendet; ein leichter Druck der Hand des Sterbenden, die er fortdauernd gefaßt hielt, zeigte ihm aber, daß der Connetable noch bei Bewußtsein war.

Einige Augenblicke noch hatte Bourbon still dagelegen, da richtete er, gestützt auf den linken Arm, sich plötzlich mit dem Oberleibe auf und rief mit lautschallender Stimme: „Fort zum Kampfe, Freund! Mit mir ist — es — vorbei!“

Mit diesen Worten verschied er. Welch untröstliches Sterben angesichts des aus eigener Ehrsucht angerichteten Unheils!

Pomperant konnte die thränenden Augen kaum abwenden von der leblosen Hülle des kriegserfahrenen Führers, dem er so lange und mit so hingebender Treue gedient hatte. „Lebe wohl, tapferer Bourbon,“ schluchzte er. „Lebe wohl, wackerer Ritter; deines Gleichen ist auf der Welt nicht mehr. Lebe wohl auf immer!“

Dann bedeckte er das Gesicht der Leiche mit einem Tuche, griff des Herzogs Schwert, welches da lag, wie es dessen Hand entfallen war, und bahnte sich durch das Gewühl der noch immer die Mauer anstürmenden Soldaten einen Weg zu der nächsten Leiter. Unter dem Rufe: „Bourbon! — Bourbon!“ hatte er ohne Widerstand bald den Wall erstiegen.

XXII.

In der Peterskirche.

Als Pomperant auf dem Wallgange angekommen war, mußte er, wo er nicht bis an die Knöchel im Blute watete, sich vorarbeiten über Leichen gefallener Römer, Spanier und Deutschen. Bourbon's Banner flatterte lustig darüber her, aber der es bis hierher getragen, lag kalt und starr daneben.

Pomperant ergriff die Fahne und übergab sie einem der Spanier, die ihm gefolgt waren. Unter einem Regen von Kugeln, die von einer benachbarten, noch in der Gewalt der Päpstlichen befindlichen Bastei herübergeschickt wurden, eilte er dann mit seinen Gefährten die Brustwehr entlang, und suchte nach einem Niedergang in die Stadt.

Während auf diesem Wege mehrere seiner Begleiter schwer getroffen um ihn herum niedersanken, gelangte er endlich, wie durch ein Wunder unverletzt, an einen Thurm, dessen Eingang aber eine kleine Schaar tapferer Römer ihm streitig zu machen suchte. Ihr Widerstand war vergeblich; Pomperant mit seiner Rotte bahnte sich den Weg auf die Wendeltreppe des Thurmes und kam auf dieser zu dem in eine Straße des Borgo führenden Ausgang.

Hier in der Straße war der Kampf noch in vollem Gange; mit welch' heldenmüthiger Gegenwehr die Römer den Stürmenden das weitere Vordringen aber auch erschwerten, sie wichen doch Schritt um Schritt zurück. Ein betäubender Lärm, zusammengesetzt aus dem Geschrei der

Kämpfenden, dem Seufzen der Verwundeten, dem Schall der Trompeten, dem Donner der Kanonen und dem Geknatter der Büchsen erfüllte die Luft. Die Einwohner der Stadt verließen in Todesangst ihre Häuser und flohen unter herzzerreißendem Wehklagen nach allen Richtungen durcheinander, selbst nicht wissend, wohin.

Pomperant suchte nach dem Eingang der vor ihm liegenden Peterskirche, wo, wie er hörte, der Papst und die Cardinäle sich versteckt hielten. Es erfaßte ihn ein tiefer Schauder, als er auf diesem Wege die Metzeleien der Soldaten sah, die, mehr und mehr von Bourbon's Tod unterrichtet, diesen rächen wollten und ohne Erbarmen Jung und Alt niedermachten.

Auf dem großen Platze vor der Peterskirche, den heutzutage die erhabenen dreifachen Säulengänge umschließen, hatten die päpstlichen Truppen vor den jetzt durch die Porta Santo Spirito eindringenden Landsknechten noch ein Mal festen Fuß zu fassen gesucht, wurden aber hier vollends erdrückt. Die Schaaren Philibert's, welche, wie wir wissen, die Nordseite der Leostadt berannt hatten und, trotz dem Feuern von der Engelsburg her, gleichfalls siegreich gewesen waren, drängten von der Gegenseite auf sie ein. Alle wurden ohne Gnade niedergehauen. Keiner entkam.

Unterdessen hatte Pomperant über Leichenhaufen und Blutlachen sich durchgearbeitet bis zu der großen, die ganze Breite des majestätischen Baues einnehmenden, zu der Vorhalle der Basilika führenden Treppe.

Pomperant war nicht falsch berichtet gewesen: der Papst, an eine so schnelle und völlige Ueberrumpelung der Stadt nicht glaubend, hatte, umgeben von der Mehrzahl

der Cardinäle, am Morgen noch die heiligen Geheimnisse am Grabe der Apostel gefeiert. Als er dann seiner Täuschung von der Widerstandsfähigkeit seiner Befestigungen inne wurde, blieb er dennoch in St. Peter, an heiliger Stätte sich sicher wähnend. Als er aber vernahm, wie sogar die armen Wehrlosen, die an die Altäre sich geflüchtet hatten, von den nachstürmenden Landsknechten abgeschlachtet wurden, da erkannte er, daß nur feste Mauern vor der Blutgier der siegestrunkenen Meute zu schützen vermöchten. Durch einen geheimen Gang, der von der Peterskirche zum Vatican und von dort, sattsam gedeckt, als besonderes, etwa stockwerkhohes Gebäude bis zur Engelsburg führt, schickte er einen Eilboten mit dem Befehle, wenn der Feind noch nicht bis zur Burg vorgedrungen sei, von den Einwohnern der Stadt ohne Ansehen der Person so viele in die Festung einzulassen, als diese zu fassen vermöge, und dann erst das Fallgitter zu schließen.

In dem Augenblicke, wo Pomperant mit seiner Rotte in dem Kreuzschiffe der Basilika erschien, war Clemens eben im Begriffe, mit den Cardinälen gleichfalls in die Engelsburg zu flüchten. Als Pomperant, den die Absicht, des Papstes als Gefangenen sich zu bemächtigen, herbeigeführt hatte, dies gewahrte, drang er mit seinen Leuten vor, sah sich aber plötzlich einer Anzahl päpstlicher Schweizergardisten gegenüber, die vor dem Ausgange, durch den der Papst mit seinem Gefolge verschwunden war, mit vorgehaltenen Hellebarden todesmuthig sich aufstellten. In ihrem Anführer erkannte Pomperant — Wilderich von Ravenhorst. „Seht da den Ausreißer von Bracciano!“ rief er den ihm folgenden Landsknechten zu, die dann,

hierdurch mit doppelter Wuth erfüllt, auf die Schweizer eindrangen; durch ihre Uebermacht waren sie des Sieges ohnehin gewiß. Im Augenblicke, wo neben ihm eine Reihe von Einzelkämpfen sich entspann, holte Pomperant aus nach dem Kopfe Wilderich's; dieser stürzte, und über seinen Leib wegspringend, verschwand Pomperant mit dem größten Theil seiner Schaar in dem Gange zum Vatican.

In der Kirche hatte unterdeß die Plünderung an allen Enden begonnen. Die großen silbernen Crucifixe, Leuchter und Weihrauchgefäße, die goldenen Kelche, Kannen und Schüsseln, die kostbaren Altarzierden und priesterlichen Gewänder, alles wurde zusammengeschleppt und durcheinander auf einen großen Haufen geworfen, um später „ehrlich getheilt“ zu werden.

Damit waren die lutherischen Landsknechte nicht zufrieden; was nicht gestohlen werden konnte, mußte wenigstens zerstört oder verstümmelt werden. Keine Statue, kein Bildwerk, kein Gemälde, an das sie mit ihren Fäusten heranreichen konnten, blieb verschont. Es sollte gründlich aufgeräumt werden mit dem „götzendienerischen und abergläubischen Wesen“. Und es wurde aufgeräumt; es war, als ob die Hölle sich aufgethan und eine Legion ihrer Gesellen ausgespieen hätte in das Heiligthum der Heiligthümer. Verlassen wir diesen von dem Blute wehrlos Erschlagener befleckten Boden! Werfen wir einen Schleier über die Unthaten, deren Urheber man ja gelehrt hatte, der Papst sei der Antichrist und der von ihm vertretene Glaube baare Abgötterei. Man muß sich erinnern, wenn man dies Wüthen der Landsknechte verstehen will, wie über Rom im Norden gepredigt und geschrieben worden war. Als ein ungeheuerer Sündenpfuhl wurde die

Stadt den Unwissenden vorgestellt: Schurken die Männer, vom gemeinsten herauf bis zu den Cardinälen; Courtisanen die Frauen; Betrug, Diebstahl und Mord das Handwerk Aller, und die Beraubung und Bethörung der Menschheit seit Jahrhunderten von dort ausgehend, die allgemeine Krankheit, an der die Welt darniederlag; dahin sei seit Jahrhunderten Deutschlands Geld geflossen, dort seien die Kaiser gedemüthigt oder vergiftet worden, von Rom habe alles Unheil seinen Ausgang genommen; und so, indem man sich an Raub und Mord ersättigte, geschehe ein gutes Werk zum Besten der Christenheit, zur Rache Deutschlands. [1])

Der Sturm auf Wall und Mauer hatte eine Stunde gedauert; ein paar Stunden später war die ganze leonische Stadt, mit Ausnahme der Engelsburg, besetzt. Um Mittag folgte ein Kriegsrath aller Anführer, und da sie das Herzukommen der liguistischen Truppen fürchteten, beschlossen sie, „des Proviants und der Unterhaltung halber," auch die Stadttheile jenseits des Tiber zu nehmen. Ueber die von Trastevere hinüberführende Brücke S. Sisto und durch eine von den Vertheidigern übersehene Gartenpforte kamen die Landsknechte eine Stunde vor Nacht in die eigentliche Stadt. Nun erst überließen die Sieger sich der Freude ihrer That und plünderten und befriedigten alle Leidenschaften, ohne Schonung des Standes, Alters und Geschlechts. Sieben Tage lang schwelgte die losgelassene Bestialität im Rauben, Peinigen und Zerstören. Wild umherschweifend von Haus zu Haus, von Palast

[1]) Leben Michelangelo's von Hermann Grimm. Zweite Auflage. Seite 369.

zu Palast, von Kirche zu Kirche, schleppten die Unholde weg, was sie nur tragen konnten. Die Vornehmen, Reichen, Cardinäle und Bischöfe wurden mit auf den Rücken gebundenen Händen durch die Straßen geschleppt, bis sie sich mit allem, was sie aufbringen konnten, loskauften. Von den Einen dann freigegeben, fielen sie wieder Andern in die Hände. Selbst die Leichen wurden aus den Gräbern aufgewühlt, — im Ganzen zehn Millionen an edeln Metallen fortgeschleppt. [1]) Und wie die Menschen wurden die Dinge behandelt. Auf den eingelegten Marmor-Fußböden des Vaticans, wo Prinz Philibert von Oranien Wohnung genommen hatte, zündeten die Soldaten Feuer an. Die herrlichen gemalten Glasfenster zerbrachen sie, des Bleies wegen. Die Teppiche Rafael's wurden gestohlen, den Wandgemälden die Augen ausgekratzt und den Pferden, die in der Sistinischen Kapelle ihren Stall hatten, kostbare Pergamente als Streu untergeworfen. Pompejus Colonna, einer der Feinde des Papstes in Rom, weinte mit dem Papste, zu dem er sich in die Engelsburg begab, über das grenzenlose Elend, das er selbst mit herbeigeführt hatte.

Schließlich trieb der Uebermuth und die Ungebundenheit mit allem bisher für heilig Gehaltenen tolles Spiel. Landsknechte setzten Cardinalshüte auf, kleideten sich in rothe Röcke und zogen auf Eseln in der Stadt umher; Einer von ihnen mit einer dreifachen Krone spielte den Papst. „Den Luther will ich zu meinem Nachfolger machen," rief dieser laut vor der Engelsburg, wo Clemens seinen Zufluchtsort

[1]) Der schwäbische Hauptmann Schertlin aus Schorndorf erzählt selbst, daß er „12,000 Florin heimgebracht habe nebst anderm Kleinod mit Gottes Hilf'," wofür er die Herrschaft Burtenbach kaufte.

hatte. „Luther Papst! Luther Papst!“ stimmte die Rotte jubelnd ein. Und dann führten sie vor der Peterskirche mit den kirchlichen Gewändern und Gefäßen eine Nachahmung der Papstkrönung auf.

Sechs Monate blieb so die Stadt in der Gewalt der Soldaten, von denen alle Disciplin gewichen war. Pest und Hungersnoth traten ein. Ueber 90,000 Einwohner hatte Rom vor Clemens VII., — ein Jahr nach der Eroberung waren keine 30,000 mehr vorhanden: armes ausgehungertes Volk, das zurückgeblieben war, weil es nicht wußte, wohin es sich wenden sollte.

Hatte Wilderich von Ravenhorst nicht gesehen in seinem „zweiten Gesicht“, daß Bourbon begraben wurde am Meeresstrande?

Das prächtige Denkmal, in welchem die deutschen Landsknechte ihn bestattet hatten, in dem das freie Meer weithin beherrschenden Castell von Gaëta, trug folgende Inschrift: „Aucto imperio, Gallo victo, superata Italia, Pontifice obsesso, Roma capta, Carolus Borbonius in victoria caesus hic jacet.“ Lange Zeit hindurch wurden die Gebeine zwei Mal im Jahre auf verschiedene Weise gekleidet. [1]) Erst in den Revolutionskriegen zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurde das Grab von den Franzosen zerstört.

[1]) Siehe Alfred v. Reumont: „Römische Briefe eines Florentiners“. II. Bd. S. 393.

XXIII.

Unverhofft kommt oft.

Was sich in zehn Jahren nicht alles ändern kann! An derselben Stelle, wo 1525 die stolzen Zinnen der Kraneburg über die Waldung hinaus in das Land trotzten, lag jetzt — im Mai 1535 — ein wüster Trümmerhaufen. Aber eine kleine Stunde weiter nach Arnsberg, dort, wo früher die elende Kneipe stand, deren Besitzer damals von den für Hugo von Kraneburg angeworbenen Landsknechten so kläglich hergenommen wurde, erhob sich jetzt eine stattliche neue Herberge mit behaglichen Kammern, trefflicher Küche und gutem Keller. „Herberg zum guten Kameraden" hieß das Haus. Der Wirth — er trug den in Westfalen landläufigen Namen „Schulte" und den daselbst eben so häufigen Vornamen „Hermann" — hatte in den unruhigen Zeiten, welche viele Fremde auch durch diese abgelegene Gegend führten, auf die Dauer ein gut Stück Geld verdient, indem er mit echtem Wirths-Weltbürgerthum es verstand, die Ansichten seiner Gäste auszukundschaften und Jedem nach dem Munde zu sprechen. Zum zweiten hatte er sich bei der Kraneburg'schen Köchin Christine, deren sich der Leser von der Pfannkuchenbäckerei für die Landsknechte „auf grüner Haid'" wohl noch erinnert, an's Freien gegeben. Jungfer Christine hatte sich während ihres seitherigen Erdenwallens als Küchenhuldin ein hübsches Sümmchen erspart und beglückte damit den schlauen Brautwerber, dem sie ohne viele Umstände Herz und Hand schenkte. Als die neue Wirthschaft einmal

eingerichtet war, blieben die Gäste nicht aus. Gulden gesellte sich zu Gulden in dem alten Strumpfe, welcher als Verwahr diente und der nach Verlauf eines Jahres schon nicht mehr ausreichte, wo er dann eine abgetragene wollene Schlafmütze Hermann Schulte's als Genossin erhielt.

Der Gast, welchen der Wirth jetzt eben zu bedienen hatte, machte einen abstoßenden Eindruck. Das ohnehin zerrissene Gesicht war obendrein noch verstümmelt: die äußerste Nasenspitze fehlte; ebenso waren die Ohrläppchen abgeschnitten und an der linken Hand vermißte man den Daumen. Der so Gezeichnete trug einen Reise-Anzug, darüber einen Predigermantel. Er ließ sich das Abendbrod, ein duftendes Fleischgericht mit Kartoffelklößen, wohl schmecken und sprach auch der Weinkanne herzhaft zu. Der geschwätzige Wirth mußte daher einstweilen mit kargen Antworten auf seine Bemerkungen und Fragen über das neue Reich Zion in Münster sich begnügen. Als der Gast jedoch sein Mahl beendet hatte, nahm er eine Haltung an, welche eine lebhaftere Betheiligung an dem Gespräche in Aussicht stellte. Nun wurde das Thema gewechselt.

„Auf meinem Herritt," begann der Verstümmelte, „schien es mir in der Dämmerung, als ob die Kraneburg von ihrer alten Stelle verschwunden sei. Ist dem so oder hat mich das Zwielicht getäuscht?"

Huftritte, welche im Hofe hörbar wurden, veranlaßten den Wirth, sich flugs zu erheben und mit der Entschuldigung: „Einen Augenblick, Herr!" hinauszueilen. Der Gast erhob sich ebenfalls und stellte sich in die halb offene Thüre.

Der neue Ankömmling sprang vom Pferde und gab, während er dem Wirthe die Zügel zuwarf, seine Absicht kund, im „guten Kameraden" über Nacht zu bleiben.

„Sehr wohl, Herr Ritter," entgegnete Hermann Schulte auf diese frohe Kunde; „die besten Zimmer stehen zu Euerer Verfügung. Wünscht Ihr sogleich zu Bette zu gehen oder werdet Ihr vorerst noch meinem Gastzimmer die Ehre schenken?"

„Ich möchte vorerst einen Imbiß nehmen," antwortete der Ritter.

„Wollt die Güte haben, mir zu folgen!" sagte Schulte, dem inzwischen herbeigekommenen Stallknechte das Pferd zur Besorgung überlassend.

Der Ritter zuckte leicht zusammen, als er bei seinem Eintritte in das Haus des Verstümmelten ansichtig wurde, welcher ebenfalls schon vorher beim Klange der Stimme des Ritters überrascht schien und jetzt ein forschendes Auge auf Schulte's Begleiter richtete. Dieser entzog sich jedoch bald allen Nachforschungen, indem er sich in eine düstere Ecke setzte, den Kopf in die Hand stützte und sein Gesicht der Mauer zukehrte zum Aerger Schulte's und des andern Gastes sowie auch der Wirthin, welche jetzt aus der Küche herbeikam, um sich den neuen Ankömmling ihrer Gewohnheit nach näher anzusehen.

„Was wünscht Ihr zu essen, Herr Ritter?" fragte der Wirth.

„Nicht viel," lautete die mit dumpfer Stimme gegebene Antwort. „Bringt, was zuerst fertig ist."

„Fleisch- oder Mehlspeise?" forschte Christine.

„Einerlei," versetzte der mürrische Gast, ohne aufzusehen.

Die weiland Kraneburg'sche Köchin maß den Ritter mit stolzen Blicken vom Nacken bis zu den Hacken, ehe sie sich entfernte.

Nunmehr bot der Wirth, der düsteres Hinsitzen seiner Gäste nicht liebte, alles auf, die Unterhaltung in Fluß zu bringen. „Was die Kraneburg anbelangt," begann er, auf die früher gestellte Frage des geistlichen Gastes zurückgehend, „so habt Ihr allerdings recht gesehen, Herr! Es sind jetzt neun Jahre, daß die Burg von den wider die Bündischen des Adels zusammengetretenen Fürsten zerstört wurde, Anno 26. Das war eine ganz verwickelte Geschichte, was das anbelangt. Nämlich so. Der Herr Hugo von Kraneburg zog mit einem Fähnlein Landsknechte zu dem Sickingen, wißt Ihr, nach Trier. Die Landsknechte, was das anbelangt, waren Mordbrenner, Diebe und Räuber. Als sie hergezogen kamen, haben sie mir die Thüre eingeschlagen, alles genommen, verruinirt und keinen rothen Heller dafür bezahlt. Nun also gut. Nämlich so. Der Herr von Kraneburg ist aus der Rheingegend nicht wieder heimgekehrt und seit der Trier'schen Geschichte ganz verschwunden. Nun wollten die Fürsten seine Burg brechen, als die eines Empörers. Dawider setzte sich aber der Kurfürst von Köln. Der Kurfürst von Köln ist ja Oberstuhlherr des Arnsberger Vehmgerichts? ... Nun, also gut. Dieser Herr Hugo von Kraneburg, wißt Ihr, war von der Vehme vorgeladen wegen Abweichung oder Abfall vom Christenthum und erschien nicht, wurde deshalb vervehmt, und sein Schloß verfiel folglich dem Lehnsherrn, das ist: dem Kurfürsten von Köln. Seht Ihr, nun kamen die Fürsten in Streit: der Erzbischof von Köln beanspruchte sein rechtliches Eigenthum, der Erz-

bischof von Trier sammt dem Pfalzgrafen und dem hessischen Landgrafen bestanden auf Zerstörung der Kraneburg. Nach langem Hin- und Herzanken gab der Kölner Erzbischof nach, und da wurde die Kraneburg zerstört. Und da, was das anbelangt, heirathete ich meine Frau. Nämlich so. Wo sollten die Kraneburg'schen Bediensteten bleiben? Da sagt' ich zu der Christine: »Hör', Christine, wir wollen den Rummel zusammenwerfen. Was willst du jetzt noch in der Welt herumtraben und dir einen neuen Dienst suchen? Nämlich so. Laß uns einen eigenen Haushalt gründen...« Sie war damit einverstanden. Nun also gut. Ich brach die alte Baracke ab und gab mich an's Bauen; wir heiratheten... Ja, da hab' ich noch eins vergessen, mit dem Herrn von Kraneburg. Die Vehme, wißt Ihr, verfolgte ihn. Nun also gut. Ich erzähle, was hier ruchbar worden ist. Nämlich so. Drei Freischöffen hätten ihn auf freiem Felde im Schwabenland getroffen, kurze Zeit nach der Sickinger Fehde. Sie hätten ihn angefallen, um ihn, nach der Satzung der Vehme, am nächsten Baum aufzuknüpfen. Nun ist der Herr Hugo, wißt Ihr, ein großer und starker Mann. Hat also sein Schwert aus der Scheide gerissen und die Freischöffen jämmerlich zusammengehauen, daß sie nicht von der Stelle konnten. So erzählt man. Weiteres weiß ich nicht."

Der Wirth schloß seine Erzählung mit einem Gähnen ab. Seine Hausehre Christine hatte mittlerweile das Abendbrod des Ritters fertig gemacht und kam jetzt mit demselben in das Gelaß.

„Gebt es nur her," sprach der Ritter, seine Hand zur Empfangnahme seitwärts ausstreckend, ohne jedoch im

Uebrigen seine Stellung zu verändern. Nur ein Mal, als Hermann Schulte seine Erzählung über die Kranenburg begann, hatte der Ritter sich hastig umgesehen; danach saß er wie ein Tauber da. Dies sonderbare Benehmen fiel auf; am meisten aber befremdete es, daß der Ritter jetzt die Schüssel mit dem Essen auf das Knie nahm und so, immer mit abgewandtem Gesicht, zu speisen begann. Er leerte die Schüssel kaum zur Hälfte, worauf er sie dem Wirthe reichte und sich ein Kännlein Weins bestellte. Eile hätte es mit dem Weine nicht, fügte er hinzu, wohl aber möchte er den Wirth bitten, seine Kammern sofort in guten Stand zu setzen.

Schulte entfernte sich mit der Betheuerung, ohne Verzug dem Wunsche des Ritters willfahren zu wollen.

Kaum hatte der Wirth das Gemach verlassen, als auch der Ritter seinen Platz verließ und sich vor dem andern Gast mit den Worten emporrichtete: „Klopreis, kennt Ihr mich nicht mehr?"

Der Angeredete fuhr von seinem Stuhle auf. „Teufel und alle Regimenter von Zion!" rief er. „Herr von Ravenhorst, Euer Versteckenspielen hat mich nicht getäuscht. Von Anfang an, schon ehe ich Euch noch gesehen und als ich nur Euere Stimme gehört hatte, vermuthete ich, daß Ihr es wart. Nur hat die Sonne Euch entsetzlich schwarz gebrannt." Er reichte dem Ritter die Hand, welche dieser nachlässig berührte. „Aber, wozu diese Geheimthuerei, Herr von Ravenhorst?" frug Klopreis weiter.

„Vorsicht schadet nie," antwortete Wilderich; „ich habe kein Zutrauen zu Wirthen."

„Von diesem Schulte habt Ihr nichts zu fürchten," beruhigte Klopreis. „Er ist ein eifriger Anhänger des

reinen geläuterten Evangeliums. Einstweilen aber laßt uns während seiner Abwesenheit gemüthlich zusammen plaudern."

„Eben deshalb habe ich ihn fortgeschickt," entgegnete Ravenhorst.

„Es ist lange her, daß wir uns zum letzten Male sahen," nahm Klopreis wieder das Wort.

„Zehn Jahre wohl, denk' ich," versetzte der Ritter.

„Das wird stimmen. Ich denke, vor Würzburz war's das letzte Mal; dort verließet Ihr uns. Und was habt Ihr seitdem getrieben, Herr Ritter?"

„Ich bin mit dem Frundsberg nach Rom gezogen."

„Ah, prächtig, Herr von Ravenhorst!"

„Wär' die Fahrt nur nicht so kläglich abgelaufen!"

„Da habt Ihr freilich Recht; man erwartete ganz andere Ergebnisse von ihr. Also Ihr waret in dem Babylon der Päpste? Habt Ihr dort nicht den Ritter von Kraneburg gesehen? Ihr kennt ihn ja, wie Ihr mir damals in Ballenberg sagtet? Man hat mir unlängst erzählt, Herr Hugo habe auch den Zug Frundsberg's mitgemacht."

„Allerdings hat er das," erwiderte Ravenhorst. „Ich habe ihn überall ganz aus der Nähe beobachtet, wir waren unzertrennlich mit einander verbunden."

„Ei, wirklich? Er soll ja wahre Heldenthaten ausgeführt haben, wie es heißt."

„Je nachdem man's nimmt — Blut und Kampf hat er nirgend gescheut."

„In welcher Schlacht ist er eigentlich gefallen, oder ist das ein bloßes Gerücht?"

„So viel ich weiß, lebt er noch. Jedoch muß ich zugleich gestehen, daß ich nach meiner Abreise von Rom heute Abend hier im Hause zum ersten Male wieder seinen Namen habe nennen hören. Ihr scheint sehr enge mit ihm befreundet gewesen zu sein, daß Ihr Euch so genau nach ihm erkundigt?"

„O — — ja, ja, jawohl. Indessen habe ich noch ganz besondere Gründe, nach ihm zu fragen. Vielleicht wißt Ihr, Herr von Ravenhorst, daß die alte Frau von Kraneburg ihrem Sohne wenig gleicht?"

„Weil sie streng katholisch geblieben ist, wollt Ihr sagen? Was macht die alte Frau gegenwärtig?"

„Sie sitzt auf dem Schlosse Ramberg und führt dort das Regiment, seitdem der alte Werner von Ramberg todt ist."

„Ramberg todt?"

„O, schon lange. Seine Frau aber verhärtet sich mit jedem Tage mehr in ihrem Aberglauben und verfolgt mit unerbittlicher Grausamkeit die Kinder des Lichts. Denkt Euch, dieses Weib ist kühn genug gewesen, einen Apostel des Johann von Leyden hängen zu lassen!"

„Johann von Leyden? — Wer ist denn der?"

„Wie? Ihr kennt Johann von Leyden nicht?!"

„Ich komme aus der Fremde und bin daher schlecht unterrichtet über eine Menge von Dingen und Personen, welche hier augenblicklich den Gegenstand der Tagesgespräche bilden. Offen gestanden, habe ich jedoch schon mehrfach über den in Rede stehenden Mann sprechen hören, aber auf ganz entgegengesetzte Art. Einige nennen ihn Johann von Leyden, Johann Bockelson oder Johann

Bocholt; Andere betiteln ihn als den Sohn David's und den König von Zion oder Jerusalem.“

„Ich vermag Euch über Johann von Gottes Gnaden, den wahrhaftigen Diener der Gerechtigkeit aus der Kraft der Stadt Münster, ganz genauen und zuverlässigen Aufschluß zu geben. Ich kenne ihn bereits seit Jahren, indem ich mich nach dem schrecklichen Flammentode meines ehemaligen Gönners, Hunibald von Cleverström, in's Holländische begab und dort in die wahren Geheimnisse Gottes eingeweiht wurde durch Johann Bockelson von Leyden, den König von Zion ...“

„Eine Zwischenfrage!“ fiel Ravenhorst dem Wiedertäufer in's Wort. „Hunibald von Cleverström, sagt Ihr ...“

„Aha, das wißt Ihr auch nicht. Cleverström entkam mit seiner reichen Beute aus Würzburg, und wir zogen nun, aus Furcht, durch des Truchseß Leute all' unserer Habe verlustig zu gehen, so schnell wie möglich aus jener Gegend fort, nach Westfalen, in's Ruhrthal zurück. Auf seiner Geierburg angelangt, packte Hunibald die neu erworbenen Schätze aus und weidete sein Auge an dem Reichthum. »Hm, hm,« schmunzelte er und rieb sich die Hände; »will doch 'mal sehen, wie viel jetzt meine ganze Habe beträgt. Hab' mich genug drum quälen müssen und sie noch nicht einmal auf einem Haufen gesehen. Klopreis, komm mit und hilf mir alles hieher zusammentragen.« Wir stiegen in unterirdische Felsenhöhlen hinab, wo der sonderbare Mann seine Schätze aufgestapelt hatte. Ich mußte vorangehen; Hunibald war mißtrauisch gegen Jedermann. Volle zwei Tage blieben wir am Tragen, bis wir alles oben hatten: Geldsäcke, kostbare Kleider und Geräthe,

Gold und Silber, Edelsteine und Kleinodien. Funkelnden Auges betrachtete Hunibald diese Herrlichkeiten; auch während der Nacht war er nicht von denselben fortzubringen. Am andern Tage schloß er sich in seiner Schatzkammer ab und ließ sich ein ganzes Fuder trockenes Brennholz sowie Späne vor die Thüre tragen. Darauf gab er Befehl, es solle außer mir Niemand in das obere Stockwerk heraufkommen. Wir legten das Holz mitten in der neuen Schatzkammer zu einem Scheiterhaufen zusammen, umkleideten diesen mit den kostbaren Sammt- und Seidenstoffen und stapelten die übrigen Schätze im Kreise umher auf. Als dies alles fertig war, brach Hunibald in ein wildes, dämonisches Gelächter aus, schleuderte mich erst gegen den Scheiterhaufen, daß mir Hören und Sehen verging, und schob mich gleich danach vor die Thüre, die er verriegelte. Nicht lange darauf drang dicker Qualm durch die Thürritzen, und mächtig hörte man drinnen die Flammen prasseln. Dazwischen tönte noch eine Zeit lang das wilde, wahnsinnige Gelächter Hunibald's. Ich war für's erste unschlüssig, was ich thun sollte, entschloß mich jedoch bald, die Thüre zu erbrechen. Unnöthig! Die Flamme erfaßte sie und hatte sie in einem Nu durchfressen. Nun konnte ich die ganze grausige Herrlichkeit sehen: Hunibald, so schien mir, lag verkohlt oben auf dem Aschenhaufen; von allem Andern waren nur Schlacken und Asche vorhanden. Der Fußboden knatterte noch unter dem schwelenden Feuer; einen Augenblick später brach er zusammen, und ein sprühender Feuerregen stürzte leuchtend durch die Staubwolken auf den unten liegenden Söller. Ich gab, hinuntereilend, den Schloßknechten Befehl, schleunigst Wasser herbei zu tragen und den Brand zu löschen. Dies geschah. Was

sich in der Burg noch Werthvolles vorfand, darin theilte sich das Gesinde. Wir verließen darauf allesammt die öde Stätte, und ich begab mich nun, wie gesagt, in's Holländische."

Klopreis hielt einen Augenblick inne und stärkte sich durch einen Trunk aus der Kanne für das Folgende. „Um eines bitte ich, Herr von Ravenhorst," begann er wieder; „nennt mich in Gegenwart des Wirthes oder anderer fremder Personen nicht beim Namen. Ich sitze lieber unbekannt."

„Ich ersuche Euch um dasselbe," entgegnete der Ritter.

In diesem Augenblicke kam der Wirth zurück und reichte dem Ritter die bestellte Kanne Wein mit den Worten: „Mög's Euch wohl bekommen, Herr Ritter! Euere Zimmer sind in Ordnung. Gedenkt auch Ihr diese Nacht hier zu bleiben, Herr?" wandte er sich an Klopreis.

„I, das versteht sich," antwortete der Prädicant. „Ich dachte, Ihr hättet meine Kammer längst in Ordnung. Wo nicht, so macht bald!"

„In einem Viertelstündchen ist alles parat," versetzte Hermann Schulte und verließ die Stube.

Klopreis fuhr in seiner Erzählung fort: „Die Leuchte des reinen Evangeliums ward in den Mauern Münsters durch Bernhard Rothmann, den Kaplan von St. Mauriz, aufgesteckt vor vier Jahren. Zwar schickten die Kanoniker der Maurizkirche ihn in Folge seiner Predigten auf mehrere Monate nach der Universität Köln, »dem Sitz der alten Rechtgläubigkeit«, wie sie sagten, damit er dort von seinen angeblichen Ketzereien bekehrt würde. Rothmann aber ging nicht nach dem deutschen Papisten-Babylon, sondern nach Wittenberg zu Doctor Martinus. Von dort zurückgekehrt,

begann er auf's neue seine Predigten in der Mauritzkirche trotz allen Verboten des Magistrats, des Domcapitels und des Fürstbischofs. Massenweise strömte das Volk herbei, um das lautere Evangelium zu vernehmen aus dem Munde des gottgesandten Propheten. Seine Anhänger mehrten sich mit jedem Tage. Der Fürstbischof griff nun zur Gewalt und verwies Rothmann des Landes. Aber die Bürger nahmen sich des Propheten an und gewährten ihm eine Freistätte im Krameramthaus, nahe bei der Lambertikirche. Alle siebenzehn Gilden waren für ihn, und auch mehrere Patrizier ergriffen seine Partei. Rothmann erließ eine öffentliche Erklärung an den Fürstbischof, worin er betonte, geistliche und weltliche Obrigkeit dürften nur dann Gehorsam fordern, wenn ihr Wort mit dem Worte Gottes übereinstimmte. Die Pflicht der weltlichen Obrigkeit sei es, alles zu strafen, was gegen das Wort Gottes geschehe, und für alles Böse, das sie zulasse, trage sie die Verantwortung. Wolle sie für christlich gelten, so solle sie die falschen Propheten strafen und die Verführer nicht im Gemeindewesen dulden. Dies Glaubensbekenntniß Rothmann's wurde gedruckt und fand in Stadt und Land allgemeinen Anklang. Rothmann predigte nun weiter, aus der Kraft Gottes, Freiheit und Gleichheit, sowie Abschaffung des papistischen Greuels. Sein Anhang eroberte ihm die vorzüglichste Gemeindekirche der Stadt, St. Lamberti. Das begeisterte Volk, von Gottes Hauch durchglüht, zerschmetterte alle Heiligenbilder, Glasmalereien, Meßgefäße &c. &c., und ernannte Rothmann zum Prediger und Stadtpfarrer in der Lamberti-Kirche.

„Der Fürstbischof, Friedrich von Wied, dankte ab. Das Domcapitel war nach Lüdinghausen geflüchtet und wählte

dort zu Friedrich's Nachfolger den Fürstbischof von Paderborn und Osnabrück, Erich von Braunschweig-Grubenhagen, einen wüthenden Papisten. Er verlangte sofort vom Magistrate Rothmann's Entfernung. Die Bürgerschaft aber reichte ein Schreiben ein, worin sie den Bischof bat, »Rothmann's Lehre zu bestätigen und anzunehmen, weil diese Lehre so viele Mißbräuche abgestellt habe und nichts enthalte, was der Bibel zuwider sei«. Der Bischof bestand auf Rothmann's Entfernung, starb aber schon nach sieben Wochen. Graf Franz von Waldeck, der seitherige Administrator des Bisthums Minden, ist Erich's Nachfolger. Die Bürgerschaft beschloß, den neuen Fürstbischof nur dann in die Stadt einzulassen, wenn er die errungenen religiösen Freiheiten bestätige. Franz von Waldeck weigerte sich. Nun wurde allen papistischen Pfaffen vom Magistrat das Predigen untersagt. Der Fürstbischof sperrte die Stadt von aller Zufuhr ab, um sie dadurch zur Uebergabe zu zwingen. Durch Vermittelung des Landgrafen Philipp von Hessen kam endlich ein Vergleich zu Stande, wonach der Bischof völlige Glaubensfreiheit zugestand und den Predigern des lautern Worts die sechs Pfarrkirchen einräumte. Dann hielt der Fürstbischof seinen feierlichen Einzug in die Stadt.

„Bald darauf kam Johann von Leyden zum ersten Male nach Münster. Er ist der natürliche Sohn eines Schulzen Bockel bei Leyden in Holland und lernte anfangs das Schneiderhandwerk. Aber schon früh regte sich der Geist in ihm. Nachdem er Gesell war, begab er sich auf die Wanderschaft, lebte lange in London, kam nach Lissabon, Frankreich, Belgien und Deutschland. Er war Schneider, Hausirer, Schauspieler und wurde endlich Gastwirth in

seiner Vaterstadt Leyden. Ah, Herr Ritter, das war eine Wirthschaft, sage ich Euch! Aufwärterinnen in der reichsten Auswahl, alle jung und schön und steter Wechsel. Jeden Abend wurde in Bockelson's Hause Komödie gespielt; hei, wie wurden die Papisten da hergenommen und alles klärlich mit Gottes lauterm Wort. Bei Johann von Leyden lernte ich auch einen andern Propheten kennen, Johann Matthiesen aus Harlem, seines Fachs ein Bäcker und einer der ersten Wiedertäufer, wie man die Heiligen Gottes nennt, in ganz Holland. In Münster fand Johann von Leyden rasch Anhang. Die geheimen Zusammenkünfte der Kinder des Lichts wurden bald so zahlreich besucht, daß Papisten und Lutheraner sich wider die Unserigen verbündeten und sie aus der Stadt jagten. Sie aber erschienen wieder, gegürtet mit dem Schwerte Gideon's; sie zwangen den Magistrat durch die Kraft des Herrn, im Rathhause eine öffentliche Disputation über die Taufe der Kinder und die heilige Gemeinde Gottes, darin die Auserwählten die erworbenen Güter gemeinsam genießen sollen, zu veranstalten. Von unserer Seite erschienen Rothmann, Hermann Stapraede, Rolle, Stralen, Vinne und ich. Auf Seiten der Andern führten die Lutheraner Brixius, Wirtheim, Glandorp, von dem Bussche, Theodor Bredenoth und Arnold Bethold das Wort. Vergebens plünderten die Andern die ganze Bibel Alten und Neuen Testaments, um uns zu widerlegen; sie kamen gar nicht zu Worte wider uns. Von nun an wurde allen in die Kirche gebrachten Kindern die Taufe rundweg verweigert. Aus Holland, Brabant, Westfalen, Friesland und Sachsen strömten Taufgesinnte beiderlei Geschlechts in Münster zusammen, um zu unsern Füßen aus dem Quell der neuen Lehre zu schöpfen.

„Am 5. Januar vorigen Jahres wurde im Krameramthaus die Wiedertaufe öffentlich und feierlich vollzogen an den Bürgern, die gläubig geworden, erwachsen und mit dem heiligen Geiste erfüllt waren. Rothmann, Rolle, Stralen und ich waren jetzt Tag und Nacht unablässig in Thätigkeit, um die Gütergemeinschaft in die nunmehr begonnene heilige Gemeinde Gottes einzuführen. Und siehe, es erschienen die Auserwählten, legten uns ihr Geld zu Füßen, zerrissen ihre Schuldbriefe und warfen sie in's Feuer. Und immer Mehrere erleuchtete der Geist und trieb sie, offen zu bekennen, daß die übliche Kindertaufe ist vor Gott ein Greuel, daß die Gottlosigkeit herrscht überall, ein neues Geschlecht heiliger Menschen muß gegründet werden; ihnen, ohne Unterschied des Geschlechts, ist die Gabe der Weissagung verliehen, daher bedarf es für sie keiner Gelehrsamkeit mehr, denn schwerer als das äußere Wort wiegt das innere. Kein Christ soll Processe führen, obrigkeitliche Aemter verwalten, schwören und etwas Eigenes haben, sondern Allen soll alles gemeinsam sein; daß man nicht muß gehorchen der Obrigkeit der Heiden; daß die Weiber sollen ihre Männer »Herren« heißen; gläubige Knechte und Mägde sollen mit Heiden keine Ehe eingehen, auch nicht bei selben dienen. Auch hinein in sieben Nonnen aus dem adeligen Kloster St. Aegidii und in einige aus dem Ueberwasserkloster blies der Geist, daß sie sich ließen wiedertaufen und männliche Kinder Gottes heiratheten. Bürgerfrauen brachten ihre Geschmeide zu den Propheten der Gemeinde, tranken Wein, nahmen Unterricht und kehrten zu ihren heidnischen Gatten nicht zurück. Nun ließ zwar der Magistrat, gemäß einer fürstbischöflichen Verordnung die Diener des lautern Wortes durch

die Stadtdiener entfernen; als man sie aber zum einen Thore hinausgetrieben hatte, kamen sie zum andern wieder herein und erklärten frei, daß sie des Vaters Zeugniß haben, nicht zu weichen, sondern zu bleiben und ihre Sache auszuführen.

„Johann von Leyden, des großen Propheten Matthiesen größerer Abgesandter, war am 13. Januar von seiner Missionsreise in Holland nach Münster zurückgekehrt. Seine himmlischen Predigten und göttlichen Offenbarungen rissen Alles unwiderstehlich zu ihm. Am 28. Januar kamen wir des Abends gegen 6 Uhr zusammen, sperrten die Straßen mit Ketten und besetzten sie mit Wachen, um Alles, was nicht wiedergetauft war, in dieser Nacht aus der Stadt hinaus zu treiben. Aber Papisten und Lutheraner hielten sich in ihren Häusern. Am andern Tage erschienen Johann von Leyden und Gerhard zum Kloster, seines Zeichens Buchbinder, aber ein vom Herrn Erleuchteter, auf dem Principalmarkte, gekleidet in das Gewand der Propheten des Alten Bundes, und wurden vom Volke als Henoch und Elias begrüßt. Und alles Volk sank in den Staub und verhüllte sein Antlitz vor der Herrlichkeit Gottes, so nun offenbar worden unter uns. Und wir, die Priester der Auserwählten Gottes, warfen uns vor den Gesandten des Herrn nieder und fragten, ob es nicht Zeit sei, die Stadt durch das Schwert von dem Auswurfe zu reinigen. Und die Propheten hüllten sich in Schweigen, richteten die Augensterne gen Himmel und seufzten, auf und nieder wandelnd, denn der Geist fuhr in sie. Und sie riefen: »Dieses spricht der Herr: noch nicht ist kommen die Zeit, zu streiten für den Glauben; gewonnen werden müssen noch viele Seelen, und Jene, so den wahren

Glauben angenommen, sollen noch mehr in den Häusern unterrichtet werden.« Denn in die Kirchen zu gehen, war jetzt verboten, weil dahin auch die Heiden kommen. Und das Volk jubelte und rief: »Der König des Himmels wird herniederfahren; schon erscheint er in den Wolken, in der Rechten das Richtschwert, und Tausende von Engeln mit ihm, die Alle erschlagen werden, welche sich nicht wiedertaufen lassen.« Und als man aufschauete, waren die Propheten verschwunden. Und das Volk staunte ob der Wunder, so vor seinen Augen geschahen, und tausendstimmig erscholl der Ruf: »Bessert euch und thuet Buße, denn der himmlische Vater kommt!«

„Der Magistrat erließ nun eine Kundmachung, wodurch er zur Ruhe und Achtung der Gesetze aufforderte, zugleich aber gestattete, »es möge in Gottes Namen ein Jeder glauben, was er wolle.« Eine sehr große Menge angesehener Bürger ließen sich hierauf wiedertaufen und fielen in Verzückung und rannten durch die Straßen und verkündeten die Wunder Gottes. Und der Prophet Rothmann und ich, wir folgten dem Antriebe des Geistes und gingen nach dem adeligen Stifte in Ueberwasser, als die Nonnen zu Tische saßen, und sprachen vor ihnen über die Bestimmung des Weibes und die Fürtrefflichkeit des Ehestandes. Auch kündigten wir an, daß der himmlische Vater dem Propheten Johann von Leyden geoffenbart habe, das Kloster nebst Thurm werde in der kommenden Nacht um 12 Uhr zusammenstürzen und die Verächterinnen des göttlichen Willens, so sich nicht der Clausur entzogen hätten, unter seinen Trümmern begraben. Da verließen die Nonnen massenhaft das Kloster und nahmen Wohnung bei uns. Johann von Leyden aber bat den himmlischen Vater

um Aufschiebung des Strafgerichts. Und das Kloster stürzte nicht ein."

Klopreis trank seine Kanne aus und ließ sie durch den Wirth, welcher eben mit der Meldung zurückkam, daß auch für ihn die Kammer bereit sei, auf's neue füllen.

„Am 9. Februar," hub der Wiedertäufer nach einer Pause wieder an, „nahmen wir mit fünfhundert Bewaffneten Besitz von den Thoren der Stadt, vom Principalmarkt und vom Rathhaus und bekamen so zugleich alles Geschütz, das sich in dem letztern vorfand, in unsere Gewalt. Protestanten und Papisten rüsteten sich zwar wider die heilige Gemeinde; aber Johann von Leyden empfing neue Offenbarungen und erflehte Kraft vom Vater. Nach mehrern Straßenkämpfen wichen die Feinde, uneinig unter sich; der erste Bürgermeister, Tylbeck, war unser Freund und wies die Hülfe des Fürstbischofs zurück. Wir waren nunmehr die alleinigen Herren der Stadt. Der große Tag kündigte sich an in Zeichen und Wundern. Die erleuchteten Schwestern der heiligen Gemeinde liefen mit fliegenden Haaren und aufgelösten Kleidern durch die Straßen. Einige warfen sich mit dem Gesicht auf die Erde und streckten kreuzförmig ihre Arme aus; Andere, auf den Rücken hingestreckt, kreischten vor Wuth, rollten sich weinend auf dem Boden, zerfleischten sich Arme und Busen, stierten den Himmel an, von wannen sie Hülfe kommen sahen, sprangen voll Entzückung hoch empor, zum Fluge sich erhebend, klatschten mit den Händen, knirschten mit den Zähnen und riefen: »Vater, beschütze unsere Stadt, das neue Jerusalem, beschütze es gnädig!« Andere riefen: »Thuet Buße und laßt euch taufen! Erschlagt die ungetauften Heiden!« Die Heiden aber verließen zahlreich die

Stadt. Bürgermeister Tylbeck nebst Weib und Kind trat offen zu uns über."

Hermann Schulte kam mit der frischgefüllten Kanne zurück und stellte sie vor Klopreis hin, welcher unterdessen aus seinem Wamms mehrere Schriftstücke hervorzog. Eins derselben entfaltete er und fuhr, als er von dem neuen Schoppen genippt und der Wirth sich wieder entfernt hatte, folgendermaßen fort: „Wir erließen nun an die Städte Coesfeld, Dülmen, Schöppingen, Warendorf, Beckum, Ahlen, Wesel, Soest, Hamm, Osnabrück, Lübeck, Hamburg u. s. w. folgendes, von Rothmann gezeichnetes Schreiben:

»Bernhard Rothmann, ein Diener des himmlischen Vaters, entbietet allen seinen Mitbrüdern, die unter den Heiden wohnen, Heil und göttlichen Segen! Kund sei es und zu wissen, daß der himmlische Vater uns einige Propheten gesandt hat, welche das reine Wort Gottes mit unglaublicher Beredtsamkeit und im Geiste des ewigen Heils verkünden. Wer sein ewiges Heil suchen will, der verlasse alle zeitlichen Güter und komme mit Weib und Kindern zu uns in das neue Jerusalem, nach Zion, zu dem Tempel Salomonis. Es soll ihm außer den himmlischen Schätzen zehnfältig an Geld und Gut vergolten werden, was er zu Hause verlassen hat.«

„Diese Aufforderung" — Klopreis steckte das Document wieder in sein Wamms — „wirkte. Unter Tänzen und Hosiannahgesängen strömte das Volk von allen vier Winden herbei. Und jetzt kam auch der große Matthiesen aus Harlem nach dem neuen Jerusalem. Hier, verkündigte er, solle das tausendjährige Reich, so nun endlich auf Erden angebrochen sei, seinen Mittelpunkt erhalten, und Niemand werde etwas dawider vermögen. Matthiesen und Johann von Leyden ließen aus den Kindern der heiligen Gemeinde einen neuen Magistrat erwählen. Dann

wurde gründlich in allen Kirchen, Klöstern und Stiftungen aufgeräumt mit dem papistischen Trugwerk.

„Vor allem geschah dies im Dom. Der Kapellenkranz im Innern wurde sorgfältig untersucht und purgirt, die Altäre wurden abgebrochen, die kostbaren Reliquienbehälter ihrer Knochen entledigt und zu etwas Besserm verwandt, die Götzenbilder verbrannt oder zertrümmert. Ciborien und Kelche wurden mit Bier und Wein gefüllt und machten bei Spiel und Tanz im Dome sowie auf dem Domhofe unter dem jubelnden Volk die Runde. Die große Uhr wurde zerstört; denn im Reiche Gottes gibt es keine Zeit. Von den Thürmen wurde das Dachwerk entfernt, und Kanonen prangen jetzt hoch oben.

„Nachdem durch die Kraft des himmlischen Vaters das Fundament des christlichen Staates gelegt war, hätte derselbe bei so vielen verschiedenen Secten und dem hierdurch bedingten Widerspruch und Aufruhr nicht lange bestehen können. Matthiesen verkündete daher, daß es des Herrn Wille sei, alle Ungläubigen, wofern sie sich nicht binnen vier und zwanzig Stunden würden wiedertaufen lassen, aus der Stadt zu jagen. Am 27. Februar traten die Kinder des Lichts auf dem Principalmarkt unter Waffen, um nach Matthiesen's Offenbarung und Befehl zu handeln. Vor dem Rathhause warf der Prophet sich zur Erde, anrufend den himmlischen Vater; und so auch die gläubige Gemeinde. Nach langem Ringen schüttelte der Prophet den göttlichen Schlummer von sich, erhob das Haupt und sprach: »Solches ist der Befehl des himmlischen Vaters: Hinweg mit den Söhnen Esau's! Dieser Ort gehört den Kindern Jacob's, den rechtmäßigen Erben der göttlichen Verheißung.« Sodann erhob sich die heilige Gemeinde

und zog durch die Straßen und rief: »Hinweg mit euch, Gottlose! kommt nie zurück! Fliehet, ihr Feinde des himmlischen Vaters, fort von hier, Zerstörer des Guten! Uns kommt die Erbschaft vom Vater zu, uns hat er sie geschenkt.« Diejenigen aber, so im neuen Jerusalem bleiben wollten, ließen sich unter den Arkaden des Rathhauses von Johann von Leyden und Rothmann, den bestellten Täufern, aus dem Taufkessel taufen im Namen des dreieinigen Gottes. Und an diesem ersten Tage wurden getauft 300 Männer und 2000 Weiber. So geschah es drei Tage hindurch. Die Söhne Esau's aber, Papisten und Lutheraner, mußten fort aus der Stadt, weil sie sich in ihrer Bosheit verstockten, Alt und Jung, Mann und Weib, Pfaff und Laie. Wer sich widersetzte, wurde zu Zions Thoren hinausgeprügelt. In die leer gewordenen Häuser und Klöster zogen jetzt ein die aus Brabant, Friesland, Holland und aus den deutschen Städten herbeigeeilten Auserwählten. Und Johann von Leyden theilte unter die Heiligen das Erkennungszeichen aus, welches man an einem Bande um den Hals tragen soll, eine kupferne Münze von der Größe eines Hellers, mit der Umschrift: »Das Wort wird Fleisch.« Nach vier Wochen gab es etwas größere Schaustücke, welche die Aufschrift trugen: »Das Wort wurde Fleisch.« Seht hier!" Der Wiedertäufer zeigte mehrere von den Münzen vor.

Sobald der Mann Gottes zu reden aufhörte, war das Trinken bei ihm unvermeidlich. Dies Mal nahm er den Faden seiner Erzählung erst wieder auf, nachdem er die Kanne zur Hälfte geleert hatte. „Demnächst hielt Matthiesen eine Anrede an das auserwählte Volk Gottes, worin er darlegte, es sei nicht der Wille des Ewigen,

daß der Eine reicher sei als der Andere; daß das auserwählte Volk vielmehr nach der Verheißung des allwaltenden Vaters das ihm anvertraute Erbe besitzen solle im Geiste der Freiheit und Gleichheit. Alles Gold und Silber, alle Kostbarkeiten sollten daher zusammengebracht und von sieben erwählten Diakonen zum gemeinschaftlichen Wohle verwaltet und getheilt werden. Denn Ein Gott, Ein Pott (Topf), Ein Ei, Ein Küchlein. Bei der Ablieferung der Schätze auf dem Rathhause waren zwei Mädchen von acht Jahren anwesend, denen der Geist, wie Matthiesen bekannt gab, offenbare, so Jemand etwas zurückbehalte; solche Schächer aber werde Gott strafen wie einst den Ananias und die Saphira. Wer fortan Kleidungsstücke oder Lebensmittel bedurfte, ging nur zu den Diakonen, wo er das Verlangte ohne weiteres erhielt.

„Es ergingen neue Sendschreiben, mit der Unterschrift »Emmanuel« von uns in alle Welt, um die Kinder des Lichts aufzufordern, ohne Zaudern nach dem neuen Jerusalem zu kommen, welches der Herr der Heerschaaren den Frommen und Heiligen in die Hände gegeben, und wo Er sie schützen wird wider die furchtbare Verwirrung und die drohenden Strafgerichte, die über die sündige Welt hereinbrechen sollen. Jeder folge der Stimme des Propheten, Jeremia am Einundfünzigsten, wo geschrieben steht: »Fliehet aus Babel, damit ihr euere Seele rettet, und euer Herz verzage nicht vor dem Geschrei, das man hören wird im Lande.« Güter und Reichthümer, starke Männer in Jugendkraft und blühende Frauen, schimmernd in üppiger Schöne, wird das neue Jerusalem seinen Heiligen in Fülle gewähren. Mitzubringen brauche man nichts als Gold und Silber, das beste Kleid und etwas Proviant für die Reise,

sowie Schwerter, Spieße und Handrohre. Sechszehntausend folgten aus Holland allein diesem Rufe. Sie sollten das gelobte Land nicht sehen, sondern starben als Martyrer ihres Glaubens. Die dreißig Schiffe, mittels deren die Kinder des Lichts über den Zuyder-See setzen wollten, wurden vom kaiserlich papistischen Statthalter der Niederlande — Georg Schenk von Trautenberg heißt der Satan — fortgenommen; alle Auserwählten, welche standhaft blieben im Bekenntniß der Lehre, fielen unter dem Henkerbeil. Aus ihrem Blute werden neue Jünger und Jungfrauen sprossen!“

Diese Prophezeiung bekräftigte Klopreis durch einen kräftigen Trunk. „Der Fürstbischof,“ setzte er seinen Bericht fort, „war inzwischen mit seinem Heere vor die Stadt gezogen und belagert sie seitdem. Am Ostertage des vorigen Jahres verkündete Matthiesen, daß Gott ihm befohlen habe, er solle, wie Gideon, mit einigen wenigen Auserlesenen einen Ausfall machen; die Feinde würden alsbald vor der gottgesandten Schaar die Flucht ergreifen. Wir zogen, unser dreißig Mann, zu Rosse aus dem goldenen (Jüdefelder-) Thor gegen die Vorposten des fürstbischöflichen Heeres. Aber es war ein Judas unter uns; denn die Söhne Belial's stürmten wider uns, — Matthiesen sank, von dem Speer eines Landsknechts getroffen, blutend zu Boden und verschied, den Vater preisend. Sein Leichnam wurde von den Ungläubigen in Stücke gehauen, sein Kopf auf eine hohe Eschenstange gespießt und im Lager aufgepflanzt. M i ch aber ergriffen die Bluthunde, zwackten mir Ohren und Nase, Finger und Zehen und schickten mich so, jämmerlich entstellt, in die Stadt zurück, damit ich, wie sie sagten, den Kindern des Lichts mittheile, was

geschehen sei. Lange habe ich an diesen Peinen daniedergelegen; aber der Herr hat einen eigenen Balsam für seine Auserwählten, und ich genas. Seht hier die Maale meines Martyrthums!" Er zeigte auf seine Verstümmelungen.

„Durch Matthiesen's Ende," erzählte er weiter, nachdem er vorerst jedoch sein Kännlein geleert und dem Wirthe ein neues bestellt hatte, „wurden hie und da einige von den Brüdern und Schwestern der heiligen Gemeinde wankend in ihrer Hoffnung. Nun aber erschien Johann von Leyden in ihrer Versammlung mit gekreuzten Armen und gesenkten Hauptes. Seine Lippen bewegten sich in der Unterhaltung mit dem Geiste, der über ihn kam; Schauer der Entzückung durchrieselten sein Gebein. Niederknieend faltete er die Hände, der Heilige Gottes, und fiel auf sein Angesicht. Und der Geist Gottes wehete durch die Versammlung, daß sie erblaßten und zitterten, die Brüder und Schwestern. Und der Geist Gottes blies in den Propheten. Auffahrend fuhr er empor, Feuergarben sprüheten aus seinen Augen, emporstreckend die Hand streckte er sie über das Volk und erschloß die Lippen — aber noch hatte ihn der Geist nicht weit genug; denn unverständlich, nicht zu Worten geformt, waren die Töne, die seinem Munde sich entrangen. Endlich brauste heran die Springfluth der Erleuchtung, und es rief der Prophet: »Kinder Gottes, Söhne Israel's! Wundert euch nicht, daß der große Prophet um das Leben kam; denn solches geschah nach gerechtem Urtheil. Denn mir hat der Geist geoffenbart, daß Matthiesen nicht Gottes Ehre gesucht hat, sondern die seinige. Sodann ermahnte er auch nicht nach dem Beispiele der frommen und heldenmüthigen Judith das Volk zuerst zu Fasten und Gebet, ehe er auszog wider

die Heiden. Da er nur siegen wollte, um sich selbst zu erheben, so traf ihn Gottes gerechte Strafe; denn unter seinem auserwählten Volke duldet Jehovah keinen Stolz. Gedrückt von schwerer Sorgenlast, lag ich vor acht Tagen auf meinem Lager und rang mit dem Herrn, dem Gotte Israel's. Da sah ich im Geiste diesen Streit, und mein Ohr vernahm Waffengetöse. Und ich wurde betrübt, und es entsetzte sich meine Seele. Und als ich sah, wie ein Landsknecht den Propheten vor mir in Stücke hieb, da erschrack ich heftig und weinte. Da sprach der Geist zu mir: ‚Fürchte dich nicht, harre standhaft aus in deinem Berufe. Was du hier siehst, wird nicht an dir, sondern an Matthiesen vollzogen werden. Dagegen sollst du, ob du gleich schon eine Frau hast, die in Leyden das heilige Werk der Bekehrung fortsetzt, des Martyrers Wittwe zur Frau nehmen.‘ Nicht wahr, Knipperdolling, hab' ich dir's nicht damals gleich erzählt?« »Ja!« antwortete dieser, »mit einem Eide kann ich es bekräftigen, daß das, was der Prophet eben geredet hat, wahr ist; denn er hat mir's mitgetheilt am Tage, bevor Matthiesen umkam.« »Hört es, ihr Brüder und Schwestern,« sprach Johann von Leyden weiter, »hört es, wie das Amt des Prophetenthums mir, der ich trotz meinem gottgeweihten Streben doch immer noch so unvollkommen bin, bestätigt und beglaubigt wird durch die Worte eines Mannes, dessen Autorität sicher die höchste in unserer Stadt ist!« Und das Volk rief: »Gott segne unsern Propheten!« Des verstorbenen Matthiesen schönes Weib Divara aber — auch sie kenne ich! — antwortete demüthiglich: »Mir geschehe, wie du gesagt hast, heiliger Mann! Des Himmels Wille ist auch der meinige.«

„Statt der seitherigen demokratischen Regierungsform führte Johann von Leyden die aristokratische und später die monarchische ein. Es wurde ein neuer Magistrat eingesetzt; derselbe bestand aus zwölf Männern, den Zunftmeistern der zwölf Stämme Israel's. In allen geistlichen und weltlichen Dingen lag diesem Magistrate allein die Regierung ob. In einer mondhellen Nacht erschien plötzlich eine wunderbare Gestalt mit Engelsflügeln auf dem Markte und rief: »Der König von Zion kommt in's tausendjährige Reich, der König von Zion!« Der Engel verschwand in des Propheten Hause. Der Prophet hatte die Sprache verloren. Erst nach drei Tagen gewann er sie wieder. Da versammelte der Heilige Dusentschur, ehemals Goldschmied in Warendorf, die Gemeinde auf dem Markte und verkündete, der Herr habe ihm geoffenbart, daß in Zion herrschen solle ein König, dessen Macht gesetzt ist über das Erbe David's bis zum Ende der Zeiten und dessen Scepter unterworfen werden sollen die Fürsten und Völker des ganzen Erdkreises, damit es werde Ein Hirt und Eine Heerde im tausendjährigen Reiche. Und dieses Königs Name sei Johannes. Da jauchzte das Volk: »Ja, Johann von Leyden soll unser König sein! des Herrn Wille geschehe!« Dusentschur überreichte dem Propheten ein prächtiges, breites, blankes Schwert, goß wohlriechendes Oel über sein Haupt und setzte ihm die Krone auf. Und alles Volk rief: »Es lebe der König!« Die bisherigen zwölf Aeltesten legten ihr Amt nieder.

„Seither hatte der Prophet vier Frauen; er nahm sich jetzt noch zwölf hinzu; die Matthiesen'sche Wittwe ausgenommen, ist keine über zwanzig Jahre alt. Hier sind ihre Namen: Katharina Divara, Maria Heckers, Katha-

rina Wilings, Anna Lorenz, Angela Kerkering, Anna und Katharina Averweg, Elisabeth Wandscherer, Elisabeth Dreiers, Anna und Clara Knipperdolling, Anna Kibbenbrock, Christine Rode, Margaretha Moderson, Elisabeth von dem Busche, Margaretha Grolle. Mit der Ehe halten wir es im Reiche Zion so, daß Jeder, dem sein Weib nicht mehr gefällt, sich scheiden lassen und dann sogleich eine Andere heirathen kann. Johann von Leyden vollzieht die Trauung mit den einfachen Worten: »Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden. Gehet also hin, mehret euch und erfüllet die Erde!« Unverheirathete werden im Reiche Zion nicht geduldet. Auch Mädchen von kaum zwölf Jahren müssen heirathen.

„Gericht und Gottesdienst werden unter freiem Himmel gehalten auf dem Domhof. Erhebend war das große Abendmahl auf diesem Berge Zion. Der König berief dort alles Volk zusammen. Lange Tafeln waren unter den Bäumen aufgestellt, und den Kindern des Lichts war ein Mahl bereitet. Von einunddreißig Reitern und eben so vielen Trabanten umgeben, erschien der König in einem Rock aus weißer Seide und mit Silber durchwirkt, das Wappen um den Hals und eine dreifache goldene Krone auf dem Haupt. Die Königinnen und der Hofstaat folgten ihm. Ueber zehntausend Personen hatten sich auf dem Berge Zion versammelt. Der König nebst sechszig seines Hofstaates bedienten sie eigenhändig. Zuerst gab es gekochtes Fleisch mit Mohrrüben, sodann Schinken, an dritter Stelle Braten, darauf Kuchen und sonstiges Gebäck. Jeder konnte so viel Bier dazu trinken, wie er wollte. Endlich wurden Körbe mit Kuchen aus ungesäuertem Weizenmehl vorgetragen. Johannes brach diese Kuchen und legte

Jedem ein Stückchen davon auf die Zunge mit den Worten: »Nehmet hin und esset und verkündet den Tod des Herrn. Gleichwie viele Körner dazu nöthig sind, um ein gewöhnliches Brod zu backen, also werdet auch ihr euch fest zusammenfügen und vereinigen, auf daß ein Ganzes aus euch entstehe.« Die erste Königin, Katharina Divara, reichte Jedem den mit Wein gefüllten Becher zum Trunke mit den Worten: »Trinket Alle daraus und verkündet den Tod des Herrn! Gleichwie viele Beeren und Trauben dazu gehören, um einen Becher voll Wein zu bekommen, also auch werdet ihr, um ein Ganzes zu bilden, euch mit einander zu gleichem Zwecke vereinigen.« An diese Communion schloß sich ein Trinkstündchen mit Spiel und fröhlichem Tanz.

„Als die Wogen des Jubels hoch gingen, erschien Johannes wieder im vollen Ornate des Königs von Zion und nahm an dem Gelage Theil. Da bestieg Dusentschur die Rednerbühne und verkündete: »Der himmlische Vater hat mich gewürdigt, in einer Offenbarung 27 Apostel mir zu bezeichnen, welche sollen ausgesandt werden in alle Welt, unsern Glauben zu verbreiten. Und Er, dessen Thron der Himmel, dessen Fußschemel ist die Erde, hat auf Sein Allmachtswort es mir betheuert, daß die Völker des Heidenthums in Massen dem heiligen Evangelium, diesem zweischneidigen Schwerte des tausendjährigen Reiches sich unterwerfen würden.« Zu diesen Aposteln," fuhr Klopreis salbungsvoll fort, „gehöre auch ich."

Wiederum floß es „zwischen Lipp' und Bechersrand."

„Nach dem Bundesmahl," sprach der Wiedertäufer weiter, „verabschiedeten wir Apostel uns von unsern in Summa einhundert vier und zwanzig Weibern. Et factus

est ululatus multus: das gab ein großes Geheul. Der König ertheilte uns den Segen und ließ uns außer dem Zehrgelde mehrere Goldstücke reichen zum Werthe von je neun Goldgulden. Darauf bestieg er den Thron und frug feierlich: »Saget, Brüder, seid ihr auch geschickt, wider die Heiden auszuziehen?« »Ja,« antworteten wir. »Nun, so gehet hin und bereitet uns die Stätte. Wir wollen euch, wenn 148,000 Mann in Zion beisammen sind, nachfolgen und die ganze Welt einnehmen. An welchen Orten man den Frieden, den ihr in meinem Namen verkündigt, nicht annehmen will, da werfet ein Goldstück hin zum Zeugniß wider sie. Dann wollen wir kommen und diese alle im Namen des Vaters vertilgen, seien es Fürsten oder Herren, Bürger oder Obrigkeit.« Nunmehr wurden wir von den königlichen Trabanten mit brennenden Fackeln bis an die Stadtthore geführt. Es war eine düstere Nacht; wir schlichen uns glücklich durch das feindliche Lager.

„Einer von uns, nämlich Schlachtschap, ein sehr naher Freund des Königs von Zion, wurde, als er den Ramberg'schen Bauern das Evangelium predigte, auf Befehl der Freifrau Emmelina ergriffen und, von der Vehme als Feind des Christenthums verurtheilt, vor dem Ramberg'schen Schlosse aufgeknüpft. Als Johann von Leyden dies erfuhr, schwur er, keinen Stein auf dem andern zu lassen von dem Junkersitze, wo sein Freund umkam. Und er befahl, daß man ihm Emmelina's Hirnschale bringe; daraus wolle er fortan seinen Wein trinken. Wohl ist das Unternehmen noch von tausend Schwierigkeiten umstarrt; indessen zweifle ich nicht, daß es gelingen wird. Johann's Abgesandte haben ein kleines Wiedertäuferheer zusammengebracht, welches in diesem Augenblicke Ramberg

belagert. Ehe Emmelina Entsatz erhalten kann, wird Schlachtschap gerächt sein."

„Und Wilhelmine — so heißt doch, denk' ich, Kranceburg's Gemahlin, nicht wahr? — was ist's mit ihr?" fragte Wilderich in gleichgültigem Tone.

„Auch sie wird der Rache nicht entgehen," versetzte Klopreis nach kurzem Besinnen. „Die ganze Sippe der verstockten Amalekiterin, die einen unserer Brüder gemordet hat, soll eines gewaltsamen Todes sterben!"

Wilderich schwieg, und die nun entstehende Pause benutzte Klopreis dazu, seinen Krug zu leeren. Darauf richtete Ravenhorst einen durchdringenden Blick auf Klopreis. „Und Ihr, Mann Gottes," fragte er denselben, „wohin soll's mit Euch?"

„Ich bin noch auf meiner apostolischen Reise begriffen," versetzte der Wiedertäufer, ausweichend.

„Euer nächstes Reiseziel?" forschte der Ritter.

Klopreis warf einen mißtrauischen Blick um sich, setzte dann eine geheimnißvolle Miene auf, neigte sich zu Ravenhorst und flüsterte: „Ich möchte nicht gern, daß mich Jemand anders hörte, als Ihr, weil ich Euch als einen bewährten Diener des Evangeliums kenne, der zugleich nicht viel auf Luther hält. Von Euch fürchte ich deshalb keinen Verrath. Wißt denn, ich begebe mich nach Hirschfeld."

„Hirschfeld, das Nonnenkloster? Und dort?"

„Der Graf Ulrich von Steigern, ein verstockter Papist, derselbe, welcher mich hat verstümmeln lassen, — er hielt sich eine Zeit lang im fürstbischöflichen Lager auf — ist der Schirmherr dieses Klosters. Johann von Leyden will auch die der heiligen Gemeinde in mir widerfahrene Schmach

rächen und hat deshalb ein anderes Heer gegen Hirschfeld ausgesandt, es zu zerstören."

„Da werdet Ihr harte Arbeit bekommen; denn der Graf von Steigern hat mächtige Freunde."

„Wir haben uns bereits mit mehrern Einwohnern des Fleckens in's Einvernehmen gesetzt. Das Kloster ist unrettbar verloren. He, Herr von Ravenhorst, wollt Ihr den Streifzug nicht mitmachen? Ihr kennt das Geschäft ja aus dem Bauernkriege!"

Wilderich zuckte zusammen bei diesen Worten, und seine Hand erfaßte krampfhaft den Schwertgriff. Aeußerlich ruhig aber entgegnete er: „Ich bin ja kein Wiedertäufer."

„Das macht nichts," meinte Klopreis. „Zwischen einem Anhänger des lautern Worts, wie Ihr einer seid, und meinen Freunden ist der Unterschied verschwindend klein. Zu welcher evangelischen Secte wir uns übrigens auch bekennen, sind wir nicht alle einig in der Zerstörung der Klöster, dieser abgöttischen Papistennester?"

Ravenhorst wollte hierauf eine längere Erwiderung geben, schloß aber plötzlich wieder den Mund und horchte zur Thüre hin. Man vernahm von fern ein Pferd im Galopp dahersprengen; die Töne kamen immer näher. Zugleich erschien Hermann Schulte in der Stube und sagte: „Da kommt noch am späten Abend Kameradschaft, und die Herren werden einen Plaudergenossen mehr am Kamine haben."

Mit diesen Worten begab er sich in den Hof; Klopreis konnte auch jetzt dem Zuge seiner Neugierde nicht widerstehen und stellte sich in der Thüre auf, den neuen Gast zu erwarten.

XXIV.

Pfiffe und Kniffe.

„Vor allem tragt Sorge für das Pferd," sagte der Reiter, nachdem er abgestiegen war, zu dem Wirthe; „es hat sich halb verfangen, — binnen zwei Stunden muß ich weiter. Euer Schaden soll's nicht sein."

„Seid außer Sorge, Herr Ritter, was das anbelangt," versetzte Hermann Schulte. „Nach Euerm Wunsche soll alles bestellt werden, Ihr seid hier schon zu dem Richtigen gerathen — zum »Guten Kameraden«. Geliebt's, Euch der Mühe zu unterziehen und mich nach meinem Marstall zu begleiten, so werdet Ihr Euch durch den Augenschein überzeugen, daß es hier an nichts fehlt. Schaben und Schinden ist nicht nach meinem Geschmack; was recht ist, laß' ich mir bezahlen, spare aber auch nichts am Roß und nichts am Reiter, der mir die Ehre seines Besuchs vergönnt, was das anbelangt."

Der Reisende folgte schweigend dem wortreichen Hermann Schulte.

Klopreis schloß hastig die Thüre der Gaststube und kam an den Kamin zurück. Er schien plötzlich sehr mißstimmt geworden zu sein. Nachdem er sein Kännlein in einem Zuge ausgetrunken, nahm er seinen Reisesack vom Stuhl und wankte hinaus.

„Schon zu Bette?" frug Wilderich.

„Ja. Ich habe noch auf den späten Abend Unglück. Denkt Euch, dieser Ritter ist ein Bediensteter des Schlosses

Ramberg, ein ganz wüthender Papist; für alles in der Welt möcht' ich nicht mit ihm zusammentreffen."

„Dann schlaft wohl!" sagte Ravenhorst.

„Auf Wiedersehen, Herr Ritter!" antwortete der Wiedertäufer und lenkte seinen Fuß der Thüre zu. Aber ungestüm kam er gleich darauf zurück. „Es geht das Gerücht," flüsterte er dem Ritter in's Ohr, „daß dieser Mensch — er heißt Wilfried von Wettringen — bei dem Tode Schlachtschap's eine abscheuliche Rolle gespielt hat. Ich für meine Person habe ihm unversöhnlichen Haß geschworen, er weiß das. Je weniger Ihr in seiner Gegenwart von mir sprechen werdet, desto besser ist es."

Wilderich schwieg.

Klopreis verließ das Gemach.

In demselben Augenblick trat der Reisende ein, den der Wiedertäufer als Wilfried von Wettringen bezeichnet hatte. Es war ein junger Mann von mittlerer Größe, starken Formen und offenem Gesichtsausdruck. Er grüßte Herrn von Ravenhorst und nahm, als dieser die Höflichkeit erwidert, den Platz ein, welchen Klopreis eben verlassen hatte. „Ihr wißt, Herr Wirth, daß es mich pressirt," wandte er sich an Hermann Schulte, der gerade die Thüre öffnete. „Tischt mir also rasch etwas kalte Küche auf; nachher werde ich hier am Kamin ein Stündchen zu schlafen suchen, bis mein Gaul sich wieder verschnauft hat."

Der Wirth brachte das Gewünschte und setzte sich dann zu seinen Gästen an den Herd, um die Unterhaltung in Fluß zu bringen, — die Zunge kitzelte ihn schon lange auch hätte er gar zu gern etwas Näheres über den düstern Wilderich erfahren.

Ravenhorst zeigte wenig Lust, mit dem Wirthe in ein Gespräch sich einzulassen. „Mein Zimmer ist hergerichtet?“ fragte er.

„Jawohl, Herr Ritter, was das anbelangt. Es war heute ein schöner —“

„Ich habe die Gewohnheit,“ fiel Ravenhorst ein, „mich um Mitternacht in ein frisches Bett zu legen. Wollt Ihr noch ein Zimmer für mich herrichten?“

„Zu dienen, Herr Ritter.“

Mißmuthig entfernte sich Hermann Schulte; er hatte wohl gemerkt, daß man ihn fortschickte. Als er die Thüre hinter sich geschlossen hatte, blieb er stehen und legte, lauschend, das Ohr an dieselbe. Jedoch fürchtete er, dort entdeckt zu werden, und stieg deshalb auf den Söller, wo man durch ein am Kamine angebrachtes Loch alles beobachten und hören konnte, was in der Gaststube vorging oder gesprochen wurde. Dort faßte er Posto.

„Herr Wilfried von Wettringen,“ redete Ravenhorst den andern Ritter an; „ich wünsche mich mit Euch über einige Punkte zu benehmen; aus diesem Grunde habe ich den Wirth von hier entfernt.“

Höchlich erstaunt, daß der Andere seinen Namen wußte, schaute Wilfried auf. „Ihr kennt mich?“ fragte er.

„Ihr gehört zum Schlosse Ramberg, nicht so?“

„Woher wißt Ihr das?“

„Laßt's genug sein an der Versicherung, daß ich zu Euern Freunden mich rechne.“

„Ich wüßte nicht, Euch je zuvor gesehen zu haben. Euer Name, wenn ich bitten darf?“

„Wilderich von Ravenhorst... Um in den jetzigen Zeitläuften Freunde zu sein, reicht es hin, will mir be-

dünken, dieselbe Religion zu üben und dieselben Feinde zu bekämpfen. Wie dem auch sei, ich hörte von Euern Herrinnen reden und nehme lebhaften Antheil an deren Schicksal. Ist die Gefahr, in der sie schweben, wirklich so groß?"

„Die Noth ist auf's äußerste gestiegen," antwortete der Ritter von Wettringen. „Aber nehmt es nicht für ungut, wenn ich in meinen Mittheilungen ein wenig zurückhalte: Ihr habt mir noch keine hinreichende Auskunft gegeben, aus welchem Grunde die Lage der Edelfrauen von Kraneburg Euere Theilnahme so absonderlich erregt."

„Euer Mißtrauen verletzt mich keineswegs," erklärte Wilderich. „Dies da wird Euch, wie ich hoffe, von meinen aufrichtig guten Absichten zur Genüge überzeugen." Er zog ein Pergament unter dem Wamms hervor und reichte es dem Ritter von Wettringen.

„Wie? lese ich recht?" rief dieser erstaunt. „»Filio nostro dilectissimo Wilderico ab Ravenhorst«. [1]) Ein Schreiben des Papstes?"

„Ihr sagt es; Clemens VII. hat es gezeichnet. Der Papst bezeugt mir in dem Schreiben seine Anerkennung von wegen der Dienste, die ich so glücklich war, ihm während der harten Prüfungen, welche er zu überstehen hatte, leisten zu können."

„Glücklicher!" rief Wilfried, das Schriftstück genau untersuchend. Mit den Worten: „Ich zweifle nicht, daß es authentisch ist," gab er dasselbe Herrn von Ravenhorst zurück.

„Ich habe der Kirche noch weitere Dienste leisten können," sagte Wilderich, das Pergament zusammenfaltend.

[1]) D. i.: „Unserm sehr geliebten Sohne Wilderich v. R."

„Ihr habt jedenfalls von der Belagerung Wien's durch die Türken vor sechs Jahren gehört?"

„Welcher Deutsche kännte nicht die genauesten Einzelheiten dieses furchtbaren Ereignisses?" versetzte Wilfried.

„Vielleicht erinnert Ihr Euch, daß ein Ritter bei Nacht ganz allein sich aus der Stadt in das Lager der Türken schlich, in des Sultans zufällig leeres Zelt eindrang und Soliman's kaiserliches Siegel fortnahm."

„In alle deutschen Gauen hat das Volkslied die Mär von dieser kühnen That getragen."

Ravenhorst suchte wieder unter seinem Wamms und übergab sodann dem Ritter von Wettringen einen Gegenstand, dem das Herdfeuer tausend Strahlen entlockte, mit den Worten: „Seht da das Siegel des Sultans Soliman."

„Wie — und Ihr habt es erbeutet?"

„Ich war jener Dieb."

„Welch wundervoller Stein!" rief Wilfried und betrachtete mit Entzücken das Siegel, welches einen goldenen Löwen darstellte, dessen Klauen einen Edelstein von außerordentlichem Werthe hielten.

Als Wilfried's Neugierde befriedigt war, gab er das Siegel an Wilderich zurück und sagte: „Ich schätze mich glücklich, Herr Ritter, Euere Bekanntschaft zu machen."

„Nach der Belagerung von Wien, die der Sultan bekanntlich aus Mangel an schwerem Geschütz aufhob," erzählte Ravenhorst weiter, „kämpfte ich auch während der folgenden Jahre wider die Türken, und als Soliman Anno 32 abermals in Ungarn einbrach, habe ich alle Schlachten mitgemacht, bis er wiederum den Rückzug nahm."

„Was habt Ihr gegenwärtig vor?"

„Ich kehre auf meine Güter zurück und ziehe unterwegs mein Schwert für ungerecht Unterdrückte.“

„O, in diesem Falle könnt Ihr augenblicklich kein besseres Werk thun, als meiner Herrin, der Frau Emmelina von Kraneburg auf Ramberg zu Hülfe zu eilen!“

„Ihre Bedrängniß erregt, wie ich Euch vorhin schon sagte, meine ganze Theilnahme.“

„Die Wiedertäufer bestürmen das Schloß mit rasender Wuth; unter der größten Lebensgefahr bin ich daraus entkommen.“

„Und weshalb verließet Ihr das Schloß?“

„Die Edelfrau hat mich abgesandt, um den Freiherrn von Reuslingen von ihrer Noth in Kenntniß zu setzen. Daß der alte Herr von Ramberg todt ist, wißt Ihr vielleicht. Er war in der Sickingen'schen Fehde dem Kurfürsten von Trier zu Hülfe gezogen und wurde beim Sturme auf die Stadt seitens der Bündischen durch seinen eigenen Schwiegersohn, Herrn Hugo von Kraneburg, welcher mit Sickingen hielt und mit seiner tapfern Schaar vor Allen zuerst die Mauern erstürmte, bei dieser Gelegenheit tödtlich verwundet...“

„Wie?“ stotterte Ravenhorst, nach Fassung ringend; „doch nicht etwa in einem Zweikampfe mit... mit Kraneburg?“

„Allerdings,“ antwortete Wilfried. „Ramberg's Fall war der Seinigen Sieg. Denn nun wurden die Kraneburg'schen in wenigen Augenblicken durch die Bresche zurückgedrängt; Hugo entkam nur mit zwei von den Seinigen.“

Ravenhorst versank in tiefes Nachdenken, aus dem er nicht eher wieder erwachte, als da Wilfried ihn fragte,

ob er denn nach Ramberg ziehen wolle. Wilderich bejahte dies. „Aber noch eins," fügte er hinzu. „Ihr spracht vorhin nur von der Frau Emmelina. Ist Wilhelmine, die unglückliche Gemahlin Hugo's, nicht auf Ramberg?"

„Nein," antwortete Wilfried. „Seit sieben Jahren ist sie in einem Nonnenkloster . . ."

„Nonne?" rief Wilderich.

„Den Schleier konnte sie nicht nehmen, weil der Tod ihres Gemahls nicht ausreichend feststeht."

„In welchem Kloster befindet sie sich?"

„In Hirschfeld."

„Hirschfeld?" rief Ravenhorst, ungestüm von seinem Stuhle emporfahrend.

„Ja, in Hirschfeld," wiederholte Wilfried, erstaunt über die plötzliche Aufregung des Ritters, welcher jetzt mit großen Schritten in dem Saale auf und ab ging. Er schien über irgend einen Entschluß oder Plan mit sich selber Rath zu nehmen. Ohne ein Wort zu sagen, verließ er bald darauf das Gemach.

Wilderich begab sich zum Pferdestall; am Eingange desselben fand er Klopreis.

„Ich habe 'mal nach den Pferden gesehen," sprach der Wiedertäufer; „der Wirth hat sie trefflich versorgt."

„Ich reise ab," bemerkte Wilderich.

„Wie, jetzt schon? Ich meinte, Ihr würdet die Nacht über im »Guten Kameraden« bleiben?"

„Es ist mir etwas dazwischen gekommen, ich muß mich deshalb sputen," antwortete Ravenhorst und schritt in das Innere der Stallung.

„So wollt Ihr Euer Schwert bei dieser herrlichen Gelegenheit nicht für das lautere Wort Gottes ziehen,

wollt uns nicht nach Hirschfeld begleiten, um den Brand des verdammten Papistennestes mit anzusehen?" fragte der Wiedertäufer.

„Freilich reite ich nach Hirschfeld," sagte Wilderich. „Wir werden uns dort wiederfinden." Nach diesen Worten reichte er dem Wiedertäufer ein Goldstück. „Wollt Ihr die Freundlichkeit haben, Klopreis, dieses dem Wirthe einzuhändigen?"

Klopreis nahm das Geldstück zwar an, fragte aber etwas verdrießlich: „Wollt Ihr denn nicht auf mich warten? Ich bin in einem Augenblick fertig; wir machen die Fahrt nach Hirschfeld alsdann zusammen."

„Das geht nicht," lehnte Ravenhorst ab.

„Warum?"

„Ich muß unterwegs noch einen Abstecher machen, und das ist auch der Grund, warum ich jetzt schon abreise."

Wilderich schwang sich in den Sattel und gab dem Pferde die Sporen.

„Auf Wiedersehen in Hirschfeld!" rief Klopreis ihm nach.

„Ja, in Hirschfeld!" erwiderte Ravenhorst, und einen Augenblick nachher war er im Düster der Nacht verschwunden.

Klopreis begab sich nun in die Küche, um mit der Wirthin zu plaudern. Mit ihm zugleich trat aber, von dem Söller kommend, Hermann Schulte ein und zog ihn hastig auf die Seite. Dort sprach er längere Zeit mit gedämpfter Stimme zu ihm, bis der Wiedertäufer endlich ausrief: „Was Ihr da sagt, ist alles gelogen!"

„Gelogen?" flüsterte der Wirth, einige Schritte zurücktretend.

„Ja, gelogen!“ wiederholte Klopreis. „Nur das Eine ist wahr, daß der Ritter Ravenhorst heißt. Aber der sollte ein Papist sein? Ha! ich kenne ihn seit zehn Jahren, sah ihn damals aller Orten an der Spitze der Bauernrotten, welche Kirchen und Klöster plünderten, Pfaffen und Mönche und Nonnen erschlugen, papistische Adelsburgen brachen... Nachher hat er Frundsberg's Römerfahrt mitgemacht. Macht mir keinen blauen Dunst vor!“

„Und ich sage Euch,“ nahm Hermann Schulte wieder das Wort, „auch nicht ein Wörtchen von seiner Unterhaltung mit dem Ritter von Wettringen ist mir entgangen, und ich habe euch mit scrupelhafter Genauigkeit alles wieder erzählt, was das anbelangt. Er hat sich ganz klar und unzweideutig für einen Papisten ausgegeben. Und er ist auch einer, er hat's bewiesen: einen eigenhändigen Brief des Papstes und das Siegel des Sultans Soliman trägt er bei sich; ich hab's gesehen.“

„Nicht möglich!“ rief Klopreis. „Auch hat er mir ja selbst gesagt, wir würden uns in Hirschfeld wieder treffen.“

„Das beweist nichts.“

„Ich sehe, daß Ihr ein aufrichtiger Freund des lautern Worts seid, Schulte,“ sprach der Wiedertäufer in vertraulichem Tone. „Ich will Euch daher etwas mittheilen, das ich vor Ravenhorst vielleicht besser verschwiegen hätte.“

„Sprecht Euch ruhig aus, Herr, was das anbelangt; von mir“ — er legte die Hand auf's Herz — „habt Ihr keinen Verrath zu fürchten!“

„Mein Name ist Johann Klopreis,“ hub der Wiedertäufer an.

„Klopreis?“ wiederholte der Wirth, im Tone höchsten Staunens; er hatte Wilderich's Unterhaltung mit dem Wiedertäufer an der Thüre belauscht und wußte also, wie er diesen Gast zu behandeln hatte.

„Ja, ich bin Johann Klopreis,“ versicherte der Wiedertäufer nochmals. „Meine Mission geht dahin, diejenigen meiner Brüder, welche Ramberg belagern, anzufeuern und das Kloster Hirschfeld, wohin Wilhelmine von Kraneburg, geborene Ramberg, sich zurückgezogen hat, zu zerstören. Der Herr von Ravenhorst hat mir seine Hülfe versprochen.“

Hermann Schulte schüttelte den Kopf. „Was das anbelangt,“ sagte er, „so glaube ich nicht, daß er Wort halten wird. Nämlich so. Diese plötzliche Abreise kündigt nichts Gutes an. Glaubt mir, Herr Klopreis, er ist ein wüthender Papist; ich wette darauf, daß er dem Grafen Ulrich von Steigern Nachricht bringt über Euer Vorhaben, und daß sie Euch dann zusammen unter den Mauern des Klosters erwarten werden.“

„Ich verstehe nichts mehr von der Geschichte,“ murmelte Klopreis; „fast fürcht' ich, Ihr habet Recht.“

„Verlaßt Euch darauf, Herr Klopreis!“

Der Wiedertäufer sann einen Augenblick nach. „Ihr seid sonder Zweifel auf der richtigen Spur, Herr Wirth,“ sagte er sodann. „Dieser Ravenhorst hat sich offenbar nur aus dem Grunde so hastig entfernt, um mich zu verrathen. Teufel und alle Regimenter von Zion! Ich werde ihm aber zuvorkommen, und Hirschfeld soll in lichter Lohe stehen, wenn er anlangt!“

Klopreis eilte zur Stallung, sattelte schleunigst sein Pferd, führte es in den Hof und schickte sich eben an, dasselbe zu besteigen, als der Wirth ihn daran erinnerte, daß

er etwas vergesse. Auf die Frage: „Was denn?" antwortete Hermann Schulte: „Euere Zeche zu bezahlen."

„Bitte um Entschuldigung, Herr Wirth," versetzte der Wiedertäufer. „So — hier," fügte er hinzu und warf dem Wirthe zwei Goldstücke hin, „für mich und für Herrn von Ravenhorst."

„Welche Freigebigkeit!" scherzte Schulte.

„Ich übernahm für den Ritter diesen Auftrag," bemerkte Klopreis.

„Meinen Dank. Die Warnung, welche ich Euch gegeben habe, werdet Ihr, hoff' ich, was das anbelangt, in gutem Andenken bewahren."

„Ich bin Euch sehr dankbar für dieselbe."

Mit diesen Worten sprengte Klopreis im Galopp von dannen.

Hermann Schulte rieb sich die Hände. „Jetzt zu dem Andern, was das anbelangt," sagte er für sich; „jedes Schaf gibt seine Wolle, wenn man's nur zu scheeren weiß." Er begab sich in die Gaststube.

Wilfried von Wettringen hatte sich von seinem Staunen über die sonderbare Art, wie Ravenhorst ihn verließ, noch nicht erholt.

„Wißt Ihr wohl, Herr Ritter," fragte Hermann Schulte bei seinem Eintritt, „mit wem Ihr eben zu thun hattet?"

„Der Ritter?" fragte Wilfried zurück und deutete auf die Thüre, durch welche Ravenhorst verschwunden war. „An dem ist jeder Zoll ein Edelmann," fügte er hinzu.

„Was das anbelangt, so mögt Ihr das Euerige darüber denken," bemerkte der Wirth. „Nun also gut, — er ist aber der wüthendste Lutheraner in ganz Deutschland.

Nämlich so," fuhr er fort und erstattete dem Ritter von Wettringen in der ihm eigenthümlichen Weise ausführlich Bericht über die Unterhaltung Wilderich's mit Klopreis vor der Ankunft Wilfried's.

Herr von Wettringen wollte Schulte's Worten anfangs nicht glauben. „Ich habe unwiderlegliche Beweise von der Rechtgläubigkeit des Ritters," sagte er. „Er hat mir Documente vorgezeigt, welche keinem Zweifel Raum geben, daß er nicht ein guter Katholik sei."

„Und wenn er diese Documente gestohlen hätte, was das anbelangt? Wißt Ihr auch, wer der Fremde war, mit dem er sich, wie ich Euch eben erzählte, unterhalten hat? .... Der Wiedertäufer Klopreis war's!"

„Klopreis?!" wiederholte Wilfried leidenschaftlich.

„Johann Klopreis, der Wiedertäufer, was das an —"

„Klopreis?!" wiederholte Herr von Wettringen nochmals, und aus seinen Augen sprühten Haß und Zorn.

„Nun also gut, — er war in Person hier."

„Und wo ist der elende Hund geblieben?" schrie Wilfried mit donnernder Stimme.

„Fort ist er gleich dem andern Ritter."

Herr von Wettringen richtete jetzt noch mehrere Fragen an den Wirth. Dieser redete in unbestimmten Ausdrücken von Gefahren, welche das Kloster Hirschfeld bedrohten, ohne jedoch genauere Angaben zu machen, um sich nicht, falls die Sache auskommen sollte, geradezu mit Klopreis überwerfen zu müssen. Wilfried glaubte aus Schulte's Mittheilungen schließen zu dürfen, daß Ravenhorst ihn geschickt hintergangen habe, und daß derselbe gemeinschaftlich mit Klopreis, ehe sie sich nach Hirschfeld begäben, die

Mission, in welcher er an den Herrn von Reuslingen abgeschickt war, zu vereiteln suchen würden. Er stand eine Zeit hindurch mit gekreuzten Armen da und langte darauf in seine Geldtasche, um seine Schuldigkeit in's Reine zu bringen. „Ich habe keine Zeit zu verlieren, sondern muß um jeden Preis den Herrn von Reuslingen sprechen," sagte er zu sich selbst und warf das Geld für sein Abendbrod auf den Tisch.

„Der eine Dienst ist des andern werth, was das anbelangt," äußerte Hermann Schulte in unterwürfigem Tone. „Für meine Mittheilungen, Herr Ritter, werdet Ihr jedenfalls erkenntlich sein wollen..."

Wilfried zog ein Goldstück aus dem Geldtäschlein.

Nachdem der Wirth dasselbe gierig eingesäckelt hatte, begleitete er den Gast zu seinem „Marstall" und war dem Ritter beim Satteln und Aufsteigen behülflich. Das Roß hatte sich inzwischen verschnauft und trug Herrn von Wettringen mit Windeseile fort.

Hermann Schulte verriegelte, da er für heute keine Gäste mehr erwartete, das Hofthor und zählte, in die Küche zurückgekehrt, seiner Frau Christine leuchtenden Auges den neuen Erwerb vor; einen so guten Tag hatte er seit lange nicht gehabt. Unter den Goldstücken befanden sich zwei Münzen von nicht sonderlich feinem Gepräge, wie der Wirth erst jetzt bemerkte. Auf der einen Seite der Münzen standen die Worte Johannis: „Wer nicht geboren ist aus Wasser und Geist, der kann nicht eingehen" — auf der andern die Fortsetzung: „in das Reich Gottes. Denn es ist nur Ein rechter König über Alle, Ein Gott, Ein Glaube, Eine Taufe."

„Wird mir der Wiedertäufer Klopreis wohl gegeben haben," sagte er. „Nun also gut, — alles einerlei, ob vom König von Zion oder vom Kaiser Karl, wenn's nur klingt; der Pollak frißt alles!"

XXV.

Auf Schloß Reuslingen.

Das Schloß des Freiherrn Günther von Reuslingen lag in einer malerischen Gegend, welche von einem tiefen und steil eingeengten Bache durchflossen war, zu dessen beiden Seiten waldiges Gebirge, von abgrundartigen Thälern durchschnitten, emporstieg. An einem der Bergkegel hing, wie ein Adlerhorst, die alte Burg, deren Gründung in die ersten Zeiten des Mittelalters zurückging. Durch zahlreiche Generationen hindurch erbte sich der Rittersitz vom Vater auf den Sohn fort; wie er ihn von seinem Vorgänger empfangen hatte, so übergab der jedesmalige Stammhalter des Geschlechts ihn an seinen Nachfolger. So zeigte das Schloß denn noch immer die Physiognomie der alten Zeit, eine Bauart, welche von Jahr zu Jahr vor den architektonischen Neuerungen und den Fortschritten der Kriegskunst mehr und mehr verschwand. Rauh und ungeschlacht, wie das Land zu ihren Füßen, war auch diese Feudalburg. Der Fries des mit Eisenbeschlägen überladenen äußern Thores war mit einer Reihe von Wolfsköpfen und mit den Hauern erlegter Eber geschmückt. Kleinere Thürmchen schützten das Schloß auf allen Seiten; sie wurden hoch von der Warte überragt, die sich in ihrer Mitte erhob und einen Fernblick auf die

ganze Umgegend gewährte. Tag und Nacht saß ein Wächter dort oben und stieß beim geringsten verdächtigen Zeichen in das Horn. Um zum eigentlichen Schlosse zu gelangen, mußte man drei Gräben und eben so viele Zugbrücken passiren. Man kam dann in einen äußerst geräumigen viereckigen Hof, welcher den Marstall, den Brunnen und die Regenbehälter enthielt. Von hier aus sah man in die mit gewaltigen Eisenstangen vergitterten Kellerlöcher, unterirdischen Gewölbe und Gefängnisse. Auf diesen Hof mündeten oben die Fenster der herrschaftlichen Gemächer, die langen Hallen, in denen die reisigen Knechte lagen, die Waffensäle und die Rüstkammer. Das Dachwerk war rings mit Brustwehren umgeben. Statt der frühern Kriegswerkzeuge gähnten jetzt die Mündungen kolossaler Kanonen, des neu erfundenen schweren Geschützes, von den Plattformen des Schlosses. In der Mitte des Hofes erhob sich, von tiefen Gräben umgeben, der Schloßthurm, zu dem man wiederum mittels einer Zugbrücke gelangte. Die Mauern desselben waren, obwohl gleich jenen des Schlosses sieben Fuß dick, doch noch von unten bis zur mittlern Höhe mit einer eigenen Schutzmauer aus groben Steinblöcken umkleidet.

So sah das Schloß aus, zu welchem Wilfried von Wettringen am 16. Mai 1535 hinaufritt. Sobald der Wächter des Ritters ansichtig wurde, stieß er drei Mal in sein Horn, und als der Fremde am Fuße der Schloßmauern hielt, erscholl abermals ein lang gezogener Ton. Dann wurden die Zugbrücken niedergelassen, die Eisengitter aufgezogen, und Wilfried ritt in die Burg ein. Von einem Diener als Bote der Frau Emmelina angemeldet, wurde er sogleich von Herrn Günther von Reus-

lingen empfangen, der aus seinen niedergeschlagenen Blicken nichts Gutes ahnte. „Was gibt's auf Schloß Ramberg?“ fragte er ängstlich.

„Die edele Frau Emmelina, meine Herrin, befindet sich in großer Gefahr,“ antwortete Wilfried. „Das Schloß Ramberg ist von einer fanatischen Wiedertäuferbande umlagert, welche der Frau Emmelina und allen den Ihrigen Tod und Verderben droht. Meine Herrin bittet Euch deshalb um schleunige Hülfe, Herr von Reuslingen. Die Wiedertäufer verstärken sich noch immer, und sie verfügen über sehr beträchtliche Hülfsquellen. Die Frau Emmelina hat sich bis jetzt, ehe sie die Hülfe ihrer Freunde in Anspruch nahm, auf das tapferste gewehrt. Ohne Furcht stellte sie sich wiederholt an unsere Spitze und zwang die Wiedertäufer in muthigen Ausfällen zum Rückzuge. Aber die Sectirer kamen jedes Mal verstärkt zurück, und gestern machten sie unablässig wüthende Angriffe unter den Klängen ihrer fanatischen Gesänge. Die Besatzung des Schlosses ist auf die Hälfte zusammengeschmolzen, der Kriegsvorrath fast erschöpft, in die Schanzen sind schon Breschen gebrochen, der Feind gönnt den Vertheidigern keine Rast. Die Edelfrau von Kraneburg ist verloren, Herr von Reuslingen, wenn es Euch nicht noch gelingt, sie zu retten.“

Nach diesen Worten überreichte Wilfried einen Brief Emmelina's, worin dieselbe den Herrn von Reuslingen um Hülfe bat.

„Aus welchem Grunde wüthen die Sectirer denn so gegen das Schloß Ramberg?“ fragte Günther, als er das Sendschreiben gelesen hatte. „Sie haben die übrigen

Rittersitze bisher doch so ziemlich ungeschoren gelassen und ihr Unwesen auf die Städte beschränkt."

Wilfried antwortete: „Der Freistuhl zu Gemen hatte den Wiedertäufer Schlachtschap, einen nahen Freund des sogenannten Königs von Zion, schon vor ungefähr zehn Jahren wegen eines schweren Vergehens zum Tode verurtheilt. Doch war es bis jetzt den Freischöffen nicht gelungen, des Vervehmten habhaft zu werden; er soll sich lange Jahre in Holland versteckt gehalten haben. Genug, er tauchte nicht eher wieder auf, als da die Wiedertäufer sich in Münster festgesetzt hatten. Unter den sieben und zwanzig Aposteln, die der Schneiderkönig, wie Ihr wißt, unlängst ausschickte, um den Sectirern neuen Anhang zu werben, befand sich auch dieser Schlachtschap. Derselbe kam auf seiner Bekehrungsreise nach Ramberg und versuchte seine Kunst bei den benachbarten Bauern, welche er unten im Dorfe versammelte. Dort stand er auf einem Holzblock und schrie, unter rasenden Geberden und fürchterlichen Augenverdrehungen: »Thuet Buße und bekehret euch; denn die Barmherzigkeit des Vaters hat ihr Ende erreicht! Schon ist die Axt an die Wurzel gelegt, und jeder Baum, der nicht gute Früchte trägt, soll umgehauen werden, spricht der Herr. Nehmet unsern Frieden an, oder ihr werdet zu Grunde gehen!« Der wahnwitzige, mit Rednertalent begabte Eiferer erhielt in der That eine Anzahl Proselyten unter den Bauern, denen das in Aussicht gestellte ungebundene Leben bei freier Zeche und lustigen Weibern gefallen mochte. Als Frau Emmelina jedoch von den Vorgängen unter den Bauern hörte, schickte sie an den Schlachtschap sofort einen Reisigen ab mit der Weisung, das Ramberg'sche Gebiet ohne Verzug zu ver-

lassen. Statt zu gehorchen, fuhr der Sectirer gegen den Adel los, stellte sich an die Spitze der von ihm aufgestachelten Bauern, vertrieb den Pfarrer des Dorfes nach mehrfachen Mißhandlungen aus dessen Wohnung und wollte nun die übrigen Einwohner mit Gewalt zwingen, sich wiedertaufen zu lassen. Zugleich sandte er der Frau Emmelina die Aufforderung zu, »sich zu bekehren« und ihm, dem »Apostel der Wahrheit« zu huldigen, widrigenfalls werde er sie gewaltsam dazu nöthigen oder sie in den Abgrund der Hölle hinabsenden. Die Edelfrau war nicht gemeint, derartige Ungebühr sich ruhig gefallen zu lassen."

„Da soll der Teufel nicht drein fahren!" warf Günther ein.

„Frau Emmelina schickte also einen Trupp Reisiger aus, um den Wiedertäufer einzufangen. Da entwich dieser, um kurz darauf mit einem Haufen seiner Parteigänger wiederzukehren, denen die aufrührerischen Ramberg'schen Bauern sich anschlossen. Sodann ging der Elende zu den äußersten Gewaltthaten über, plünderte die Katholiken des Dorfes und der Umgegend, zündete die Ramberg'schen Meierhöfe an, tödtete mehrere Personen und versuchte sogar, sich des Schlosses zu bemächtigen. Frau Emmelina stellte nun alle ihre Mannen auf die Beine, und die Wiedertäufer wurden versprengt, Schlachtschap selbst verfolgt und ergriffen. Da stellten sich auf Schloß Ramberg drei Freischöffen ein und heischten von Frau Emmelina im Namen der Vehme Schlachtschap's Auslieferung. Meine Herrin konnte sich diesem Ansinnen natürlich nicht widersetzen; auch war eine harte Züchtigung des Fanatikers eine Pflicht der Selbsterhaltung für sie. Jedoch mochte sie das Blutgericht an dem Unglücklichen

nicht eher vollzogen sehen, als bis man denselben vorher auf andere Gedanken zu bringen versucht hätte. Sie beauftragte mit diesem Versuche den Schloßcaplan von Ramberg. Schlachtschap aber breitete seinen Prädicantenmantel auf der Erde aus und warf eins von den Goldstücken darauf, die er gleich den andern Aposteln vom König Johann bei seiner Abreise aus Münster zu diesem Zwecke empfangen hatte. Dabei rief der Fanatiker: »Ich bin gesandt vom Vater, um euch anzukündigen den Frieden. Wofern ihr ihn annehmt, so stellt all euer Gut der Gemeinde zur Verfügung; weist ihr ihn zurück, so werde ich mit diesem Goldstücke Zeugniß ablegen wider euch vor Gott, daß ihr halsstarrig zurückwieset den Frieden, den er euch anbot. Jetzund ist die Zeit gekommen,« fuhr er fort, »da der Vater auf Erden nur noch die Gerechtigkeit dulden wird. Wann der König sie wird hergestellt haben, dann wird Jesus Christ das Regiment in des Vaters Hände zurückgeben.« Einer von den Anwesenden frug ihn, ob die Gerechtigkeit nach seinen Begriffen vielleicht darin bestehe, seine Doctrin durch Gewalt, Raub und Plünderung Andern aufzudrängen. »Die Mission der Wiedertäufer,« entgegnete er, »besteht darin, alle Gottlosen auszurotten, um das Reich der Glückseligen vorzubereiten, darin sie allein herrschen werden.« Man befragte ihn um sein Leben und um seine Grundsätze. »Unsere Doctrin,« antwortete er, »lehrt, daß man sich nur richten darf nach den im Gebet empfangenen Offenbarungen; sie schafft alle kirchlichen und politischen Gesetze ab, verwirft die Sacramente und den äußern Cult der Religion. Wir behaupten, daß die Taufe der Kinder nichtig ist; Alle, welche in unsere Gemeinde eintreten, müssen sich wiedertaufen lassen.

Alle Aemter, Würden und Standesunterschiede müssen auf Erden verschwinden; alle Güter und Besitzthümer müssen gemeinsam sein. Alsdann werden die Menschen unabhängig, frei und glücklich werden.« Unter anderm behauptete er auch, es gebe eigentlich in Summa nur vier Propheten, zwei wahre und zwei falsche; die beiden wahren seien David Joris [1]) und König Johann von Leyden, und die beiden falschen seien der Römische und der Wittenberger Papst. »Luther«, fügte er hinzu, »ist noch schlimmer als der Papistenpapst.« Ferner meinte er, alle Kirchen und Gotteshäuser seien ein Greuel in den Augen des Vaters und müßten deshalb durch die Kinder des Lichts profanirt werden. Denn der Herr wohne »nicht in Tempeln, aus Menschenhänden gemacht«.

Der Ritter von Wettringen erzählte weiterhin, das Verhör habe sehr lange gedauert, aber Schlachtschap sei auch keinen Augenblick in seinem Fanatismus wankend geworden. „Man fragte ihn schließlich," fuhr er fort, „was er thun würde, wenn man ihn freilasse. Er antwortete, daß er getreulich ausführen werde das Apostolat, welches der Prophet Gottes ihm anvertraut habe. Alle Versuche des Schloßcaplans, den Zeloten eines Bessern zu belehren, scheiterten an der fabelhaften Verbissenheit und Schwärmerei dieses Menschen. Da vollzogen denn endlich die drei Freischöffen ihr blutiges Amt, »daß man den Ver-

[1]) David Joris, ein Glaser aus Delft in Holland, war einer der Apostel Jan's von Leyden, die in Osnabrück auftraten. Er wurde hart verfolgt, gestäupt und des Landes verwiesen, gelangte aber später zu großem Ansehen unter der Secte; es gab sogar eine eigene Partei der Joristen, der es gelang, nach Niederwerfung der Anabaptisten in Münster, die verschiedenen Parteien auf einige Zeit zu sammeln.

vehmten nehmen soll und hängen ihn an einen Baum zwischen Himmel und Erde.« Unmittelbar vor dem Ramberg'schen Burgthor wurde er aufgeknüpft. Bis zum letzten Augenblick spie er Verwünschungen aus gegen den Papst, die Klerisei, den Adel und das Vehmgericht. Die von ihm irregeleiteten Bauern aber nahmen sich ein Exempel an ihm und entsagten der Wiedertäuferei oder verhielten sich wenigstens ruhig. Uebrigens wurde unter ihnen Niemand belästigt. Der Tod Schlachtschap's hat nun die Sectirer und namentlich ihren Schneiderkönig in Feuer und Flamme gebracht, und sie haben der Frau Emmelina unversöhnliche Rache geschworen."

„Das ließ sich erwarten," murmelte Günther.

„Hättet Ihr denn etwa anders gehandelt, Herr von Reuslingen?" fragte Wilfried.

„Doch nicht, obwohl dieser Schlachtschap nicht zu hart bestraft worden wäre, wenn man jenen andern Spruch der Vehme an ihm vollzogen hätte, welcher jeden Freischöffen trifft, der die Heimlichkeit oder Losung der heimlichen Acht oder irgend etwas davon in die Gemeine brächte oder unwissenden Leuten einige Stücke davon, groß oder klein, sagte: »Den sollen die Freigrafen oder Freischöffen greifen unverklagt und binden ihm seine Hände vorne zusammen und ein Tuch vor seine Augen und werfen ihn auf seinen Bauch und thun ihm einen dreisträngigen Strick um seinen Hals und hängen ihn sieben Fuß höher, als einen verurtheilten, vervehmten missethätigen Dieb.« Wer ist der Anführer der Belagerer von Ramberg?"

„Jener Schurke, der die Frau Emmelina und Wilhelmine vor zehn Jahren verrätherisch überfiel und ent-

führte, der Abenteurer Klopreis, welcher ebenfalls zu den anabaptistischen Aposteln gehört."

„Bei Sanct Georg und allen Heiligen des Paradieses!" rief Günther, „ich will die Plane dieses Bösewichts zu Schanden machen. Er soll baumeln, wie sein Freund Schlachtschap, wenn ich ihn erhasche!"

„Dies Schicksal hätte ihn wohl längst schon getroffen, wenn er nicht bei all seiner Gemeinheit so feig wäre. Während nämlich seine Mitapostel im Münsterlande predigend umherzogen und bis auf wenige von der weltlichen Obrigkeit enthauptet wurden, hielt Klopreis sich klüglich in der Nähe von Münster verborgen und kehrte, als er das tragische Ende seiner Gesellen erfahren hatte, in die Stadt zurück. Dort gab er an, er komme aus weiter Ferne, nur durch ein Wunder des Himmels sei er dem Martyrtode entgangen. Jan von Leyden hielt ihn nun am tauglichsten dazu, den Tod seines Freundes Schlachtschap zu rächen, und übertrug ihm deshalb die Expedition gegen die Frau von Kraneburg. Unglücklicherweise ist zugleich mit dem Schlosse Ramberg auch das Kloster Hirschfeld, in welchem, wie Ihr wißt, Frau Wilhelmine sich aufhält, in Gefahr. Ganz sicher freilich weiß ich es nicht; jedoch habe ich Grund, es zu fürchten." Und Wilfried erzählte, was Hermann Schulte ihm mitgetheilt hatte, sowie die plötzliche Abreise Wilderich's von Ravenhorst und des Anabaptisten Klopreis.

„Kein Zweifel, daß Hirschfeld bedroht ist," erklärte hierauf Günther von Reuslingen. „Klopreis betrachtet die Uebergabe Ramberg's als selbstverständlich und denkt, daß seine Leute dort ohne ihn fertig werden können. Er wird deshalb bei der Erstürmung des Klosters selbst zu-

gegen sein wollen. Erst vorgestern noch hörte ich, daß die Sectirer sich haufenweise in jener Gegend gezeigt hätten. Offenbar haben sie irgend einen Handstreich vor, welchen Klopreis leiten wird. Was ist da zu machen?"

Während Beide auf einen Ausweg sannen, ertönte das Horn des Thurmwarts. Es dauerte nicht lange, so trat ein Diener ein und bot dem Burgherrn auf einem silbernen Teller einen mit Soliman's Siegel versiegelten Brief dar. Günther, an welchen er gerichtet war, entfaltete ihn neugierig und las folgende Zeilen: „Wofern Ihr etwa vernehmt, das Kloster Hirschfeld sei in Gefahr, so seid um dessentwillen sonder Sorge: Herr Ulrich von Steigern weiß um alles, und es wird Wilhelminen an Vertheidigern nicht fehlen. Eilt vielmehr mit all' Euern Reisigen nach Ramberg. Die Zeit drängt. Schrieb's: Wilderich von Ravenhorst."

„Wer hat den Brief überbracht?" frug Günther.

„Ein Bauer," antwortete der Diener. „Er ruht sich unten aus."

„Führ' ihn sogleich herein!" befahl Reuslingen.

„Wer hat dir den Brief übergeben?" fragte er den Bauern, als dieser eingetreten war.

„Ein großer Rittersmann auf einem schwarzen Hengst," versetzte der Bauer. „Er war heute Morgen in aller Herrgottsfrühe bei mir und sagte, daß der Brief große Eil' habe. Auf Antwort braucht' ich nicht zu warten, sagt' er."

„Hat er dir sonst nichts gesagt?"

„Ja," antwortete der Bote zögernd, „er hat mir drei Gulden gegeben für das Ueberbringen. Er werde heute noch alles gewahr, sagt' er, und wofern der Brief nicht früh

genug überkomme, wollt' er mir das Fell waschen, wie mir's sicher nie geschehen wäre, sagt' er. Ich bin gerannt wie ein Pferd und schwitze wie ein Pferd; das könnt Ihr wohl sehen, Herr!" Im Uebrigen war an dem Bauern nichts Verdächtiges. Reuslingen entließ ihn deshalb mit der Weisung, man solle ihm unten Fleisch und eine Kanne Bier geben.

„Was haltet Ihr von dem Briefe?" wandte Günther sich an Wilfried, als sie wieder allein waren. „Mir erscheint er sehr verdächtig, indem er offenbar bezweckt, mich von Hirschfeld abzulenken."

„Für verdächtig halte auch ich dieses Schlangenei," entgegnete Wilfried von Wettringen. „Ich glaube jedoch, daß der Kniff etwas anders angelegt ist. Daß Ramberg verloren sei, gilt den beiden Cumpanen als ausgemachte Sache und darum schicken sie Euch dorthin. Ramberg ist aber noch nicht verloren, wenn wir stracks aufbrechen. Um nun aber das Kloster Hirschfeld desto sicherer zu überrumpeln, suchen die Schurken zu hindern, daß Ulrich von Steigern dahin ziehe, und ich möchte fast eine Wette eingehen, daß sie an Herrn von Steigern die Nachricht gesandt haben, Ihr würdet dem Kloster zu Hülfe kommen, er möge nach Ramberg aufbrechen. So hoffen sie euch beide unschädlich zu machen. Ihr müßt Euch rasch entschließen, Herr von Reuslingen. In Ramberg ist die Noth am größten augenblicklich. Mir scheint, es wäre das Gerathenste, daß Ihr auf der Stelle einen Eilboten an Herrn Ulrich von Steigern abschicktet mit der Bitte, den Entsatz des Klosters Hirschfeld zu übernehmen, während Ihr selbst mit mir sofort nach Ramberg aufbrecht."

Günther stimmte dieser Vermuthung nach kurzem Nachdenken bei. Er sandte einen Eilboten an Ulrich von Steigern und trat dann selbst, an Wilfried's Seite, mit seinen Reisigen die Fahrt gen Ramberg an. Unterdessen war es Nacht geworden.

XXVI.

Eine Heldin.

Eine düstere Nacht. Wolkenberge lagen am Himmel aufgethürmt und verhüllten den Mond. Aber trotz den Schwierigkeiten, welche die Finsterniß schuf, war der kleine Reitertrupp schon weit vom Schlosse Reuslingen entfernt, als das Frühroth den Osten durchflammte. Nach einem kurzen Halt wurde die Fahrt fortgesetzt. Den ganzen Tag hindurch ging es im Trabe weiter; kaum gönnte man sich die nöthige Zeit, um die Pferde ausruhen zu lassen. Wilfried von Wettringen drängte mit schwer zu beschreibender Aengstlichkeit zur Eile, da er befürchtete, es möchte die bei seiner Abreise schon drohende Katastrophe bei seiner Heimkehr über Ramberg bereits hereingebrochen sein.

Mit Sonnenuntergang erreichten die Krieger eine Anhöhe, von welcher aus man Frau Emmelina's Schloß erblickte. Noch ragte dasselbe mit seinen stolzen Zinnen himmelan; aber die Wiedertäufer umzingelten es eben jetzt und stürmten mit rasendem Getöse und Geheul wider die Mauern.

„Gott sei Dank!" rief Wilfried; „Ramberg ist noch nicht gefallen!"

„Aber heiß entbrannt ist der Streit," versetzte Günther, mit kundigem Auge den Kampfplatz überschauend. „Manche Schlacht und manchen Sturm habe ich mitgemacht in meinem Leben; doch solch' wahnwitzige Verwegenheit und solche Blutgier sind mir neu. Bei Carol's Hauschwert! Diese Flegel geberden sich ja wie wüthende Hunde!"

„Es sind die rasendsten Fanatiker der ganzen Secte; Racheburst und satanische Wuth verzehren sie."

„Daß sie so zahlreich wären, hätt' ich nicht gedacht."

„Ich sagte Euch ja, daß alle Sectirer der Umgegend sich als eben so viele Raubvögel auf Ramberg gestürzt haben. Seit meiner Abreise haben sie, will mir bedünken, noch Zuwachs erhalten. Aber eilen wir, eilen wir! Es scheint fast, als ob die Burginsassen zurück zu weichen beginnen."

„Vielleicht verdoppelt unser Erscheinen der Freunde Muth."

Mit diesen Worten gab Günther seinem Roß die Sporen; desgleichen Wilfried und die Reisigen. Mit verhängten Zügeln sprengten sie in das Thal hinab, welches sie noch von Ramberg trennte; sie brannten vor Begierde, an dem Kampfe Theil zu nehmen und den Feind die Wucht ihrer Waffen fühlen zu lassen.

Die Anabaptisten, wenigstens zweitausend an Zahl, schonten sich nicht; wie Dämone stürmten sie wider die Schanzen und kletterten an den Leitern hinauf, die Meisten mit bloßen Köpfen und nackten Armen. Flüche und haarsträubende Drohungen waren ihr Schlachtgesang. Alles drängte auf eine Bresche zu, die sie mit ihren Sturmwerkzeugen gebrochen hatten. Der Kampf dauerte augen-

scheinlich schon mehrere Stunden; denn hin und wieder lagen ganze Haufen von Leichnamen und Verwundeten in ihrem Blute am Boden. Von Zeit zu Zeit ließen die Sectirer auf einige Minuten von ihrer Zerstörungsarbeit ab, um Athem zu schöpfen und den Streit mit erneuter Wuth wieder aufzunehmen.

Die Belagerten vertheidigten sich mit dem Muthe der Verzweiflung, indem sie den Feinden die Bresche Fuß für Fuß streitig machten und dieselben kräftig zurückstießen. Andere standen oben auf der Mauer und schleuderten die auf Sturmleitern Emporkletternden in die Tiefe, tödteten sie und zerschmetterten die Leitern; noch wieder Andere gossen siedende Flüssigkeiten auf die Feinde.

Unglücklicherweise waren die Ramberg'schen an Zahl sehr zusammengeschmolzen, und ihre Kräfte ließen in Zwischenräumen auf kürzere oder längere Zeit nach, obwohl ihr Muth ungebrochen war. Dann aber erschien jedes Mal in ihren Reihen ein Krieger, aus dessen Helm das Haupthaar lang herabfloß und dessen Waffenrock bis auf die Kniee reichte. Die fliegenden Kleider zeigten beim ersten Blick, daß es ein Weib war, — wir erkennen Frau Emmelina darin wieder. Sie hielt ein kurzes Schwert in der Hand und wandte eine unermüdliche Thätigkeit auf. Ihre bloße Erscheinung und die wenigen Worte, welche sie an ihre getreuen Mannen richtete, belebten den Muth Aller auf's neue, und der Kampf begann hitziger als zuvor.

Als die Reusling'schen Reisigen die Edelfrau bemerkten, sprach Wilfried zu Günther: „Dort seht Ihr die Frau Emmelina von Kraneburg, sie trotzt der Gefahr wie der zagloseste Ritter: die Erste und die Letzte ist sie auf der Schanze."

„Ein heroisches Weib!“ rief Günther voll Bewunderung aus. „Wir retten Emmelina oder wir sterben mit ihr!“

Um die Anabaptisten in Verwirrung zu bringen, befahl er seinen Trompetern, aufzuspielen. Die Sectirer beantworteten diese kriegerischen Töne mit wildem Geschrei. Weit entfernt, sich einschüchtern zu lassen, rannten sie wie wilde Thiere gegen die Mauern und gegen die Mannen an der Bresche. Nur mit dem äußersten Kraftaufwande drängten die Ramberg'schen Krieger sie zurück. Endlich jedoch wichen die Anabaptisten und machten Miene, für heute von der Fortsetzung des Sturmes abzulassen. Schon freuten sich Herr von Reuslingen und die Seinigen der Waffenruhe, die den Belagerten winkte, und sie hofften, dieselbe zu einem Versuche, um auf das Schloß zu gelangen, mit Glück benutzen zu können.

Aber ihre Freude war nur von kurzer Dauer. Bald stießen die Wiedertäufer ein brüllendes Triumphgeschrei aus, ließen auf fast allen Punkten vom Angriffe ab und machten eine Bewegung, deren Bedeutung dem Reuslinger Ritter sogleich klar war: eine dichte Rauchwolke quoll in die Luft und hüllte binnen Kurzem das halbe Schloß ein. Dann züngelten die Flammen mitten aus dem Gebäude empor, beleckten die Mauern und Thürme und warfen ihren gräßlichen Widerschein am Himmel.

„Die Elenden!“ rief Wilfried, rasend vor Schmerz, „sie haben das Schloß angezündet. Ha! sieh da, dort an der Bresche! Sie steigen hinüber. Und dort, dort, seht Ihr? Meine edele Herrin! Sie sieht uns, gibt uns Zeichen ihrer Herzensangst...“

„Wahrhaftig!“ fiel Günther ein. „Vorwärts, Gesellen! Die verdammten Unholde sollen die Spitze unserer Lanzen fühlen!“

Aber der Trupp kam zu spät. Als er unten bei den Ramberg'schen Schanzen anlangte, umhüllten die Flammen vollständig den Herrensitz, dessen Vertheidiger einer nach dem andern fielen und so den Anstürmenden freies Feld ließen. Günther und seine Reisigen griffen die Wiedertäufer mit schier beispielloser Wuth an. Um den Stoß aufzufangen, hatten die Feinde sich hastig zusammengerottet und bildeten eine von Piken, Sensen, Aexten und Schwertern starrende Menschenschanze. Günther's Reisige warfen in ihrem Ungestüm leicht die vordersten Reihen des Feindes und drangen in das Innere der dicht geschlossenen Phalanx ein; aber obgleich alle ihre Streiche tödtlich waren, gelang es ihnen doch nicht, die Wiedertäufer in die Flucht zu schlagen. Diese warfen sich vielmehr in ihrem blinden Fanatismus unter die Rosse und sangen, schon von denselben niedergetreten, noch ihre wilden Hymnen bis zum letzten Athemzuge. Die Verwundeten schleppten sich, auf den Knieen kriechend, weiter und ließen nicht ab, zu fechten; sie stachen die Pferde mit dem Spieß in die Brust oder hieben ihnen mit dem Schwerte die Kniekehlen entzwei. Dabei entflammten sie sich gegenseitig mit begeisterten Worten, zu sterben für den Vater, der ihnen ihr Martyrthum mit ewigen Freuden vergelten werde. So steigerte ihre Wuth sich bis zum Paroxismus.

„Was seh' ich?“ rief plötzlich Günther Herrn von Wettringen, der an seiner Seite kämpfte, zu. „Die Hunde versuchen, das Dach des Thurmes anzuzünden, in den Frau Emmelina mit den Letzten der Ihrigen sich geflüchtet hat.“

Reuslingen täuschte sich nicht: die Wiedertäufer hatten die Edelfrau in diesen am höchsten gelegenen Zufluchtsort zurückgedrängt und, aus Furcht, sie nicht so bald zur Ergebung zwingen zu können, suchten sie das Dach durch Pfeile, die Zündmaterial an der Spitze trugen, in Brand zu setzen. Es gelang nur zu bald. Rasch verbreitete sich das Feuer. Die Reisigen, welche oben standen, stiegen in das Innere hinab; dagegen erschien gerade jetzt Frau Emmelina auf der Zinne. Allein, hoch aufgerichtet und stolz stand sie da und schwang ihr Schwert, als wolle sie den Flammen Trotz bieten.

Wie eine Horde leibhaftiger Teufel hausten die Anabaptisten; die Einen schürten und nährten unabläßig das Feuer an den noch stehenden Gebäuden, die Andern führten höllische Tänze auf.

Die Kämpfenden verdoppelten bei diesem Anblick ihre Anstrengungen, bis sie durch ein furchtbares Gekrach und Getöse unterbrochen wurden: das Dach des Schloßthurms war eingestürzt; ein schwarzer Rauch qualmte empor. Nach wenigen Minuten brach die Flamme wieder durch und färbte die umliegenden Berge und den schwarzen Nachthimmel mit ihrem Widerscheine blutigroth. Nach einer kurzen Pause wurde der Kampf zwischen den Sectirern und den Günther'schen Reisigen fortgesetzt. Die Letztern stritten jetzt nicht mehr für Frau Emmelina, sondern für ihr eigenes Leben. Die Wiedertäufer, ermuthigt durch den schon errungenen Erfolg, entfalteten einen unwiderstehlichen Eifer. Mit düsterm Grimme wehrten sich die Reuslinger, nur darauf bedacht, einen Ausweg zu gewinnen. Aber der verhängnißvolle Ring, in welchem sie eingeschlossen waren, verengte sich immer mehr. Ueber die

Hälfte der Reisigen war niedergehauen oder kampfunfähig. Das übrig gebliebene Häuflein glich einem von entfesselten Sturmwogen umbrandeten Inselchen in der Meereswüste.

Keine menschliche Kraft vermochte Günther und die Seinigen aus den Händen der Sectirer zu retten, — sie standen ihrer fünfzig gegen zweitausend. Endlich waren nur noch zwanzig Reisige übrig, und da fielen auch Günther und Wilfried in die Gewalt der Feinde, nachdem sie vergebens in deren Reihen den Tod gesucht hatten.

Um Mitternacht war das Feuer erloschen, nachdem es alles Brennbare verzehrt hatte. Die Keller und die übrigen gewölbten Räume des Schlosses hatten durch den Brand keinerlei Schaden gelitten — zur großen Freude der Anabaptisten, welche die Vorrathskammern von adeligen Burgen oder von Stiftern und Klöstern niemals mit ihrem Besuch zu beehren unterließen, wenn ihnen — mit Glimpf oder Schimpf — der Zutritt zu denselben frei stand.

Nachdem sie mit Gesang und Citherspiel ihren Sieg und die Gefangennahme der Erzpapisten Günther und Wilfried gefeiert, gaben sie sich an's Plündern. Aller Mundvorrath des Schlosses wurde hervorgeschleppt; den Fässern schlug man den Boden ein und nun begannen die Sectirer, von rauchenden Trümmern, Blutlachen und Leichnamen umgeben, ein langes, scheußliches Gelage.

Klopreis, welcher sich vom Schlosse Ramberg nach dem Kloster Hirschfeld begeben, hatte die Leitung der Belagerung einem seiner Hauptleute, nämlich jenem Ballenberger Wirthe Georg Metzler übertragen, der uns aus dem

Bauernkriege bekannt ist. Keiner von den Sectirern konnte mit ihm wetteifern an der Tafel; als er nach Herzenslust getrunken hatte und die bacchantischen Kobolde des Traubengeistes, in die feuchten Dunstschleier des Blutes, welches Hof und Haide röthete, gehüllt, sein Gehirn erhitzten, erhob er sich und sprach zu seinen Zechbrüdern: „Im Vater geliebte Brüder! Jetzo ist die Zeit gekommen, uns zu zerstreuen und fröhlich zu sein, spricht Jehova. Wo sind die Gefangenen?“

Günther von Reuslingen und Wilfried von Wettringen lagen, hart geknebelt, in einer Ecke der Mauer, wo sie von einem Haufen Sectirer, der sie mit den widerwärtigsten Unbilden und Beleidigungen aller Art überschüttete, bewacht wurden. Man führte sie jetzt unverzüglich vor Georg Metzler, den Hauptmann. Die Haltung Günther's war stolz, hochfahrend, ja höhnisch. Bleich und düster nahte Wilfried. Der Gedanke an das grausige Ende seiner Herrin, von der er nichts anderes voraussetzte, als daß sie in den Flammen ihren Tod gefunden, brach ihm das Herz; und doch war ihm dieser Gedanke tröstlicher, als sie in der Gewalt der unerbittlichen Fanatiker zu wissen.

Georg Metzler ließ seinen Blick — es war der eines Raubthiers, das seine Beute unentrinnbar in den Krallen hält — langsam über die beiden Gefangenen gleiten und strich seinen fuchsigen Gabelbart. „Es ist doch verflucht schade, daß wir dieses verdammte alte Weib von Kraneburg nicht lebendig erwischt haben,“ kollerte er hervor; „das wär' ein Spaß gewesen für unsern König von Zion und unsere Freunde in Münster!“

„Die mögen sich damit trösten, daß die verhärtete Papistin anitzt brät im Pfuhle, der von Pech und Schwefel brennt,“ meinte einer der umstehenden Wiedertäufer.

„Das aber soll, als freudige Mär, Se. Majestät wenigstens aus unserm Munde vernehmen, daß wir mit der Ausführung des Bluturtheils an der Ketzerin den Anfang gemacht haben,“ prahlte der ehemalige Ballenberger Schenkwirth weiter. „Einen bessern Scheiterhaufen, als sie gehabt hat, konnte sie nicht verlangen, die fürnehme Dame, haha! Schlachtschap's Tod aber,“ fügte er feierlich und gewichtig hinzu, „ist gerächt!“ Dann wandte er sich gegen Günther mit den Worten: „Jetzt ist die Reihe an dir, grauer Sünder!“

Reuslingen schwieg; unverkennbare Verachtung aber sprach aus seinen Zügen.

„Ueber dich und dein Schicksal wird Se. Majestät der König von Zion aus der Kraft der Stadt Münster bestimmen!“

Günther beharrte in seinem Schweigen; kein Muskel seines Gesichts bewegte sich.

„Und du,“ redete Metzler den Ritter von Wettringen an, „standest du nicht in Ramberg'schen Diensten?“

Wilfried antwortete mit einem lakonischen Ja.

„Auf Gnade rechne nicht!“ drohte der Hauptmann.

„Schmiergeselle!“ versetzte Wilfried. „Ich kenne dich so gut wie die Strauchdiebe, welche deinen Befehlen gehorchen. Wisse, es hat an mir wahrlich nicht gelegen, daß meine edele Herrin nicht gerettet wurde und daß du nicht am Schandpfahl baumelst, wie du's tausendfach verdient hast!“

Zornesgluth blitzte in Metzler's Katzenaugen. „Du bist ein Schurke, du bist ein Schächer," rief er; „du bist mitschuldig — und nicht zum kleinsten Theile, wie man mir erzählt hat — an dem unmenschlichen Martertode des berühmtesten unserer Apostel. Du hast die Reisigen befehligt, welche Schlachtschap gefangen nahmen ...."

„Allerdings," fiel Wilfried bitter lächelnd ein, „und ich rühme mich dieser That, welche ich für die schönste und verdienstlichste meines Lebens halte."

„Auf der Stelle einen Strick her!" raste Metzler, grimmig empört über des Ritters stolzen und höhnischen Ton.

Seinem Worte wurde unverzüglich willfahrt. Schon näherte ein Wiedertäufer den tödtlichen Hanf dem Halse Wilfried's. Metzler aber wehrte dem Uebereifrigen. „Keine Ueberstürzung!" sagte er. „Ich muß zuvor Kenntniß nehmen von einem Schriftstück, welches Klopreis mir bei seiner Abreise übergeben hat." Der Hauptmann zog ein Pergament hervor, rollte es auf und las was folgt: »Man soll sie greifen unverklagt und binden ihnen die Hände vorne zusammen und ein Tuch vor ihre Augen und werfen sie auf den Bauch und reißen ihnen die Zunge aus und thun ihnen einen dreisträngigen Strick um den Hals und hängen sie sieben Fuß höher als einen missethätigen Dieb!« „So will der König von Zion, daß man verfahre mit den Rambergischen Gefangenen. An's Werk also!" commandirte Georg Metzler.

Die Wiedertäufer führten den Ritter von Wettringen zu einer halb niedergestürzten Mauer.

„Verbindet ihm die Augen!" befahl Metzler. Als man sich nach einem Tuch umsah, rief er: „Reißt sie ihm

meinethalb aus; 's geht eben so rasch, und der Sinn der Sentenz wird erfüllt."

Die Anabaptisten vollzogen diesen Befehl sammt den übrigen Vorschriften des Erkenntnisses mit wilder Freude. Wilfried überstand muthig die gräßlichen Qualen; kein Laut der Klage kam über seine Lippen. Reuslingen, welcher Augenzeuge dieser Torturen sein mußte, knirschte vor Zorn über seine Machtlosigkeit. Während man einen Holzpflock in die geborstene Thurmmauer schlug, richtete einer der Sectirer seine Augen himmelan und rief: „O Schlachtschap, du im Schooße nun des ewigen Vaters, sieh' herab und frohlocke, dieweil der Rache Stunde schlug!"

Kaum waren diese Worte von den Lippen des Fanatikers, da tauchte mitten aus dem Schutte eine menschliche Gestalt auf und richtete sich langsam vor den Wiedertäufern empor. Entsetzt wich die Mehrzahl derselben zurück, und Mehrere nahmen sogar Reißaus. Die Erscheinung streckte, als sie völlig aufrecht dastand, ihre Hände nach dem unglücklichen Ritter von Wettringen aus.

„Bist du Schlachtschap der Heilige, den wir so eben anriefen?" fragte Metzler.

Das Phantom schüttelte die mit Asche und Staub bedeckten Kleider und wischte das durch Rauch geschwärzte Gesicht ab. Nun erkannte man ein Weib in Kriegerkleidung. „Schlachtschap bin ich nicht," antwortete die Kriegerin langsam und mit fester Stimme. „Ich bin jene, die ihr so gern in Euerer Gewalt hättet — Emmelina von Kraneburg!«

Erstaunt kamen die Anabaptisten wieder näher und hefteten ihre Blicke auf die Edeldame.

Diese richtete sich abermals stolz empor und sprach: „Ich übergebe mich euch. Nehmt mein Leben, aber schont meine treu ergebenen Diener. Sie waren nur die Werkzeuge zur Gefangennahme Schlachtschap's, dessen Tod zu rächen ihr vorgebt; ich allein habe alles befohlen und angeordnet."

Ein Gemurmel lief durch die Reihen der Wiedertäufer. „Es ist wahrhaftig die alte Papistin!" Diese Zeitung flog von Mund zu Mund, und immer mehr Wiedertäufer drängten sich herzu und betrachteten die Edelfrau mit haßsprühenden Augen. Einzelne versuchten auch, sie zu berühren, um sich zu versichern, daß sie es mit keinem Gespenst zu thun hätten. Frau Emmelina stieß diese mit Verachtung zurück. „Laßt mich," sagte sie, „vergreift euch nicht an einer Frau. Wo ist euer Hauptmann?"

„Der sieht dich schon lange," antwortete Metzler, welchem die Bestürzung ebenfalls bis jetzt die Zunge gelähmt hatte. „Der Höllengrund hat dich also ausgespieen aus seinen tiefsten Schlünden?" fuhr er mit rauher Stimme fort. „Satan wollte dich nicht eher als ebenbürtig anerkennen, denn bis du auf Erden die verdiente Strafe für deine Greuelthaten empfangen hättest?"

„Schmähung ist niederträchtiger Memmen Art!" entgegnete Emmelina.

„Aha, selbst im Staube noch bäumst du dich übermüthig auf, elender Wurm?" rief Metzler. „Rede, sprich: wie entgingst du dem Flammentode?"

„Was scheert das dich?... Warte deines Amtes! Ich fordere von dir, — Mann, ich beschwöre dich, nicht an Unschuldigen dich zu vergreifen!" Und sie deutete auf Günther und Wilfried.

„Versteh' ich recht, so verlangst du die Begnadigung deiner Spießgesellen?" höhnte Metzler mit teuflischem Grinsen.

„Sie sind meine Gehülfen nicht, sie sind unschuldig. Ich allein habe alles angeordnet, alles ausführen lassen. Mich also tödte, wenn du willst; aber, im Namen der Gerechtigkeit, schone diese Männer!"

„Haha! Alle deine Freunde sollen gezüchtigt werden; so hat Klopreis befohlen im Namen des Königs von Zion." Zu den Sectirern gewendet, fuhr er fort: „Nehmt dieser Teufelshexe die Rüstung ab; bindet sie fest und bewachet sie gut, — mit euerm Kopfe haftet ihr für den ihrigen. Und nun macht auch vorwärts mit dem Hallunken da!" Er deutete auf Wilfried.

Die alte Freifrau von Kraneburg begriff, daß sie eher einen Felsblock hätte erweichen können mit Worten und Thränen, als diesen Mann, von dem das Schicksal ihrer Freunde abhing. Sie schwieg also.

Einen Augenblick später war Wilfried aufgeknüpft. Frau Emmelina wurde gefesselt und neben Herrn von Reuslingen an einen Baum festgekettet. Sodann setzten die Anabaptisten ihre Orgie fort; sie dauerte die ganze Nacht hindurch.

Günther und Emmelina waren nahe genug bei einander und weit genug von den Wiedertäufern entfernt, um sich ungestört leise unterhalten zu können. „Durch welches Wunder, edele Frau von Kraneburg, seid Ihr noch unter den Lebenden?" hub Herr von Reuslingen an.

„Ich weiß es selber nicht," antwortete Emmelina. „Als der Thurm zusammenbrach, stürzte ich mit meinen letzten Kriegern hinab und fand mich unten heil und un-

verletzt wieder. Ich blieb ruhig und unbeweglich liegen, da der Rauch nicht übermäßig war; ich hoffte, daß die Sectirer mich nicht entdecken würden, obgleich ringsum ihr Wuthgeheul erscholl. Als ich aus ihrem Geschrei entnahm, daß Wilfried gefangen war, schlich ich näher, und da die Blutsentenz gesprochen wurde, hielt ich es für meine Pflicht, seine Rettung zu versuchen. Leider hatten die Barbaren den braven Ritter schon verstümmelt, als es mir gelang, hervor zu kommen."

„Wie gerieth das Schloß in Brand?" fragte Günther nach einer Pause.

Frau Emmelina gab folgende Antwort: „Die Ketzer hatten mehrere Breschen in unsere Mauern gebrochen. Um ihnen den Zutritt durch diese zu versperren, hatten wir aus Balken und Brettern hohe und starke Vormauern errichtet. Gegen diese häuften die Feinde nun allerlei Brennstoffe auf und zündeten dieselben an."

Emmelina erzählte im weitern Verlauf der Unterhaltung die kleinsten Einzelheiten der Belagerung, bei welcher sie sich so tapfer behauptet hatte, und kam zum Schlusse auf Wilfried's grausiges Ende, über das sie untröstlich war, zurück. Herr von Reuslingen sprach ihr Trost zu, so gut er konnte.

Mittlerweile rückte die Nacht vorwärts. Die Wiedertäufer lagen, meistens betrunken, zerstreut im Hofe umher und schliefen. Mit Tagesanbruch erwachten sie und stimmten Hymnen an, um auf's neue ihren Triumph zu feiern; vereint mit den Dank- und Freudengesängen stiegen Flüche und Beleidigungen gegen die beiden Gefangenen zum Himmel empor. Die Edelfrau von Kraneburg war, trotz ihrer mehr als sechszig Jahre, noch schier männlich kräftig,

und ihre majestätische Gestalt war durch das manchfache Unglück, welches sie getroffen hatte, nicht gebeugt worden. Hugo's Mutter zeigte noch denselben stolzen Blick, dieselbe stolze Stirne wie vor zehn und mehr Jahren.

Metzler befahl, die Gefangenen loszuketten, und gab das Zeichen zum Aufbruch. Die Meisten der von Klopreis gesammelten Wiedertäufer hielten ihre Aufgabe für erfüllt und zerstreuten sich. Nur etwa ein Hundert schlug mit Metzler den Weg nach Münster ein. Einer größern Truppenmasse wäre es übrigens auch unmöglich gewesen, in die vom Fürstbischof blockirte Stadt einzudringen. Metzler hatte von Klopreis die Weisung erhalten, so viel gut Bewaffnete als nur möglich, in kleinen Abtheilungen und bei Nacht, nach Münster zu schaffen. Der Weg nach dem neuen Jerusalem nahm mehrere Tagemärsche in Anspruch. Es gelang dem Hauptmann, sich Nachts unbemerkt zwischen den fürstbischöflichen Reihen hindurch zu schleichen und seine Leute sämmtlich in die Stadt zu führen.

XXVII.

In Haft und Banden.

Die Kunde über den glücklichen Erfolg des von Klopreis geleiteten Unternehmens verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit durch das neue Jerusalem und rief selbstverständlich in der „Gemeinde der Heiligen" einen gewaltigen Freudensturm hervor; namentlich jubilirte man über die Gefangennahme der Freifrau Emmelina von Kraneburg und Günther's von Reuslingen.

Johann von Leyden ließ die Gefangenen in den sichersten Gewahrsam der Stadt werfen. Frau Emmelina

nahm am Eingang des Schreckensortes, den sie wahrscheinlich nur wieder verlassen sollte, um auf's Schaffot geführt zu werden, Abschied von ihrem Freunde Günther, welchen sie mit sich in's Verderben hinabgezogen hatte; wenigstens machte sie sich diesen Selbstvorwurf. Man sperrte die Edeldame in ein Verließ, welches durch eine Oeffnung im Gewölbe spärlich erhellt wurde und dessen Eingang mittels einer doppelten Eisenthür verschlossen war.

Sobald die Gefangene sich allein sah, sank sie auf das schmutzige Stroh nieder, das den Boden bedeckte, und weinte lange und bitterlich. Sie dachte an Wilhelmine, welche, wie sie aus den Mittheilungen des Herrn von Reuslingen über das Kloster Hirschfeld wußte, in so großer Gefahr schwebte, und sie entsetzte sich bei dem weitern Gedanken an das Schicksal, welches Wilhelminen erwartete, wenn sie in die Hände der Anabaptisten gerieth.

Unter den düstersten Betrachtungen und Besorgnissen solcher Art gingen die nächsten Tage an Emmelina mit bleiernen Schritten vorüber. Niemand besuchte sie während dieser Zeit, um sie, wie man doch hätte erwarten sollen, zu vernehmen oder sie vor den König von Zion zu führen. Emmelina erkundigte sich über diese auffallende Art bei ihrem Gefängnißwärter; sie erhielt die Antwort, man erwarte noch andere Gefangene, mit denen sie zugleich vor dem Könige erscheinen solle. Daher die augenblickliche Ruhe, die man ihr ließ. Die alte Edelfrau, deren Seele, in Folge des manchfachen Unglücks, das sie betroffen, für schlimme Ahnungen leicht empfänglich war, fürchtete alsbald, auch Wilhelmine möchte unter den angemeldeten Gefangenen sein. Diese niederschmetternde Besorgniß ver-

folgte sie so heftig, daß sie von jetzt ab keinen Augenblick der Ruhe mehr kostete.

Am Abend des folgenden Tages entstand in der Halle, auf welche die Verließe ausmündeten, großes Geräusch. Emmelina's Gefängniß wurde ungestüm geöffnet, und man stieß mitleidlos ein bleiches und gebrochenes Weib herein, das sich kaum noch auf den Füßen zu halten vermochte — es war Wilhelmine!

Mit einem Schrei des Schmerzes stürzte Emmelina auf ihre Schwiegertochter zu und schloß sie in ihre Arme. „Kind, Unglückliche, du hier?!" schluchzte sie. „O Kind, du hast viel gelitten!"

Antwort gaben nur Wilhelminens Thränen. Ihre Kräfte schienen erschöpft zu sein. Von tödtlicher Angst gequält, legte Frau Emmelina das arme Opfer der wüthenden Sectirer auf das halb verfaulte Stroh und bettete den Oberkörper in ihrem Schooße. Ihre Versuche, die Aermste wieder zu beleben, blieben lange Zeit fruchtlos. Bisweilen öffnete Wilhelmine die matten Augen, um sie aber gleich darauf wieder zu schließen. Endlich kehrten Bewußtsein und Empfindung ihr zurück, und die ersten Worte, welche über die feinen bleichen Lippen kamen, waren der Seufzer: „Also auch Ihr, Frau Mutter!"

„Schloß Ramberg ist ein Schutthaufen, unter welchem unsere treuen Diener ihre Grabesruhe gefunden haben," erwiderte Emmelina. „Und du, Wilhelmine, wie ist es dir ergangen, bevor die Rasenden sich deiner bemächtigten?"

„O, das ist eine düstere Schreckensgeschichte!" ächzte Wilhelmine, mit den Händen ihr Gesicht verhüllend. „Flammengeprassel, Todesangst, blutiges Gemetzel, Gottes-

raub, Schändung und Mord... Wie ich's überlebt habe, das ist mir ein Räthsel."

„Also auch das Kloster Hirschfeld," fragte Emmelina nach einer Pause, um Wilhelmine nicht zu ermüden, „ist eine Beute der Wiedertäufer geworden?"

„Ich will Euch, so weit meine Kraft reicht, alles erzählen, wie es vorgegangen ist. Die Nonnen schickten sich an, nach dem Abend-Officium, welches einen in gewohnter Weise unter heiligen Uebungen verbrachten Tag beschloß, die Kirche zu verlassen und sich zur Ruhe zu legen. Da erhob sich plötzlich inmitten des Klosters ein gewaltiges Geschrei von wilden Stimmen, und in den Fensterscheiben brach sich auf allen Seiten der grausige Widerschein einer Feuersbrunst. Die Anabaptisten hatten das gottgeweihte Haus überfallen und angezündet. Es war ihrer eine beträchtliche Zahl, welche von jenem verruchten Gauner Klopreis befehligt wurde."

„Dieser Mensch hat auch die Belagerung Ramberg's im Anfange geleitet; als er sah, daß wir unrettbar verloren seien, verschwand er plötzlich."

„Um sich nach Hirschfeld zu begeben und vor allem mich in seine Gewalt zu bringen."

„Aber waret ihr denn im voraus über gar nichts unterrichtet?"

„Sicheres wußten wir nicht, und die unbestimmten Gerüchte ließen wir unbeachtet, weil wir auf die Wachsamkeit Ulrich's von Steigern, unseres Schutzherrn, rechneten. Dieser aber erhielt die Nachricht über die Pläne der Wiedertäufer zu spät. Er eilte uns ohne Verzug mit seinen Reisigen zu Hülfe, fiel jedoch nahe bei Hirschfeld in einen feindlichen Hinterhalt und verlor den besten Theil

seiner Leute. Als er beim Kloster ankam, trieben die Ketzer bereits ihr Unwesen, plünderten, verwüsteten, mordeten, entweihten und begingen Tausende von Greueln, welche wiederzugeben die Zunge sich sträubt. Das Teufelswerk der Sectirer war schon halb vollbracht: umgestürzt waren die Altäre, auf dem Fußboden der Kirche rann das Blut der Nonnen, bei jedem Schritt stieß man auf eine Leiche, die Feuersbrunst wüthete in den Gebäulichkeiten. Aufgeregt durch die Greuel der Verwüstung, brüllten die Eindringlinge ihre wilden Blutgesänge, in welchen sie den sogenannten König von Zion feierten, und sie schrieen: so wolle man mit allen Papisten aufräumen."

Ein fieberhaftes Zucken fuhr Wilhelminen bei diesen Worten durch die Glieder. Als es vorüber war, begann sie wieder: „Bei der Ankunft Ulrich's von Steigern ließen die Sectirer auf kurze Zeit von ihrem Triumphgeschrei ab. Sie schienen den Freiherrn erwartet zu haben und nahmen ihn hart in Empfang. Trotz der ganz unverhältnißmäßigen Ueberlegenheit der Feinde fochten die Steigern'schen mit Muth und Erbitterung. Der wackere Ritter vollführte Wunder der Tapferkeit, endlich unterlag aber auch er. Steigern fiel als Held. Nach seinem Tode war Hirschfeld unrettbar verloren. Ich gerieth den Wiedertäufern in die Hände und wäre wohl das Opfer ihrer Gewaltthätigkeiten geworden, hätte Klopreis, der mich am Leben erhalten wollte, sich nicht unter die Unholde gestürzt, um mich ihnen zu entreißen. Während des Kampfes, der sich zwischen den Elenden entspann, verlor ich die Besinnung. Als ich aus meiner Ohnmacht erwachte, befand ich mich außerhalb des Klosters, welches die Flammen inzwischen vollends verwüstet hatten. Mich allein von allen den

Bewohnern des Klosters haben sie am Leben gelassen. Der Tod wäre mir lieber gewesen — — er hätte mir ein Schauspiel erspart..." Wilhelmine hielt inne.

Emmelina, welche bei diesem plötzlichen Verstummen ein finsteres Geheimniß vermuthete, befragte auf's neue ihre Schwiegertochter. Aber Hugo's unglückliche Gemahlin bat sie mit einem flehenden Blicke, nicht weiter in sie zu dringen, und die alte Edelfrau verzichtete dann auf weitere Fragen.

Später erzählte Wilhelmine, daß Klopreis sie auf dem Wege nach Münster mit großer Zuvorkommenheit behandelt und vor den Rohheiten seiner Spießgesellen in Schutz genommen habe. Der Grund dieses Betragens lag für die Frauen klar am Tage; sie gedachten mit Abscheu ihrer Entführungsreise, mit größerm Abscheu und gegründeter Furcht des Kommenden.

Es war Nacht geworden. Die in Folge der ausgestandenen Strapazen zu Tode entkräftete Wilhelmine schlummerte im Schooße ihrer Schwiegermutter ein. Ihr Schlaf war schwer und unruhig, der Athem kurz, beengt, von Zeit zu Zeit flohen unzusammenhängende Worte über die Lippen. „Hugo, Hugo!" stöhnte sie.

Emmelina fuhr bei diesen Worten schaudernd zusammen; sie ahnte in denselben die Enthüllung des Geheimnisses ihrer Schwiegertochter; die Sinne schwanden ihr, mit einem schweren Fall schlug sie rücklings über.

Wilhelmine erwachte, raffte all ihre Kräfte zusammen, erhob sich, richtete Emmelina auf und hielt sie nun gerade so in ihrem Schooße, wie sie vorhin von ihr gehalten worden war.

Es verging eine Weile, bis die alte Freifrau die Augen wieder öffnete und dieselben dann starr auf ihre Leidens-

Gefährtin heftete. „Wilhelmine,“ murmelte sie, „du hast den Namen dessen ausgesprochen, den ich einst meinen Sohn nannte, welchen ich aber, wie du weißt, seit Jahren als einen Apostaten und Verbrecher verleugne und dessen Namen ich nicht mehr hören kann.“

„Wie, ist's möglich?“ stammelte Wilhelmine. „Ich hätte mich im Schlafe verrathen?!“

„Du hast ihn also wieder gesehen?“ rief die alte Dame, außer sich vor Aufregung. „War er in Hirschfeld? War er bei den Anabaptisten?“

„O Mutter!“ schluchzte Wilhelmine und warf sich dieser in die Arme, „warum mußte ich Euch das traurige Geheimniß verrathen? Ja, ich glaube Hugo in Hirschfeld unter den Ketzern wiedergesehen zu haben, in demselben Augenblick, wo Ulrich von Steigern fiel. Ach, welch ein Anblick, diese durch hundert Furchen zerrissene Stirn, die grimmigen, Feuer sprühenden Augen! Er schien die belebende Seele der Ketzer zu sein, und ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß er sie entflammte, sich auf mich zu stürzen; der durchbohrende, unversöhnliche Blick, den er auf mich richtete, entsetzte mich dermaßen, daß ich das Bewußtsein verlor.“

„Und als du wieder zu dir kamst?“

„Sah ich ihn nicht mehr, hörte auch nicht von ihm reden. Die Wiedertäufer raunten sich zwar allerlei zu über einen Ritter, der mit Klopreis meinethalben einen Kampf gehabt hätte und von dessen Gesellen erschlagen worden sei; als ich mich aber nach dem Namen erkundigte, hieß es, das sei ein Ritter von Ravenhorst gewesen.“

Die Frauen schwiegen beide, von sehr verschiedenen Gefühlen bewegt. Emmelina verfluchte ihren abtrünnigen

Sohn und rief insgeheim die göttlichen Strafgerichte auf sein Haupt herab. Wilhelmine seufzte über die Verirrungen desjenigen, dem ihr Herz auch jetzt noch anhing. Noch hatte keine von Beiden das Schweigen wieder gebrochen, als die Thüre des Verließes sich öffnete und der Gefängnißwärter eintrat, gefolgt von einer Rotte Wiedertäufer.

„Halloh, auf!“ rief er. „Die Stunde ist gekommen, wo ihr über euere Frevel Rechenschaft sollt geben vor dem König von Zion!“

XXVIII.

Vor dem Könige von Zion.

Der Wiedertäufer-Herrscher Johann von Leyden ergriff begierig jede Gelegenheit, um das Volk zu zerstreuen, und das nicht etwa aus Laune, sondern durch die Noth dazu gezwungen. Münster wurde jetzt bereits seit länger als drei Vierteljahren vom Fürstbischofe Franz von Waldeck eng blockirt gehalten, und ein ärgerer Feind, als der Fürstbischof war, zeigte sich im Innern der Stadt selbst: der Hunger. Die Jubelzeiten, in denen das Volk täglich zwei Mal öffentlich gespeist wurde, waren längst vorüber. Die paar Kühe und Ochsen, die sich noch in der Stadt befanden, wurden für die königliche Tafel aufgespart, an welcher es freilich noch eben so üppig und schwelgerisch herging, wie vor einem Jahre, als Johann von Leyden König geworden war. Pferdefleisch rechnete das Volk schon seit Monaten zu den seltenen und kostbaren Gerichten. Alle Ecken und Winkel wurden von Menschen mit stieren

Blicken und eingefallenen Wangen durchsucht nach Speise, das Abscheulichste wurde mit Gier verschlungen.

Die Hoffnung der Anabaptisten ruhte auf den Brüdern in Holland, wo die Secte ihre Anhänger nach Tausenden zählte. Johann von Leyden hatte vier Männer mit großen Geldsummen dorthin abgesandt, um Proviant zu beschaffen und die Brüder zum Entsatze des neuen Jerusalems aufzufordern; aber es kam weder das Eine noch das Andere. Wohl hatte der König alle Insassen Münsters, die nicht wehrhaft gemacht werden konnten, zu den Thoren hinaus und ihren Feinden in die Arme treiben lassen; doch auch diese Tyrannei schaffte keine Abhülfe. Tanz und Spiel, Komödien und Stechrennen wurden nun täglich auf dem Domplatze und im Dome selbst veranstaltet, um das Volk sein Elend vergessen zu machen. Ein absonderliches Gaukelspiel hatte der Schneider-König am Dreikönigsfeste aufgeführt, wo er die Fürstenthümer des deutschen Reichs als Herzogthümer unter zwölf seiner zuverlässigsten und ergebensten Anhänger vertheilte. Die neuen Herzoge wurden einstweilen, da ihre Länder noch nicht erobert waren, zu Aufsehern der verschiedenen Stadtquartiere bestellt; Jeder aus ihnen hatte drei Räthe und vierundzwanzig Trabanten zur Seite. Nur mit dem Erbe des Landgrafen Philipp von Hessen, den Johann von Leyden als einen vermeintlichen Gesinnungsgenossen — der Landgraf hielt neben seiner ehelichen Gattin, mit Luther's Erlaubniß, ein Kebsweib — zu bekehren hoffte, war bei dieser Ländervertheilung eine Ausnahme gemacht, er war verschont worden.

Die Städte Bremen, Hamburg und Lübeck hatten vergebens beim Fürstbischofe zu Gunsten der vormals so blühenden Hansestadt zu vermitteln gesucht. Franz von

Waldeck wies mit Recht darauf hin, daß er es den Insassen Münsters gegenüber früher an gütlichen Vorstellungen nicht habe fehlen lassen, aber jedes Mal schnöde abgewiesen worden sei; er müsse jetzt alles dem Gutbefinden der Reichstände anheimstellen, da der zu Coblenz abgehaltene Kreistag beschlossen habe, daß gegen die Secte der Wiedertäufer von Reichs wegen, wie gegen die Türken, Krieg zu führen sei. Der darauf vom Könige Ferdinand nach Worms ausgeschriebene Reichstag hatte die Coblenzer Beschlüsse sanctionirt, und somit war der Reichskrieg gegen Johann von Leyden eröffnet worden.

Ehe der König von Zion vor allem Volke Gericht hielt über die „Verfolger der Heiligen Gottes", wollte er die Frauen in seinem Palaste allein verhören. Emmelina und Wilhelmine wurden deshalb zunächst dorthin geführt. Der königliche Palast war eins der stattlichsten Gebäude am Domhofe,[1]) dessen Eigenthümer, der Domkellner Melchior von Büren, ausgewandert war. Ueber dem Eingangsthor hatte der Zionskönig mit goldenen Lettern die Inschrift anbringen lassen: „Das Wort ist Fleisch geworden und wohnt in uns." Der Palast selbst war mit fürstlicher Pracht eingerichtet worden. Nicht minder der Hofstaat. An der Spitze desselben stand Bernhard Knipperdolling, der ehemalige Gildemeister der Gewandschneider; er war in dem neuen Reiche rasch vom Henker zum Statthalter und ersten Minister des Königs befördert worden. Der abtrünnige Caplan von St. Mauriz, Bernhard Rothmann, war Wortführer und Hofprediger, Heinrich Krechting Reichskanzler, Magnus Kochhues Schatzmeister,

[1]) Er lag auf derselben Stelle, wo jetzt das Theologen-Convict „Collegium Borromaeum" steht.

Nieland Scharfrichter. Außerdem hatte Johann von Leyden vier königliche Räthe, einen Secretarius, einen Hofmarschall, einen Hofarzt, einen Münzer, sowie Küchenmeister, Schänker, Tafeldecker, Kammerdiener u. s. w., in Summa hundert und fünfunddreißig Personen um sich. Ein eigens hierfür angestellter Hofmusicus mußte dem Könige durch Orgelspiel, das zugleich als Tanzmusik diente, die Zeit verkürzen. Die Kleidung des Hofgesindes war kostbar und prächtig; die Stoffe zu derselben hatten die aus Kirchen und Klöstern geraubten Gewänder und Zierrathen geliefert. Die Leibtrabanten des Königs trugen sich in Roth und Himmelblau; auf ihrem linken Aermel erblickte man das königliche Wappen, eine von zwei Schwertern durchstochene Erdkugel. Schon von fern kenntlich waren sie an ihren weißen Mützen. Roth, grau oder grün war die Kleidung der übrigen Dienerschaft; roth sollte die Standhaftigkeit „in der ersten Liebe," grau den Tod, grün die Wiedergeburt darstellen. Ein goldener Ring, welcher keinem Hofdiener fehlte, galt als das Symbol der „unendlichen Nächstenliebe," wie sie in der Vielweiberei sich bethätigte.

Johann von Leyden selbst war ein bildschöner Mann von noch nicht dreißig Jahren; Herrscherwürde und stolze Haltung waren ihm eigen. Ueber seinem Königsmantel trug er an einer viertehalb Pfund schweren goldenen Kette eine, von einem silbernen und einem goldenen Schwerte durchstochene goldene Erdkugel mit der Inschrift: „Ein König der Gerechtigkeit über alles." Mehrere andere Ketten schmückten Brust und Schultern des ehemaligen Schneidergesellen; seine Finger waren mit blitzenden Ringen überladen; der Siegelring wog zwei und zwanzig Goldgulden und hatte auf der schwertdurchstochenen Erdkugel

die Inschrift: „Der König in dem neuen Tempel führt dies Zeichen als ein Exempel.“

Als die Gefangenen vor dem Könige von Zion erschienen, hieß dieser alle Anwesenden abtreten. Mit den beiden Frauen allein, betrachtete er diese eine Weile aufmerksam, namentlich Wilhelminen. Offenbar fand er sich in seinen Erwartungen getäuscht. Seine Züge verfinsterten sich, und mit rauher Stimme redete er die Edeldamen in einem aus Plattdeutsch und Holländisch zusammengemengten Kauderwälsch also an: „Ihr Vermaledeiten sollt niederknieen vor dem Antlitze des Gesalbten des Vaters!“

Die Gefangenen verstanden diese Anrede wohl, leisteten derselben aber keine Folge und würdigten den König keines Blickes.

Johann von Leyden stampfte mit dem Fuße auf den Boden, daß der ganze Saal davon erdröhnte. „Ich will euch, verstockte Ketzer, lehren, was es heißt, den König von Zion verachten und seine Heiligen verfolgen!“ Er rührte eine Schelle und befahl dem eintretenden Pagen, daß sofort der königliche Zug sich ordnen solle, weil der König in der Gemeinde der Heiligen die Papisten richten wolle; man solle auch die übrigen Gefangenen ihm vorführen.

Emmelina und Wilhelmine wurden fortgeführt zum Michaelsplatze, dem Rathhause gegenüber, wo der königliche Thron sich erhob und wo inzwischen eine zahlreiche Volksmenge sich versammelt hatte. Bald erschien auch Günther von Reuslingen dort, die Hände auf dem Rücken zusammengebunden.

Der Hofstaat des Königs hatte sich rasch geordnet. Vorauf kamen in gewohnter Weise die Zinken- und Flöten-

bläser. Ihnen schlossen sich an die beiden Oberfeldherren, der Kriegszeugmeister, der Rittmeister, der Oberste des Fußvolks, alle mit wehenden Federbüschen, sodann die geheimen Räthe in purpurnen Mänteln und mit großen silbernen Schmuckketten. Es folgte der Hofmarschall, roth und blau gekleidet, in der Hand einen silbernen Stab mit der Erdkugel, und zur Seite zwei schmucke Pagen, deren einer das mit Gold ausgelegte Richtschwert, der andere eine Bibel auf sammtenem Kissen trug. Dahinter führte man das Roß des Königs. Den Schluß bildeten die Würdenträger und Beamten, unter denen der Scharfrichter in seinem grünen, goldbesetzten Gewande hervorstach; zwölf rothgekleidete Schergen, die jeder ein Beil trugen, umgaben ihn. Eine Rotte Kriegsknechte zog hintennach.

So weit war alles zum Zuge bereit, nur der König fehlte noch. Bevor wir die Verzögerung seines Erscheinens erzählen, müssen wir, zum bessern Verständniß, nachholend etwas Anderes kurz vermelden.

Die Wohnung des „Apostels“ Klopreis lag in einer öden, einsamen Sackgasse. Klopreis bewohnte das Haus mit einer alten, fast kindisch gewordenen Magd.

In der zuletzt verflossenen Nacht erschien am „silbernen“ Thor, wie die Wiedertäufer das St. Mauriz-Thor nannten, ein Bauer mit einem Eselwagen voll Lebensmittel. Derselbe wurde von den ausgehungerten Thorwächtern mit offenen Armen empfangen und für seine Waare reichlich bezahlt. Nachdem er sich von denselben die Wohnung des Apostels Klopreis hatte angeben lassen, begab er sich unangefochten in das Innere der Stadt, wo er in der erwähnten Sack-

gasse verschwand und an die Thüre des Klopreis'schen Hauses pochte. Erst nach dreimaligem Klopfen wurde dem späten Wanderer von der halb tauben Magd geöffnet. Statt den Abendgruß zu bieten, packte der Bauer die Alte beim Arm, schob sie in eine anliegende Kammer und verriegelte diese sammt der Hausthüre. Darauf durchschritt er den engen Gang, welcher in die Küche führte. Vor der ein wenig geöffneten Stubenthüre, durch welche ein Lichtstrahl in die Küche fiel, blieb er stehen und lugte in das Gemach.

Hinten in der Stube saß der Apostel Klopreis auf einem Holzstuhle vor einem Tische, der eine Lampe, eine offen liegende Bibel, einige Pergamente und eine Weinkanne trug. Der Anabaptist stützte die Ellenbogen auf den Tisch und den Kopf in die Hände; er schien in tiefe Betrachtungen versenkt oder von dem genossenen Weine schläfrig geworden zu sein. Wenigstens merkte er nicht, daß er beobachtet ward.

Erst als der Bauer die Thüre aufstieß und mit raschen Schritten in die Stube trat, fuhr der Wiedertäufer erschreckt auf und sah sich um. Beim Anblick des fast sechs Fuß hohen Eindringlings sprang er empor und verschanzte sich hinter seinem Stuhle. Augen und Mund weit aufgerissen, die Haare gesträubt und mit ausgestreckten Armen stand er da.

Der Bauer schlug eine Lache auf. „Heda, Mann Gottes," rief er dann, „Ihr setzt ja eine Grimasse auf, als ob der Teufel vor Euch stände, und doch ...."

„Wie ist das möglich?" stotterte Klopreis, an allen Gliedern zitternd. „Ravenhorst, seid Ihr es wirklich? Seid Ihr aus dem Grabe erstanden?"

„Wie Ihr seht, worteifriger Apostel," entgegnete Ravenhorst und zog unter dem langen Bauernkittel ein kurzes breites Schwert hervor.

„Aber ich erschlug Euch ja bei Hirschfeld ..."

„Ihr mich erschlagen!" rief Wilderich im Tone tiefster Verachtung. „Getroffen habt Ihr meinen Schädel allerdings, daß ich einige Stunden bewußtlos dalag; aber zerschlagen könnt Ihr den nicht. Wohl aber kann ich den Euerigen spalten, falscher Ulrich von Hutten, und das soll jetzt geschehen, Weiberräuber!"

Klopreis sank in die Kniee und hob die gefaltenen Hände zu Ravenhorst empor. „Herr Ritter, habt Gnade mit mir!" flehte er mit erstickender Stimme. „Ich beschwör' Euch bei allem, was Euch lieb und werth ist..."

„Schweigt, Elender!" donnerte Wilderich. „Die mir lieb und werth sind, habt Ihr in Jammer und Unglück gebracht!"

„Ich?"

„Ja, Ihr, und Ihr allein. Doch nun genug der Worte. Noch eine Minute vergönn' ich Euch; Rettung ist für Euch unmöglich." Er hielt sein Schwert einen Augenblick über des „Apostels" Kopf in der Schwebe. Plötzlich zog er dasselbe zurück und sprach: „Unter einer Bedingung will ich Euch für dieses Mal noch verschonen...."

„O redet, redet, edeler Ritter! Ich bin zu allem bereit."

„Gebt mir Euern Raub heraus: die Frauen Emmelina und Wilhelmine von Kraneburg und den Ritter Günther von Reuslingen."

„Herr, Ihr verlangt Unmögliches! Gutwillig entläßt der König sie nimmer...."

„Ihr steht doch jetzt wohl obenan bei ihm, und er wird Euch sobald nichts abschlagen.“

„Aber jene Drei sind unsere erbittertsten Feinde; ich kann kein gutes Wort für sie einlegen.“

Der Anabaptist wischte sich den Schweiß von der Stirne und sann nach.

„Entscheidet Euch bald!“

„Sei's denn, ich will mein Mögliches versuchen,“ erklärte Klopreis.

„Zum Unterpfande Eueres Wortes gebt mir die Briefe heraus, welche Ihr von den Fürstbischöflichen betreffs Uebergabe der Stadt erhalten habt.“

„Woher wißt Ihr etwas von den Briefen?“ stotterte Klopreis erstaunt und scheu um sich spähend.

„Woher anders, als von den Bischöflichen selbst?!“ antwortete Ravenhorst. „Mehrere der von Euch geschriebenen Briefe sind bereits in meinem Besitz, ich verlange die andern dazu.“

Klopreis stützte die brennende Stirn in seiner Hand. Dann schritt er zum Kamin, beseitigte die Asche und hob die Feuerplatte auf. Aus einer durch dieselbe verdeckten Mauerhöhlung zog er eine eiserne Büchse hervor, welche er Wilderich mit den Worten überreichte: „Damit habt Ihr mein Leben in Euerer Gewalt!“

Ravenhorst öffnete die Büchse und steckte die darin enthaltenen Papiere, nachdem er sie flüchtig durchgesehen hatte, mit sichtlicher Befriedigung zu sich. „Binnen drei Tagen,“ sagte er, „sind entweder die Gefangenen frei oder diese Papiere in der Hand eueres Schneiderkönigs. Die Gefangenen mögen sich im Zelte des Oberbefehlshabers der Belagerer, des Herrn Wyrich von Dhaun und

Oberstein, Grafen zu Falkenstein und Limburg, einfinden." Hiernach verließ Ravenhorst den Anabaptisten und gleich darauf, in seiner Verkleidung als Bauer unbehelligt, die Stadt, indem er den Thorwächtern am nächsten Abende wiederzukommen versprach.

Nach einer sorgenvoll durchwachten Nacht und mehrern Stunden Planens und Ueberlegens am andern Morgen, begab Klopreis sich zu Johann von Leyden, welcher eben seine Gemächer verlassen und sich in die Volksversammlung nach dem Michaelsplatze verfügen wollte. Den Eroberer und Zerstörer von Ramberg und Hirschfeld durfte der König von Zion nicht abweisen. „Freue dich, Auserwählter des Herrn, du mit Gideon's Schwert, und reite einher an meiner Seite," redete er ihn an; „die Stunde der Rache und des Vollgerichts ist jetzund erschienen. Freue dich, Auserwählter!" Und er bot dem Apostel die Hand huldvoll dar zum Kusse, eine Gnade, die nur Wenigen zu Theil wurde.

Klopreis verneigte sich tief und küßte die Hand des Königs von Zion. Dann begann er, nach einer abermaligen Verbeugung: „Erhabener, allerdurchlauchtigster König und heiliger Prophet des Vaters! In einem Gesichte, so ich diese Nacht hatte, ist mir offenbaret worden vom Vater aus der Höhe, daß diese drei Papisten, die der Herr in unsere Gewalt gegeben hat, auserlesen sind, gleich Paulus, aus Verfolgern Diener des lautern Wortes zu werden."

„Wie?" rief der König von Zion aus. „Spricht so der Apostel Klopreis, das Rüstzeug, durch welches der Vater diese Heiden in Unsere Gewalt gab? Das ist nicht Gottes, sondern des Teufels Offenbarung, deshalb fort

damit! Diese Papisten, die den wahrhaftigen Apostel Schlachtschap, Unsern guten und treuen Freund, hinterlistig überfallen und ermordet, die Uns persönlich getrotzt und Uns beschimpft haben, sie sollten leben? Nein, das soll nicht geschehen!"

In dieser Weise wurde das Gespräch eine Weile fortgeführt. Als Klopreis endlich sah, daß er mit seiner ersten Offenbarung schwerlich etwas ausrichten werde, versuchte er es mit einer zweiten folgendermaßen. „Der Vater hat mir auch offenbart," flüsterte er, Johann von Leyden fest und mit durchbohrenden Augen anblickend, „daß Se. Majestät der König von Zion seine Kinder und bedeutende Summen Geldes nach Holland geschickt habe ...."

Der König erblaßte vorübergehend.

Klopreis fuhr langsam, bestimmt und mit scharfer Betonung fort: „Weiterhin hatte ich ein Gesicht und sah, wie mein allergnädigster König und Herr mit mehrern seiner Freunde sich berieth über die gegenwärtige Noth und zukünftige Drangsal. Und sie beschlossen" — er flüsterte dies kaum hörbar — „heimlich aus dem neuen Jerusalem nach Holland zu entweichen ...."

„Halt' ein, vermessener Lügner!" schrie Johann von Leyden, außer sich vor Bestürzung und Wuth darüber, daß er seine geheimen Pläne entdeckt sah.

Klopreis ließ sich nicht einschüchtern. „Mich mögen Euere Majestät auf der Stelle niederstechen," sagte er; „mein Tod wird gerächt werden gleich demjenigen Schlachtschap's. Denn wir sind unserer fünf Mann mit einander verschworen, die Gefangenen, für welche uns in der vorigen Nacht eine große Summe geboten worden ist, auf jeden

Fall zu befreien. Mich traf das Loos, Euerer Majestät dies kundzuthun. Sobald Hand an mich gelegt wird, soll die ganze heilige Gemeinde wissen, was der König und seine Räthe beschlossen haben, und dann werden sie der Volkswuth nicht entrinnen."

Johann von Leyden war vor dieser bestimmten Sprache seines Apostels verstummt, Beweis genug, daß er sich schuldig fühlte. Die Stirne gerunzelt und das Auge zu Boden gerichtet, ging er mit verschränkten Armen mehrmals in dem Gemache auf und nieder. „Klopreis," sagte er endlich, „man hat Euch falsch berichtet: der König im neuen Tempel verläßt die Seinen nicht. Aber da Ihr Euch um uns und die ganze Gemeinde verdient gemacht habt, so wollen Wir Euerm Ansinnen willfahren. Es soll sogleich ein Ausfall aus dem Thor der Königinnen — so hieß das Aegidii-Thor — gemacht werden, und dann seht Ihr zu, was Ihr mit den Papisten beginnt."

Klopreis verbeugte sich. Dann bat er den König um eine Vollmacht, daß man ihn überall in der Stadt frei zu- und durchlasse. Der Prophet beauftragte seinen Staatssecretarius Johann Puthmann, die Vollmacht sofort auszustellen.

Als Klopreis sich mit derselben entfernt hatte, befahl Johann von Leyden, daß auch die Königinnen mit ihrem ganzen Hofstaat den Zug zum Michaelsplatz mitmachen sollten. Es kam die Meldung zurück, die Königin Elisabeth Wandscherer weigere sich, an dem Zuge Theil zu nehmen; „es sei jetzt nicht die Zeit zu festlichen Aufzügen, wo das Volk so hart vom Hunger leide, und daß das Volk so leiden müsse, das könne unmöglich Gottes Wille sein," — habe sie geäußert.

„Wie, das wagt sie mir zu sagen!“ rief der König aus. „Man soll sie mit Gewalt hinschleppen, die Aufruhrstifterin. Sie wird ihren Frevel büßen!“

Endlich setzte sich der Zug in Bewegung. Auf dem Markte angelangt, übergab der König sein Pferd einem Läufer und bestieg den mit golddurchwirkten, purpurnen Decken behangenen und mit Seide gepolsterten Thron, an dessen Rückseite zwei Schwerter hingen; achtundzwanzig Trabanten der königlichen Leibwache umgaben den Herrscherstuhl. „Die Papisten,“ sprach Johann von Leyden mit schmetternder Stimme zum Volke, „sollen in ihr Gefängniß zurückgeführt werden; denn es harren heute wichtigere Dinge zuerst der Erledigung. Eine Unserer Gattinnen hat sich wider Uns empörende Aeußerungen angemaßt; es ist nicht das erste Mal, aber das letzte Mal soll es sein. Wir dulden keinen störrigen Sinn. Man führe die Schuldige vor!“

Es geschah. Der König nahm das Schwert von dem seidenen Kissen des Pagen, erhob sich und schlug der Elisabeth Wandscherer den Kopf ab. Die noch zuckende Leiche trat er mit Füßen. Dann hieß er seine fünfzehn andern Königinnen sich anfassen, reihte sich selbst ein und tanzte mit ihnen um den blutbesudelten Leichnam. Und die umstehende heilige Gemeinde sang mit:

„Gott in der Höh' sei Ehr' allein,
Sei Dank für seine Gnaden!
Der Herr hat uns, sein Volk zu sein,
Erbarmend eingeladen.“ ꝛc.

Als die Ceremonie zu Ende war, bestieg der König wieder den Thron und verkündete, es sei des Vaters Wille, daß man am Thore der Königinnen, den friedsamen Köni-

ginnen zu Ehren, einen Ausfall mache. Das von der vorhergehenden Blutceremonie berauschte Volk empfing diesen Befehl mit jubelnden Zurufen.

Unterdessen waren Emmelina, Wilhelmine und Günther in das Gefängniß zurückgeführt worden.

XXIX.

Die Versöhnung.

Im Zelte des Grafen Wyrich von Dhaun, des Feldhauptmanns der Reichstruppen vor Münster, lag schwer verwundet Wilderich von Ravenhorst. Er hatte bei dem Ausfall der Wiedertäufer ohne Harnisch an dem Kampfe Theil genommen und einen Büchsenschuß in die Brust erhalten. Eben trat der Feldarzt in das Zelt, um die Wunde des Ritters zu untersuchen. Wilderich bat denselben, ihm seinen Zustand unverhüllt kund zu thun, er sei auf alles gefaßt.

Der Arzt sondirte die Wunde und erklärte dieselbe für tödtlich.

„Kann ich noch drei Tage leben?" stieß Ravenhorst hastig hervor.

Ein Achselzucken des Arztes schien die Frage verneinend zu beantworten.

Von schmerzlichen Gefühlen bewegt, stierte Wilderich eine Zeit lang stumm und düster vor sich hin. Allmälig jedoch verschwand der finstere Ausdruck aus den Zügen des Ritters, und die Ruhe christlicher Ergebung trat verklärend an dessen Stelle. Ravenhorst bat die Umstehenden, ihn eine halbe Stunde allein zu lassen und ihm dann

einen Priester des katholischen Bekenntnisses zu schicken, vor welchem er seine Generalbeicht ablegen könnte.

Der Priester wollte nach ertheilter Absolution eben das Zelt verlassen, um das Viaticum zu holen, als die Vorhänge zurückgeschlagen wurden und mehrere Landsknechte erschienen, welche vier Personen zwischen sich führten: Emmelina, Wilhelmine, Günther von Reuslingen und Klopreis.

„Dem habt Ihr Euere Befreiung zu verdanken," sagte Klopreis, auf Wilderich deutend. „Herr von Ravenhorst," redete er den Kranken an, „ich habe, wie Ihr seht, Wort gehalten; gebt mir jetzt die Papiere zurück!"

Ravenhorst achtete nicht auf die Rede des Anabaptisten, sondern hatte sich im Feldbett aufgerichtet und breitete seine Arme gegen die Frauen aus. „Mutter, Wilhelmine!" rief er, alle seine Kräfte zusammenraffend.

„Hugo, du hier und als unser Befreier?" stieß Wilhelmine mühsam hervor.

„Was mir in Hirschfeld mit dem Schwerte nicht gelang, ist mir jetzt durch List geglückt," entgegnete Hugo von Kraneburg; denn Niemand anders als unser durch Bart- und Haarwuchs sowie durch die Kleidung und verstellte Sprache unkenntlich gemachte Freund Hugo war Wilderich von Ravenhorst. „Wilhelmine, Mutter, o kommt her und reicht mir euere lieben Hände! Mutter, zürnt dem sterbenden Sohne nicht mehr, der seine Verirrungen bitterlich bereut und der durch des ewigen Erbarmers Gnade allein gerettet worden ist. Frau Mutter, übt auch Ihr Gnade!"

Hugo's Mutter hatte ihr Antlitz zuerst mit Entrüstung abgekehrt; auch jetzt, wo Wilhelmine und Günther von

Reuslingen sie zwischen sich nahmen und an das Feldbett führten, starrte sie, ohne aufzusehen, zu Boden; aber es öffneten sich langsam ihre Lippen, ihr Kinn begann zu zittern, zwei tiefe Furchen liefen von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln nieder, die untern Augenlider schienen anzuschwellen, die Thränen quollen mächtig herauf und verschleierten der starken Edeldame den Blick. Erst als Hugo ihre Hand ergriff und sie weinend an seine glühenden Lippen drückte, deutete ein heftiges Schluchzen Emmelina's an, daß die Liebe über den stolzen Trotz in ihrem Innern siegte.

Jetzt hielt auch Wilhelmine den Andrang ihrer Gefühle nicht mehr zurück; weinend umschlang sie nach so langer Trennung den weinenden Gatten und besiegelte mit einem Kusse das Glück des Wiederfindens und der Versöhnung.

Günther von Reuslingen drückte dem Ritter warm die Hand zur Begrüßung.

Darauf nahmen alle drei an dem Feldbette Platz, während die Landsknechte und der Priester sich entfernten. Daß Klopreis inzwischen Hugo's Wamms, welches in einem Winkel des Zeltes auf einem Tische lag, durchstöbert, die ihn betreffenden Papiere daraus entwendet und sich mit denselben fortgestohlen hatte, war von den Anwesenden nicht bemerkt worden.

Hugo erzählte nun kurz seine Fahrten durch Deutschland und Italien. Er äußerte tiefen Schmerz darüber, daß er Herrn von Ramberg, seinen Schwiegervater, durch eine unglückliche Verkettung der Ereignisse bei der Erstürmung Triers wider sein Wissen und Wollen erschlagen und so viel Unheil im Reiche habe anrichten helfen. Nach-

dem er auch mitgetheilt hatte, wie er nach der Sickingen'schen Fehde in Schwaben von drei Freischöffen der Vehme angefallen worden sei, dieselben aber niedergehauen und alsbald, zu seiner Sicherheit vor der Vehme, Kleidung, Stimme und Namen gewechselt habe, schloß er folgendermaßen: „Meine Absichten waren uneigennützig und rein; der Richter alles Menschlichen, vor welchem ich bald erscheinen werde, weiß es. Aber wir Gebilde aus Lehm und Geist tappen blind umher hienieden und wähnen in unserm Dünkel, in die Speichen des Weltschicksals aus eigener Kraft bestimmend eingreifen zu können. Aber Er, der in der Höhe wohnt, lacht unseres kindischen Thuns, oder er ergrimmt und sein Sturmwagen fährt unhemmbar her über die Frevler, sie zermalmend, die sich wider das ewige Gesetz der ganzen Natur, wider die Ordnung, aufbäumen und den Umsturz für sich auszubeuten sich erdreisten oder, kurzsichtig, sich einbilden, durch Unordnung Ordnung schaffen zu können. Die Zeit gebiert sich selbst neu durch Gottes belebenden Hauch, und der Mensch kann nur in zweiter Reihe an der Umgestaltung mitarbeiten. Durch Lug und Trug und Eigennutz ist das neue Deutschland entstanden; das kann keinen Segen bringen. Nichts Anderes hat die Weltverbesserer auf den Schild gehoben, als Gaukelspiel und Heuchelei, durch die sie manchen wohlmeinenden Mann bethört haben: ihre Beweggründe sind die Lüste und der Stolz ihres Herzens. So ist es bei Luther, so war's bei Sickingen, so bei den Bauern, so bei Hutten, der an den Folgen seiner Ausschweifungen elend verendet ist; so bei Frundsberg und dem Connetable von Bourbon, und so ist's auch bei diesen Anabaptisten. Frundsberg's furchtbares Ende fuhr wie ein Blitzstrahl in das wogende Nebel-

gewölk meines Innern; Gottes Gnadensonne verscheuchte es vollends und erhellte meinen Blick. Es war Sein letzter Mahnruf, und wie freue ich mich, daß ich ihm folgte! Denn wer weiß, ob ich ohne denselben nicht kläglich und in der Verzweiflung geendet hätte."

Hugo schwieg, das Sprechen hatte ihn ermüdet, seine Brust ging schwer; er sank matt auf das Lager zurück. Feierliche Ruhe herrschte in dem Zelte. Als kurz darauf der Priester mit der Wegzehrung eintrat, knieeten die Anwesenden nieder, bis die heilige Handlung vollzogen war.

Dann erhob Emmelina sich vom Boden, trocknete ihre Thränen, beugte sich über Hugo, der mit geschlossenen Augen aber himmlisch verklärtem Antlitze dalag, und legte ihre Rechte auf seine gefaltenen Hände. Hugo schlug langsam die Augen auf, die, schon brechend, aus dem glühenden Mutterauge so noch neuen Glanz sogen.

„Nicht wahr, beste Mutter," lispelte er leise und tonlos, „Ihr erkennt mich wieder als Sohn an? Im Jenseits sehen wir uns wieder; da wird kein Zwiespalt, kein Schmerz, keine Thräne mehr sein..." Die Stimme versagte ihm; er holte mühsam aus tiefster Brust Athem. Seine bleichen Lippen rötheten sich vorübergehend durch einen glühenden Kuß der Mutter.

Hugo starb am Abende desselben Tages in den Armen seiner Gattin und Mutter. Seine letzten Worte waren: „Herr Jesu, meine letzte Hoffnung, erbarme dich meiner!"

Emmelina und Wilhelmine verließen Günther's Schloß nicht mehr, sondern vollendeten dort, im steten Andenken an den geliebten Todten, in Werken der Selbstheiligung ihre Tage.

XXX.

Schluß.

Einige Wochen nach Hugo's Tode, in der stürmischen Nacht vom 24. auf den 25. Juni 1535, fiel Münster durch Verrath in die Gewalt der Reichstruppen. „Hänschen Eck von der langen Straße“ und „Heinrich Gresbeck“, ein Tischlermeister, hießen die Verräther. Ein fürstbischöflicher Soldat, Namens Johann Roichel, drang in den Palast des Königs von Zion, wo er völlig ortskundig war. Johann von Leyden versteckte sich hinter der Thüre seines Cabinets und floh dann die Treppe hinunter, dem Verfolger seine Hellebarde vor die Füße schleudernd, wodurch dieser strauchelte. Der Prophet stahl sich jetzt durch eine Hinterpforte seines Palastes und flüchtete auf einen Thurm des sehr festen Aegidiithores. Ein Knabe, der ihn beobachtet hatte, verrieth ihn den Landsknechten des uns bekannten Rottmeisters Burchard, welcher zuletzt in fürstbischöflichen Diensten stand, da Kraneburg ihn nach der Trierer Fehde entlassen hatte. Auch die übrigen Häupter der Wiedertäufer wurden fast sämmtlich lebendig gefangen genommen; nur Rothmann entkam nach Ostfriesland, wo seine Spur verschwindet.

In der Schatzkammer des Königs von Zion fand man mehr als hunderttausend Goldgulden vor. Dieselben wurden nebst den Reichsinsignien und übrigen Kleinodien des Propheten dem Fürstbischofe, der vier Tage nach Eroberung der Stadt feierlich in dieselbe einzog, ausgeliefert. Münster glich einem großen Trümmerhaufen; auf den Straßen und in den zerstörten Häusern lagen Leichen über Leichen. Ausgehungertes Volk kauerte dazwischen und erwartete den Tod oder nagte das theilweise schon in Verwesung übergegangene Pferdefleisch gierig von den Knochen. Kein Wunder, daß in der schwer heimgesuchten Stadt obendrein noch die

Pest ausbrach. Der lutherisch gesinnte Fürstbischof zog es vor, die Stätte des Todes zu verlassen, während ungefähr um dieselbe Zeit ein „Römling“ von echtem Schrot und Korn, der italienische Bischof Karl Borromäus, in Mailand die Pestkranken aufsuchte und ihnen den letzten Christentrost spendete.

Ueber die Wiedertäufer, welche nicht durch das Schwert der Reichstruppen umgekommen waren, wurde strenges Gericht gehalten. Alle, die der Irrlehre nicht entsagten, wurden hingerichtet. Zu diesen gehörte auch die erste Königin Katharina Divara.

Johann von Leyden wurde zum Verhör vor den Fürstbischof nach Iburg geführt.

„Mit welchem Rechte,“ redete Franz von Waldeck ihn an, „hast du dir solche Macht angemaßt über meine Stadt und deren Einwohner?“

„Wer hat dir Recht und Gewalt über die Stadt Münster gegeben?“ frug der Anabaptist zurück.

„Die habe ich durch die freie Wahl des Domcapitels erhalten, Papst und Kaiser haben mich bestätigt,“ versetzte der Bischof. „Wie konntest du so jämmerlich mit meinen Unterthanen umspringen?“ fragte er weiter.

„Mein lieber Waldeck,“ lautete die Antwort: „Wäre es nach meinem Sinne gegangen, so hätten eher Alle Hungers sterben sollen, als daß ich die Stadt aufgegeben hätte. Haben wir dir viele Kosten verursacht, so kann ich dir hundertfältig helfen. Stecke mich in einen Käfig und laß mich in allen Ländern Europa's zur Schau herumführen. Du brauchst nur einen Gulden von Jedem zu nehmen, der den König von Zion sehen will, und du bekommst Geld genug.“

„Gut,“ versetzte der Fürstbischof, „ich will dich in einen Käfig sperren lassen, aber ganz anders, als du hoffst.“

Wirklich wurde der König von Zion in einem eisernen Käfige auf Geheiß des Fürstbischofs von Burchard und dessen Landsknechten in Westfalen und den umliegenden Ländern herumgeführt.

Nach sechsmonatlicher Haft wurden Johann von Leyden, Knipperdolling und Krechting, als die drei Häupter der Secte, nachdem Franz von Waldeck sie vergebens durch zwei protestantische Theologen zu bekehren versucht hatte, auf das Schaffot gebracht. Es war am 22. Januar 1536. Neben den Schandsäulen erblickte man zwei eiserne Pfannen mit glühenden Kohlen und drei Zangen. Den verstockten Anabaptisten wurde „auf Erkenntniß des Hochfürstlichen Münster'schen Landesfiscus zur wohlverdienten Strafe und Andern zum Abschrecken alles Fleisch mit den glühenden Zangen vom Gebein abgerissen, demnächst die Gurgel und das Herz mit einem glühenden Eisen durchstochen." Ihre Gerippe wurden, in eiserne Körbe eingeschlossen, am Lamberti-Thurm aufgehängt. Die Käfige hängen als Wahrzeichen zur Stunde noch dort.

Das Bisthum Münster, welches anfangs dem Protestantismus nicht abgeneigt war, verlor durch die Wiedertäuferwirren allen Geschmack daran; es wurde wieder und blieb seitdem katholisch.

Klopreis wurde seinem Landesherrn, dem Kurfürsten von Köln, ausgeliefert und zu Brühl auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Hilchen von Auffeß und sein Cumpan, der Ritter Wendelin, welche unsern Helden aus Eigennutz hatten vervehmen lassen, entgingen ihrer Strafe nicht. Wegen Mißbrauchs der heiligen Vehme sowie wegen Räuberei und Todtschlags wurden sie in der Nähe von Arnsberg durch Freischöffen aufgeknüpft.

Inhalt.

Labadye, Albert de

Wilderich von Ravenhorst und die deutschen Vaticanstürmer

Köln 1868